Stat. Bibliothek
Regensburg
Germ. 149 i (1

III. 274. 1.
Germ. 149

Der
Baron von Bergedorf,
oder
das Princip der Tugend.

Von

August Lafontaine.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1803.

So geht es in der Welt.

Von

August Lafontaine.

Erster Band.

Der Baron von Bergedorf,

oder

das Princip der Tugend.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1803.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

149 l / a

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Der
Baron von Bergedorf,
oder
das Princip der Tugend.

1.

Der Menschenfeind.

An einem nebeligen Herbstabend kam Herr Brand nach Eulenrode, einem Dörfchen am Harz, worin er das größte Bauergut gekauft hatte. Ohne einen Blick auf die Menschen zu werfen, die sich aus der Nachbarschaft um den Wagen versammelten, stieg er aus, und trat in seine neue Wohnung. Hinter ihm folgte eine Frau, die einen Knaben auf dem Arme trug, und, indem sie in das Haus ging, den Bauern freundlich zunickte. Herr Brand nahm den Knaben an seine Brust, ging heftig das Stübchen auf und nieder, und sagte endlich: „hier oder nirgends!" — Und die Mama? fragte der Kleine. — „Gutes Kind," erwiederte der Vater, indem er ihn auf den Boden stellte,

und die Augenbraunen tief und schnell über die Augen senkte: „du hast keine Mutter! ... O, jedes Thier hat eine! ... Sie sah dein Lächeln; und dennoch zerriß die wilde Begier das heilige Band! ... Ohne die zarte Liebe, ohne die schöne Thräne des Mutterherzens mußt du aufwachsen. Eine finstre Wolke, das Verbrechen deiner ... es wird schwer, drückend, auf deiner Jugend liegen. O mein Sohn!" — Er streckte die Arme nach dem Knaben aus, und dieser hüpfte lächelnd hinein.

Der Vater rief die Frau, die mit ihm gekommen war, und sagte finster: „hier! nimm den Knaben; und, bei Gott! ich rathe dir, daß du ihm nie ein Wort von seiner Mutter sagst! Du bist es, du sollst es seyn! ... Geh; ich will ungestört bleiben." —

Herr Brand schlug einen Accord auf einem schönen Klaviere an, und sagte dann kalt: „es ist verstimmt; eine physische Nothwendigkeit hat die schöne Harmonie zerstört. O, könnte ich das Herz der Menschen wie

diese Saiten wieder stimmen, zur Tugend, oder nur zur Reue!" — Er sprengte die Saite, indem er sie stimmen wollte, und sagte: „so! zerrissen auf ewig! Nie tönt sie wieder, diese Saite voll Wohllaut! auf ewig zerstört! Das ist die Geschichte der Unglücklichen."

Der edle Mann, dessen eigentlicher Nahme von Bergedorf war, hatte in Dresden ohne Amt, in einer genußreichen Ruhe gelebt und sich lange nach einem Mädchen umgesehen, mit dem er sein Glück theilen könnte. Wenn ihm seine Schwester, Frau von Graven, die Freuden einer reinen Liebe pries, sagte er mit einem bitteren Lächeln: „wo ist diese Liebe?" — Ueberall, in jedem Herzen, Bruder, antwortete die Schwester dann theilnehmend; aber du foderst von der Erde den Himmel, von dem schwachen jungen Herzen die Liebe einer höheren Welt. — „Fodre ich sie," sagte ihr Bruder, „so muß sie zu finden seyn!"

Endlich glaubte er, sie wirklich gefunden zu haben. Er besuchte eines Tages einen

der Lustgärten bei Dresden, und stieß in dem dunkelsten, abgelegensten Theile desselben auf einen Menschen, der ihn gleich bei dem ersten Anblick interessirte: ein hageres, von der Sonne braun gebranntes Gesicht, in dessen edlen Zügen sich die Verzweiflung mahlte. Er ging dreist auf den Unbekannten zu, der sich, doch ohne Aengstlichkeit, seinem Blicke zu entziehen suchte, und redete ihn an. Der Unbekannte antwortete einsylbig, nur Ja, Nein, oder Hm! und zuletzt sagte er finster: Herr, ich will allein seyn.

„Wenn mich nicht alles triegt," hob Bergedorf mitleidig an, „so sind Sie unglücklich."

Was geht das Sie an! Ja, das bin ich. Aber was geht es Sie an! Ich will allein seyn.

„Was es mich angeht? Ich bin ein Mensch! Das Unglück eines Menschen, eines Mannes, der, wie es scheint, bessere Tage gesehen und sie verdient hat, sollte mich nichts angehen? Sie haben etwas vor, lieber Mann, etwas Schreckliches!" — Der

Unbekannte schlug die wilden Augen zu Boden; dann wendete er sich finster ab, um zu gehen. Bergedorf faßte seine Hand, und fühlte darin ein kleines Taschenterzerol. Er sah dem Unbekannten starr in's Gesicht, und bemächtigte sich mit sanfter Gewalt des tödtlichen Gewehres.

O, zum Teufel! sagte der Unbekannte, wie ein Mensch, der auf einem Verbrechen ertappt wird.

Bergedorf drückte ihm mit Herzlichkeit die Hand, und die starre Härte des Unglücklichen schien sich bei diesem Händedruck aufzulösen. „Guter Gott!" sagte Bergedorf nun; „wie hart mögen die Menschen Sie behandelt haben, um Sie auf diesen Punkt zu bringen!"

Der Unbekannte schwieg eine Weile; dann sagte er ehrlich: ich habe mich über niemand zu beklagen, als über mein hartes Schicksal.

„Sehr edel! Das fesselt mich noch stärker an Sie. Ich biete Ihnen an, was ich habe: Mitleiden, Hülfe, Schutz."

Wer hat denn bei Ihnen gebettelt, Herr? fuhr Jener trotzig auf. Lassen Sie mich in Ruhe, oder . . .

„So nennen Sie mir Ihr Unglück," sagte Bergedorf ein wenig verlegen. „Ich will alles für Sie thun."

Der Unbekannte schien nachzusinnen; er schüttelte unwillig den Kopf, kämpfte mit sich selbst, erröthete, und seine ganze Gestalt wurde demüthig, gebeugt, so stolz sie auch vorher gewesen war. Nun, es sey auch darum! sagte er endlich mit gebrochenen Tönen. Verdammtes Schicksal! ich ein Bettler! . . . Ich habe eine Tochter; nehmen Sie Sich ihrer an. Doch wer sind Sie? Ich muß erst wissen . . .

„Ich bin der Baron Bergedorf."

Der Unbekannte lächelte. So geht es, ja! . . . Können Sie meine Tochter in irgend ein Stift bringen? Sie ist aus einem guten Hause.

„Sie soll meine Tochter seyn."

Hm! hm! Zwar — so oder so! Das verdammte Schicksal! Wohl, ich muß! — Er

dachte einige Sekunden nach. — Hätte ich tausend Thaler! . . .

„Könnten die Sie retten, glücklich machen?"

Ja! Sicher untergebracht, geben sie jährlich funfzig Thaler. Meine Tochter braucht nicht viel; sie könnte davon leben.

„Und Sie? Sie scheinen Sich zu vergessen."

Ich? ich? rief der Unbekannte, mit funkelnden Augen, und griff hastig nach dem Terzerole.

Bergedorf schleuderte es in einen Graben, und sagte: „Führen Sie mich zu Ihrer Tochter." Er wollte den Unbekannten fortziehen; dieser war aber wie fest gewurzelt. Nein, es ist nicht möglich! sagte er zuletzt; ich bin ein Edelmann! Nein, ich kann Ihnen nicht zeigen, wozu mich die Noth, das Mitleiden mit meinem Kinde gebracht hat. Gott! ich habe meine Tochter gezwungen . . . — Er rang die Hände, und schlug den beschämten Blick zu Boden.

Bergedorf erblaßte. „Schrecklich, wenn

ich Sie verstehe!" sagte er, ergriffen und mitleidig.

Ja, ja, Sie haben mich verstanden. Die Noth zwang mich und meine Tochter, unser Leben mit den niedrigsten Arbeiten zu fristen. Ich — setzte er leise hinzu — flechte Körbe, für Geld! Sie werden sagen: ich hätte mich einem Fürsten zu Füßen werfen sollen. Aber Herr, so oft ich den Entschluß gefaßt hatte, schien mir immer das Betteln noch schändlicher, als Handarbeit. Herr, Sie sind der Erste, dem ich gestehe, daß ich ein Edelmann bin! Wüßten Sie, wie unaussprechlich ich meine Tochter liebe, Sie würden begreifen, wie ich dazu kam!

Brand erstaunte. „Sie haben Körbe geflochten . . .?"

Um mein Kind vom Verhungern zu retten, fiel der Unglückliche schnell ein.

Bergedorf drückte ihm zärtlich die Hand, und fragte nun lächelnd: „halten Sie denn Arbeit für schimpflich?"

Der Unbekannte gerieth in Verwirrung. Meine Ehre, sagte er leise und furchtsam.

O, ich hätte früher aufhören sollen zu leben! Aber ich mußte ja das Leben tragen, um mein hülfloses Kind zu erhalten. Doch jetzt ... jetzt ... ich kann nicht mehr! — Es flossen aus seinen Augen Thränen, die er vergebens aufzuhalten suchte. Sehen Sie, rief er zornig; so weit hat mein verdammtes Schicksal mich gebracht, daß ich weine!

„Ich liebe diese Thränen," sagte Bergedorf; „Sie sehen, daß auch ich weine."

Der Unbekannte trocknete mit Heftigkeit seine Augen, und sagte: ich war Officier. Nun wissen Sie alles!

„Noch immer nichts. Führen Sie mich zu Ihrer Tochter. Ihre Augen sollen künftig nur Freudenthränen weinen. Ich weiß ein Mittel, Ihnen zu helfen, ohne daß Sie zu betteln oder zu arbeiten brauchen."

So lassen Sie uns eilen! sagte der Officier mit funkelnden Augen; denn ... denn ... Gott im Himmel! ... Ich wußte keinen Ausweg mehr, als den mit dem Terzerole; und um fünf Uhr bekommt meine Tochter das unglückliche Billet, das ihr mei-

nen Tod ankündigt. — Er eilte mit so schnellen Schritten voran, daß Bergedorf Mühe hatte ihm zu folgen. Im Gehen kam der letztere doch zu der Betrachtung, daß Theilnahme an einem Manne, der Arbeit für Schande halte, und der, um sein Unglück zu endigen, feigherzig das Leben habe verlassen wollen, halb verschwendet sey. Indeß er folgte dem Antriebe des Mitleidens, und der Unbekannte führte ihn nun in eine abgelegene Straße der Stadt, in ein kleines Häuschen, auf eine armselige Bodenkammer. In dieser stürzte ihnen ein Mädchen mit wilden Blicken entgegen, warf sich laut schreiend an den Hals ihres Vaters, und sank dann in seinen Armen ohnmächtig zusammen.

Bergedorf fing sie auf; denn der Vater hatte nicht Kräfte genug dazu. O, Gott! Sie leben noch? sagte das Mädchen, als sie die Augen wieder aufschlug. Der Vater zeigte schweigend auf Bergedorf. Die Tochter warf sich diesem zu Füßen, küßte seine Hände, und heftete die in Thränen funkelnden blauen Augen entzückt auf die seinigen. Ber-

gedorf hob sie auf, küßte ihre blasse Wange, und sagte in froher Eil, er wolle ihr Freund, ihr Beschützer seyn. Nun setzte sie sich neben ihren Vater, der in ein starres Nachdenken versunken war, liebkos'te ihm, und suchte ihn zu erheitern.

Bergedorf stand am Fenster, und betrachtete das Mädchen. Ihre gelben Locken — in der schrecklichen Angst hatte sie die Haube abgerissen — ihre gelben Locken ringelten sich über alabasterne Schultern und eine schöne jugendliche Brust. Eine leichte Kleidung umgab die edle schlanke Gestalt. Auf den blassen Wangen hingen glänzende Thränen, wie reine Thautropfen auf Rosenknospen. Liebe, Freude, Entzücken beseelten das fromme blaue Auge, das unter langen Wimpern hervor glänzte. Bergedorf sah nicht auf ihre armselige Kleidung. Das Mädchen schien ihm ein segnender Engel, der einen sterbenden Greis tröstet; und er war schon jetzt entschlossen, die Familie wohlhabend und glücklich zu machen.

Er drückte den Vater mit einem zärtli-

cheren Gefühle, als dessen Unglück bei ihm hatte erregen können, an seine Brust, und sagte: „o, wie glücklich sind Sie! und wie glücklich bin ich, daß ich Sie gefunden habe! Sie sehen mich sogleich wieder." Er eilte nach Hause, nahm eine einfache Kleidung von seiner Schwester, und einen von seinen Anzügen. Dann fuhr er zu einem Handwerksmanne, dem er Wohlthaten erwiesen hatte, und hieß ihn zwei Zimmer für Fremde, die er bringen würde, in Stand setzen. Nun fuhr er wieder zu dem Officiere, der ihn jetzt mit finstern Blicken ansah, und sogleich anhob: ja, ich will Ihre Hülfe annehmen, ich will. Das habe ich meiner Tochter bei meiner Ehre versprochen. Sie hat es mir abgelockt. Gott vergebe es dir, Hannchen! Ich will. Aber glücklich, Herr, werde ich nicht seyn. Ich war immer ein Mann von Ehre. Und jetzt? Jetzt bin ich ein Bettler.

Bergedorf sagte: „ich habe eine anständige Wohnung für Sie besorgt, und werde es leicht dahin bringen, daß Sie angestellt

werden. Dann können Sie mir alle meine Auslagen wieder erstatten."

Gewiß? fragte der Vater heiterer. Bergedorf versicherte es, und packte nun mit jugendlicher Freude den Anzug für Hannchen aus, den er mitgebracht hatte. Sie lächelte bei dem Anblick des Putzes, legte ihn auf sein Bitten hinter einem Vorhange sogleich an, und kam nach einigen Minuten gekleidet wieder zum Vorschein. Bergedorf konnte seine Blicke nicht von dem Mädchen abwenden. Der ernste Mann steckte ihr sogar mit großem Vergnügen das Halstuch nach der Mode, und half ihr das Haar unter einen Strohhut legen, was Hannchen, bald lächelnd, bald erröthend, sich gefallen ließ. Dann berichtigte er, was noch im Hause zu bezahlen war, und führte den Vater in den Wagen. Nach einigen Minuten war die Familie in ihrer neuen Wohnung, wo Hannchen bald vor einen Spiegel trat, und, mit lieblicher Unschuld lächelnd, ohne Ziererei, ihr Bild betrachtete.

Bergedorf nannte jetzt Unschuld, was

er sonst immer Eitelkeit nannte, und nahm sich vor, anstatt des kleinen Spiegels, für Hannchen einen großen besorgen zu lassen.

So fröhlich Hannchen auch war, so finster blieb ihr Vater. Das ist zu viel! das ist zu theuer! sagte er bei allem, was ihm in die Augen fiel. Sie stecken mich in eine Schuldenlast, Herr Baron, die ich nicht werde bezahlen können. Bergedorf fühlte, daß er nothwendig erst das Vertrauen des Alten gewinnen müßte, ehe er seinen Plan ausführen könnte. Er begleitete ihn daher in sein Zimmer, machte ihm die sichersten Hoffnungen, ihm in Dresden auf irgend eine Art ein Gehalt zu verschaffen, und gab ihm feierlich das Versprechen, die genaueste Rechnung über alle Auslagen zu halten. Aber, sagte der Mann auf einmal: was soll ich werden? Soldat? Das geht nicht; denn ich bin ein geborner Preuße.

„Es dienen manche Preußen hier."

Mag seyn. Als Schreiber vielleicht, oder so etwas. Ich habe der Preußischen Fahne

geschwo=

geschworen. Und etwas anders als den Militairdienst verstehe ich nicht.

„Es giebt Stellen, bei denen nichts zu thun ist; und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie . . .“

Nein! Besoldung ohne Arbeit, Herr, verträgt sich nicht mit meiner Ehre. Lieber verhungern!

Bergedorf sah bald, daß er mit dem Alten auf diesem Wege nicht fortkommen würde. Er bewunderte die feste Redlichkeit des Mannes, ob es ihm gleich ein wenig seltsam vorkam, daß er alles auf sein Vaterland, auf seinen Adel und sein Porteepée bezog. „Es ist Ihre Pflicht,“ sagte er sanft, „es ist Tugend, daß Sie die Hülfe, die sich Ihnen anbietet, nicht allzu eigensinnig ausschlagen.“

Was Pflicht! was Tugend! Zum Henker, was gehen mich d i e an! Ich frage Sie: darf ein Mann von Ehre, ein Unterthan des großen Friedrich, ein Officier, der sein Porteepée trug, darf ein Edelmann ein Amt annehmen, das er nicht versehen kann, oder

eine Besoldung ziehen, für die er nichts thut? Lieber verhungern! Kann ich hier Soldat seyn, da es vielleicht möglich wäre, daß ich gegen meinen König dienen müßte? Tausendmal lieber verhungern! Was Pflicht! was Tugend! Ehre verloren, alles verloren. Und meine Ehre, Gott Lob! die habe ich noch. Das Korbmachen? Herr, ich mochte so viel darüber sinnen, als ich wollte — das that ich als Vater; und wer es mir vorwirft . . . Es war große Noth, sage ich Ihnen. Im zweiten Schlesischen Kriege habe ich als Junker Schanzkörbe flechten helfen, um mein Leben dahinter zu erhalten. Sollte ich für das Leben meines Kindes weniger thun? Für Geld, werden Sie sagen. Das ist wahr. Aber, Herr, ein Fürst, der König selber, würd' es, glaub' ich, gethan haben, wenn er sein Kind hätte vor Hunger wimmern hören, wie ich! Die Hände zitterten mir, mein Herz brach bei der Arbeit! Und will es mir nun jemand vorwerfen, so — muß ich es leiden. Was thut ein Vater nicht für sein Kind!

Bergedorf drückte ihm innig die Hand,

so sonderbar es ihm auch vorkam, daß der Mann beinahe ein Verbrechen begangen zu haben glaubte, wo er selbst die höchste Tugend sah. Er foderte ihn auf, seine Geschichte zu erzählen, und erstaunte, als er Folgendes hörte.

Ich habe mein Unglück selbst verschuldet, Herr Baron, und alles verloren, was mir lieb war, weil — meine Ehre es foderte. . . . Ehemals diente ich als Kapitain. Der Bruder eines vielgeltenden Mannes, ein boshafter Mensch ohne Ehre, stand bei demselben Regimente. Alles fürchtete ihn; denn hatte ihn Jemand beleidigt, so hetzte, schrieb und verläumdete er so lange, bis sein Beleidiger unglücklich gemacht war. Was ging das mich an! Auch schwieg ich, und biß nur zuweilen die Zähne zusammen. Nun hatten wir da einen alten Officier beim Regimente. Freilich war er kein Edelmann, aber sonst ein braver Soldat, und ein guter Mensch dazu. Wir alle wünschten, der König möchte ihn auf eine andre Art versorgen, als beim Militair. Auch ich wünschte das; denn sehen Sie . . . —

„Ich weiß, ich weiß," fiel der Baron ein. „Fahren Sie nur fort."

Nun, diesen alten Mann brachte er auf eine unerhört schändliche Weise vom Regiment, daß der Unglückliche um Brot und alles kam. So wie ich das hörte, stieg mir das Blut zu Kopfe. Ich sagte mir wohl hundertmal: was geht es dich an! Aber ich konnte nicht ruhig bleiben; der alte Mann kam mir gar nicht aus dem Sinne. Was ich hatte, gab ich ihm; freilich nicht viel. Ich dachte, nun ist es gut. Aber nein. Wie es zuging, daß ich mich gerade dieses Mannes so annahm, weiß ich selbst nicht. Vielleicht, weil alles gegen ihn war? oder weil er sich nicht wehren konnte? Genug, ich war erbittert. Nun sagte meine Frau einmal von dem Schurken: „ich schäme mich ordentlich, mit ihm in Gesellschaft seyn zu müssen!" Und ich, Herr, mußte mit ihm dienen! Dies Wort gab mir Licht darüber, was meine Ehre von mir foderte. Liebste Frau, sagte ich, als ich den Degen ansteckte, um auf die Parade zu gehen: ich setze heute

mein Brot, mein Fortkommen in der Welt, auf's Spiel; aber ich muß. — Sie erschrak. Ich fuhr fort: heute auf der Parade werde ich dem Menschen öffentlich sagen: ich schäme mich, mit Ihnen dieselbe Uniform zu tragen, weil Sie ein Schurke sind. Meine Frau jammerte. Sie brachte mir unsre Tochter, und beschwor mich, Mitleiden mit dem Kinde zu haben. Das Herz brach mir; aber ich ging. Denn meine Ehre, die Ehre meines Standes . . .! Ich sagte, was ich mir vorgenommen hatte. Der Mensch mußte quitiren, und ich — wie ich es auch schon erwartete — wurde chikanirt, bis ich meinen Abschied foderte.

„Edler Mensch!" sagte der Baron. „Aber nun das beseligende Gefühl in Ihrer Brust, für die Pflicht alles aufgeopfert zu haben!"

Den Teufel auch! Ich hatte die Hölle in der Brust, als meine Frau ohnmächtig hin sank, und ich nun weiter nichts vor mir sah, als ein Bettler zu werden. Wohl hundertmal wünschte ich, ein Bürgerlicher zu seyn; dann hätte mich die Sache nicht ge-

kümmert. Ich sagte meiner Frau: mußte ich nicht? Meine Ehre! Sie hatte aber von diesem Augenblick an einen Widerwillen gegen mich, den ich durch die größte Liebe nicht besiegen konnte. Herr, ich war unbeschreiblich unglücklich. Die Verwandten meiner Frau brachten es dahin, daß ich wieder angestellt werden sollte, wenn ich mich zu einer Art von Ehrenerklärung verstände. Ich frage Sie, ob ich das konnte! War ich ein Bürgerlicher . . . —

„Ei, Herr Kapitain, dann konnten Sie es eben so wenig!" sagte der Baron etwas unwillig.

Das sehe ich nicht ein. Doch weiter! Der Widerwille meiner Frau wurde Haß. Dies machte mich sehr unglücklich; denn ich liebte sie. Sie starb, und verwünschte mich noch in ihrer letzten Stunde. (Er trocknete sich die Augen.) Ich war Schuld, das konnte ich mir nicht ableugnen; doch jetzt mußte ich mein Schicksal tragen. Bis dahin hatte ich von einem kleinen Vermögen gelebt; das ging aber auf die Neige. Ich ge-

rieth hieher. Ein Verwandter von mir hatte mir goldne Berge versprochen; doch, als ich da war, muthete er mir Dinge zu, die sich mit dem Porteepée nicht vertrugen. Er wurde mein Feind. Nun . . . nun war ich ganz arm! Ich hungerte — Herr! ich schäme mich, zu sagen, daß die Menschen einen Mann von Ehre hungern ließen! — Mein Wirth, ein Korbmacher, schlug mir vor, ihm bei seiner Arbeit zu helfen. Hunger ist das Schrecklichste auf der Erde. Ich ging auf die Elbbrücke. Ein Sprung, dachte ich, und die Ehre deines Porteepée's ist gerettet. Schon hob ich den Fuß auf. Was mich zurückhielt . . . Herr, was mich zurückhielt — Er schlug die Hand vor die Augen.

Der Baron fühlte sich bewegt, und sagte nichts von dem, was er zu sagen gehabt hätte.

Nicht meine Ehre; die hätte ich in der Elbe gerettet: nein, die Ehre meiner Tochter. Sie war funfzehn Jahre alt, und schön. Verlor sie mich, so wurde sie . . . Man hatte schon Versuche gemacht, sie zu

verführen, weil man sie nicht für ein Fräulein hielt. . . . Ich zog sehr ungern den Fuß wieder zurück, und wünschte, meine Tochter möchte sterben. Aber sie lebte und foderte Brot von ihrem unglücklichen Vater. „Morgen," sagte ich in der größten Verzweiflung, „sollst du Brot haben. Wir wollen unserm Wirthe Körbe machen helfen." Ich verbrannte mein Patent, und trug in der Nacht meinen Degen mit dem Porteepée an die Elbe. Hier zog ich ihn noch einmal, und warf ihn dann mit bebender Hand in den Strom. O Herr, die ganze Welt lag wie eine schwere Last auf mir, als ich nach Hause schlich. Meinen Gram mußte ich sogar vor meiner Tochter verbergen, und lächelnd die Weidenruthen flechten. Die Arbeit gab uns nicht satt zu essen; sie erhielt uns aber das Leben doch drei Jahre lang. Da machte man mir . . . Sie haben meine Tochter gesehen . . . Man machte mir abscheuliche Anträge . . . Es wurde mir Geld geboten, wenn sie, wenn die Tochter eines Officiers . . . Herr, ich sprang auf, und wollte eben

bei meiner Ehre schwören, dem Elenden, der mir den Vorschlag thun ließ, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Aber, ich hatte ja für Geld das Korbmacher-Handwerk getrieben; er brauchte meine Foderung nicht anzunehmen. Meine Ehre war hin! Ich knirschte mit den Zähnen, das war alles. Die Armuth drängte uns schrecklich. Was der Hunger bei mir gekonnt hatte — ich frage Sie: konnte er das nicht auch bei meiner Tochter? konnte sie nicht ihre Ehre so gut wegwerfen, wie ich meinen Degen? . . . Für das letzte Geld kaufte ich Kugeln und Pulver, und lud zwei Terzerole, die mir ein Freund in Verwahrung gegeben hatte, und die also nicht einmal mir gehörten. Ich war Willens, erst meine Tochter, und dann . . . — — Das konnte ich nicht. Ich schrieb ihr, daß ich sterben wollte, schrieb ihr, wo das andre geladene Terzerol läge, und ging in den Garten, wo Sie mich gefunden haben.

Der Baron saß lange schweigend da. „Und der Selbstmord," fragte er dann mit einem Seufzer, „scheint Ihnen nicht Unrecht?"

Unrecht? Die Fürsten haben das Recht über das Leben ihrer Soldaten; und ich hätte nicht das Recht über mein eigenes?

Der Baron stand auf und ging. — Seltsamer Mensch! dachte er unterweges. Sollte man glauben, daß ein Porteepée die Quelle der höchsten Tugend seyn könnte? Und doch ist hier der Fall. — Tugendhaft ist er aber auch nicht; nur ein Mann von Ehre, wie er selbst sich ausdrückt. Der Tugendhafte kann nicht sagen: wäre ich ein Bürgerlicher gewesen, ich hätte anders gehandelt. —

Am folgenden Tage erzählte er seiner Schwester, der Frau von Graven, die kleine Begebenheit. Sie sagte lächelnd: lieber Bruder, der Officier hätte so gehandelt, wie er handelte, und wären auch sein Vater und sein Großvater Korbmacher gewesen. Er ist edel, ist tugendhaft. Gott Lob, daß der Mensch das seyn kann, ohne eine Sylbe von allen deinen feinen Distinktionen über das wahre Schöne, über reine Sittlichkeit, und über das höchste Gut zu wissen! — Aber ich muß deine Leutchen doch auch kennen ler en.

Die Frau von Graven fuhr in Gesellschaft ihres Bruders hin. Mit ein Paar kleinen Schmeicheleien stahl sie sich bald in das Herz des ernsten Kapitains. Sie bezog alles auf die Ehre, wie er selbst; und unter dem Schein, als stimmte sie ihm bei, brachte sie ihn in einer Stunde dahin, daß er es nicht mehr schimpflich fand, Wohlthaten von ihr und ihrem Bruder anzunehmen. Sie kam bei diesem Einen Besuche weiter, als ihr Bruder, welcher der Wahrheit nicht das Mindeste vergeben wollte, in einem halben Jahre gekommen seyn würde.

Brüderchen, sagte Frau von Graven auf dem Rückwege, die Tochter deines Kapitains ist erstaunlich hübsch, und du, wenn du es mir nicht übel nehmen willst, scheinst das auch schon bemerkt zu haben. Ich traf dich auf Blicken, die hoffentlich noch brennender werden sollen, wenn du sie erst in dem Putze sehen wirst, den ich ihr schicken will.

„Das verbitte ich," sagte der Baron erröthend. „Sie ist für ihre Umstände gut genug gekleidet; und hätte ihr ein Anzug

von deiner Jungfer gepaßt, so wäre mir der von dir viel zu gut gewesen."

Die Tochter eines Edelmannes! Bedenke doch! die Tochter eines so pünktlichen Edelmannes!

„Was Edelmann! Ich habe sie gerettet, und will nun, daß sie ihren Vater, wie er für sie Körbe geflochten hat, ernähren, und daß sie für ihn arbeiten soll. Der Vater wird, denk' ich, noch lernen, daß nichts schändet, als ein schlechter Mensch zu seyn. Das Mädchen ist schön, reitzend, ja, so schön, als ich . . ." — Seine Schwester lächelte, und er brach ab.

Den Nachmittag fuhr die Frau von Graven wieder zu dem Kapitain, und nahm eine Menge Putz mit. Sie fand ihn bei übler Laune; denn er hatte überlegt, daß im Grunde alles, was der Baron für ihn thäte, doch nichts als eine Wohlthat wäre. Die Frau von Graven aber setzte sich zu ihm, und sagte feierlich: von Wohlthaten kann hier nicht die Rede seyn, mein lieber Kapitain, sondern nur von der Ehre Ihres und unsres

Hauses. Mein Bruder hat sich Ihrer angenommen, wie eines Unbekannten. Nun, es wäre auf Sie angekommen, zu thun, was Sie für gut hielten. Seitdem wir aber einen Umstand wissen, hängt es nicht mehr so geradezu von Ihnen ab, die Mittel zu einem besseren Leben auszuschlagen. Sie heißen Grosser; und meine Großmutter war aus Ihrer Familie. Wir haben also die Ehre, nahe mit Ihnen verwandt zu seyn."

Der Kapitain seufzte, und die Frau von Graven fuhr fort. „Sie werden leicht einsehen, daß es uns nicht gleichgültig seyn kann, in welcher Lage Sie sind, besonders da eben diese Großmutter für beide Häuser, Bergedorf und Grosser, ein Fideikommiß hinterlassen hat, aus dem die zurückgekommenen Mitglieder unserer Familien unterstützt werden sollen. Also, mon cousin, bekommen Sie eigentlich weiter nichts, als was Ihnen gehört."

Der Kapitain fragte erheitert: kann ich die Urkunden sehen?

„Sobald mein Bruder einmal nach dem

Stammgute reist; dort liegen sie in dem Archive. Also, mon cousin, leidet Ihre Ehre nicht im mindesten. Sie erben: das ist alles."

Gut, gut, wenn ich mit meinen eignen Augen sehe! sagte der Kapitain, und rieb seine Stirn. Ich kann Ihnen wohl sagen, daß ich entschlossen war, das Nöthigste von Ihnen anzunehmen, um mein Kind zu retten; aber nur das Nöthigste.

„Nein, nein, Sie treten mit vollem Recht in die Erbschaft." — Jetzt ließ sie ihr Paket hereinbringen, kleidete Hannchen an, und fuhr dabei fort zu erzählen, daß die Familie Bergedorf ihren Reichthum eigentlich der Großmutter verdankte. Hannchen dachte nicht an die Großmutter, und betrachtete sich lächelnd im Spiegel.

Der Baron trat herein, und konnte die Augen kaum von dem schönen Mädchen abwenden. Die Frau von Graven erzählte ihre Fabel von dem Fideikommiß noch einmal weitläuftig, und ihr Bruder schwieg, weil er in Anschauen versunken war.

„Aber, Schwester . . .!" sagte Bergedorf, als er mit ihr im Wagen saß.

Aber Bruder, ist nicht dein Reichthum ein Fideikommiß, das dir die Vorsehung anvertrauet hat, allen Unglücklichen aus unserer Familie, die Mensch heißt, nicht Grosser und nicht Bergedorf, zu helfen? Und giebst du nicht einem kranken Kinde die Medicin, die es gesund machen soll, so süß als möglich?

Der Baron schüttelte den Kopf; doch Hannchen hatte ihm in ihrer neuen Kleidung so wohlgefallen, daß er die Lüge seiner Schwester vergaß, und eben so seinen Vorsatz, dem Mädchen nur die Kleidung einer Bürgerstochter zu geben. Frau von Graven, die schon fast daran verzweifelte, ihren Bruder verheirathet zu sehen, that jetzt alles, was sie konnte, ihn durch das schöne Hannchen erobern zu lassen. Waren sie und ihr Bruder zugleich bei dem Kapitain, so hatte sie mit diesem immer so viel abzureden, daß ihr Bruder ganze Stunden mit Hannchen allein bleiben mußte; und nicht lange, so er-

kappte sie ihren Bruder schon auf Blicken, in denen die Liebe unverkennbar flammte. Hannchen spielte die Rolle, welche die Frau von Graven ihr gab, mit der Unschuld eines Kindes: nicht, weil sie, wie jene glaubte, noch ganz unschuldig war, sondern weil sie ihrer Wohlthäterin gehorsam seyn zu müssen glaubte, und weil ja diese gütige Frau weiter nichts von ihr verlangte, als Freundlichkeit, Vertrauen, und einige Händedrücke für den Baron.

Das Herz des armen Hannchens war nicht mehr so ganz unbefangen. In eben dem Hinterhause, das sie und ihr Vater bewohnt hatten, wohnte auch ein junger Künstler, der fast nicht weniger arm war, als der Kapitain, sein Nachbar, weil es ihm, so vortrefflich er auch zeichnete und mahlte, an der Empfehlung einer schönen Frau oder eines bedeutenden Mannes fehlte. Hannchens grazienhafte Gestalt fiel ihm auf, wenn sie über den Hof ging; doch dachte er weiter nichts dabei. Endlich sah er von fern ihr Gesicht; und sie schien ihm eine Madonna,

die

die der Engel begrüßt. Er eilte zu dem Papier, und zeichnete. Hannchens Figur, die er nun öfters wiedersah, schien ihm mit jedem Tage edler, jungfräulicher, und ihr Gesicht unschuldiger, heiliger. Jetzt begegnete er ihr zuweilen auf dem Gange, der die beiden Stübchen trennte; denn er hatte durch öfteres Horchen ihren Fußtritt unterscheiden lernen. Hatte sie auf dem Gange zu thun, so öffnete der junge Künstler jedes Mal seine Stubenthür; und nicht lange, so erröthete Hannchen, wenn sie den Nachbar erblickte, eben so, wie er selbst. Beide schlugen die Augen nieder, weil sie gleich furchtsam und blöde waren. Hannchen, der das Zusammentreffen auf dem Gange zu oft kam, runzelte einmal die Stirn; denn was soll das? sagte sie nachher zu sich selbst. — Der arme, blöde Jüngling schämte sich, so ertappt zu seyn. Er horchte noch auf Hannchens Gang, öffnete aber die Thür nicht, obgleich Hannchen gerade heute wer weiß wie oft auf dem Gange zu thun hatte.

Desto sehnsuchtsvoller lauerte der junge

Künstler der Madonna auf, wenn sie über den Hof ging. Heute bemerkte er das schöne blonde Haar, das unter der Haube aufgeschlagen lag. O, sagte er leise; wenn es den schönen Nacken in goldnen Locken hinunter flösse! Heute sah er auch ihren runden Arm, und am folgenden Tage entzückte ihn der leichte Gang, die edle Haltung des schlanken Körpers. In der That trug Hannchen sich nie gerader, ging nie leichter, und lächelte nie angenehmer, als wenn sie über den Hof ging.

Der Jüngling zeichnete und zeichnete; doch nie konnte er Hannchen treffen. Er hatte nicht den Muth, einen festen Blick auf das schöne Gesicht zu thun, und dennoch wußte er, daß Hannchen um sechs Uhr aufstand, um elf Uhr aß, um zehn zu Bette ging, und tausend andre Kleinigkeiten: eben so wie Hannchen sehr wohl wußte, welche Stunden ihr Nachbar frei hatte, wann er ausging und wann er zurückkam.

Ich will ja nur ihren Kopf auf dem Papiere haben! dachte der junge Mensch;

und zitternd schlich er vor sechs Uhr leise aus seinem Stübchen, und lauschte, mit Bleistift und Papier in der Hand, durch des Kapitains Schlüsselloch. Er sah das schöne Hannchen im leichten Nachtanzuge, und sein Herz schlug laut. Ihr Haar hing lockig auf den glänzenden Schultern, und die keusche Brust wallte aus den goldnen Locken hervor. Er that einen Blick, und noch einen; dann schlich er, wie ein Verbrecher, beschämt, vor sich selbst erröthend, auf sein Stübchen zurück. O, einen Kuß auf diese holden Wangen, auf diese schönen Lippen! rief er, beide Arme erhebend. In diesem Augenblick hörte er Hannchens Thür öffnen, und machte unfreiwillig auch die seinige auf. Er blieb auf seiner Schwelle stehen, Hannchen auf der ihrigen, und Beide traten zurück, ohne ein Wort gesagt zu haben. Hannchen war erschrocken über die funkelnden Augen und das glühende Gesicht ihres Nachbars, der so heftig die Thür aufriß; und Bergner (so hieß der junge Mahler) darüber, daß sie erschrak und unbeweglich stehen blieb. Heute

sahen sie einander nicht wieder. Was wollte er? — warum erschrak sie?

Nicht lange, so bemerkte er, daß Hannchen verstohlen die blauen Augen nach seinem Fenster aufschlug, wenn sie über den Hof ging, und daß sie erröthete, wenn er ihr auf dem Gange begegnete. Der unschuldige Jüngling wurde noch blöder, als man ihm von ungefähr einmal sagte: ihr Vater wäre vermuthlich ein Officier gewesen. Hannchen befragte den Korbmacher ganz von weitem um ihren Nachbar, und seufzte, als der Mann ihr sagte: ein armer Schelm, der Gott dankt, wenn er nicht verhungert.

Trotz dem allen wurden aber beide Thüren jetzt öfter wieder zu gleicher Zeit aufgemacht, und Hannchens Herz schlug in einer wehmüthigen Freude, als der Korbmacher ihr erzählte, daß Bergner sein letztes Geld an einen Korb gewendet hätte, der von ihr geflochten wäre. Er sprach von Ihnen, sagte der Korbmacher; das thut er oft. Dann sprach er von Ihrem Vater, von Ihren Umständen. So kamen wir auf Ihre Arbeit.

Ich zeigte ihm einen Korb, den Sie geflochten haben. Da gingen dem armen Menschen die Augen über. Er weiß wohl, daß sie nicht von Jugend auf die Arbeit treiben. Erst betrachtete er den Korb, als ob er die Kunst daran lernen wollte; dann kaufte er ihn, und meine Frau hat mir gesagt, daß er das Körbchen recht hoch in Ehren hält, ordentlich, als wenn er einen Schatz daran hätte.

Hannchen wendete sich ab; denn sie fühlte, daß ihre Augen sich benetzten. Sie wollte nun doch sehen, wo der Korb stände, und lauschte deshalb vor der Spalte in der Thür ihres jungen Nachbars. Sie sah ihn selbst, und so eben drückte er den Korb an seine Lippen. Mit einem tiefen Seufzer, den süßer Schmerz aus ihrer Brust hervorhauchte, und mit einem frommen Blicke zum Himmel ging sie langsam in ihr Stübchen zurück. Sie begriff sich selbst nicht mehr; denn immer stiegen ihr — ohne daß sie wußte, warum — Thränen in die Augen, und immer trieb es sie hinaus auf den Vorsaal.

Aus ihren stillen Blicken schöpfte der jun-

ge Mahler endlich Muth; und doch wagte es seine zitternde Lippe nie, das schöne Mädchen anzureden. Jeden Abend nahm er sich vor, es zu thun; und jeden Morgen war er noch blöder als gestern. Er mahlte sie mehr als Einmal, weil er doch mit ihrem Bilde reden konnte. Endlich erzählte ihm der Korbmacher, Hannchen habe sich nach ihm erkundigt; und nun faßte er auf der Stelle einen Entschluß. Er mahlte sich selbst, vor Hannchen knieend. Als er das Bild vollendet hatte, trug er es in einem Rausche seiner Einbildungskraft hinaus, und legte es in ein Fach, wo Hannchens Teller standen. Schon wollte seine zitternde Hand es wieder ergreifen; doch in diesem Augenblicke hörte er Tritte, eilte weg, und ließ das Gemählde liegen. Er erkannte Hannchen an ihrem Gange, und dachte, glühend heiß vor Angst: o, was hab' ich gethan! – So leise als möglich schlich er wieder hinaus; doch das Blatt, für welches er jetzt sein Leben gegeben hätte, lag nicht mehr da.

Hannchen hatte es bemerkt, und sich so-

wohl als den Künstler auf den ersten Blick erkannt. Den Sinn des Gemähldes konnte sie, auch ohne je einen Roman gelesen zu haben, leicht verstehen. Sie erröthete, und ihr Busen schlug mächtig. Aber sollte sie es zu sich nehmen und behalten? oder sollte sie es dem Mahler wieder in seine Stube werfen? Sie wagte keins von beiden; und es liegen lassen, durfte sie nun gar nicht: mitnehmen mußte sie es; denn wie leicht konnte ihr Vater oder sonst jemand es finden! Sie verbarg es an ihre in Liebe wallende Brust. Sobald sie allein war, zog sie es wieder hervor, und betrachtete es bei tiefen Seufzern, aber mit immer süßerem Wohlgefallen. O, dachte sie im schönsten Traume ihres Lebens, sähe ich ihn einmal so vor mir liegen! Sie drückte heimlich das Bild an ihre sehnsuchtsvolle Brust, und liebte jetzt den Jüngling schon, ohne es noch bestimmt zu wissen.

Sie glühete und bebte, als sie endlich hinausgehen mußte, das Frühstück zu besorgen. Wohin sollte sie das Auge wenden, und was sagen, wenn sie ihn fand! Ganz

leise, ohne alles Geräusch, öffnete sie die Thür, verrichtete ihr Geschäft sehr eilig, und floh den Jüngling, dessen Bild an ihrem hochschlagenden Herzen lag. Sie hätte nicht nöthig gehabt, sich zu fürchten; denn eben so, wie sie, scheuete sich ihr Nachbar, mit ihr zusammen zu treffen. Beide sahen einander drei Tage nicht; doch endlich schlich der Jüngling Morgens an Hannchens Thür, und sah durch das Schlüsselloch. Sie war eben aufgestanden, blickte schüchtern nach ihrem Vater hin, der noch schlief, zog dann langsam das Bild aus dem Busen hervor, betrachtete es seufzend, küßte es, und verbarg es wieder an ihrem Herzen. Der Jüngling eilte, glücklich wie ein Seliger, in sein Stübchen, drückte den von ihr geflochtenen Korb an seine Brust, an seine Lippen, und rief, mit Thränen der Freude in den Augen: sie liebt mich! sie liebt mich! sie hat das Bild geküßt!

Er machte leise seine Thür auf, und lehnte sie, sobald er ein Geräusch hörte, zitternd wieder an. Hannchen kam nicht; und sein Muth sank, seine Freude wurde

furchtsamer. Er sah die Geliebte nicht mehr, weder am Fenster, noch auf dem Hofe; und ging sie ja einmal aus, so war sie, wie ein Schatten, ohne alles Geräusch vorüber geschwebt. Eines Abends kam er zu Hause, und schlich die Treppe ganz leise hinan. Es war auf dem Vorsaale finster. Er blieb vor des Kapitains Zimmer stehen, und horchte. Aber es regte sich nichts. Der Schlüssel war abgezogen. O Hannchen! flisterte er nun leise, die Arme nach ihrem Stübchen hin ausbreitend; und — Hannchen stand in seinen Armen. Sie wollte eben zu dem Korbmacher hinunter, als sie jemand leise die Treppe herauf schleichen hörte. Nun blieb sie vor der Thüre stehen, um erst den geliebten Jüngling in sein Zimmer zu lassen und dann hinunter zu eilen. Er blieb auf dem Vorsaale, und horchte. Hannchen hielt den Athem an. Er näherte sich leise; und auf einmal war sie in seinen Armen, und hörte die Worte: o, Hannchen! — O, mein Gott! sagte das arme Mädchen; und der Jüngling konnte die Arme nicht zurückziehen: so erstarrt

war er vor Schrecken, als er ihre Stimme hörte. Er hielt sie in den zitternden Armen, und die Geliebte sank unwillkürlich an seine Brust. Auf einmal fanden sich Beider Lippen, und hingen fest an einander. Der Bund ihrer Herzen war geschlossen; ein Kuß erklärte und besiegelte ihre Liebe.

Das liebende Mädchen stand zitternd da. Hannchen! geliebtes Hannchen! flisterte er, und drückte sie immer fester an seine Brust. Nur sanfte Küsse, in die sich Seufzer mischten, antworteten ihm, kein Wort, keine zärtliche Benennung; und bei dem kleinsten Geräusche riß sie sich aus seinen Armen, und eilte die Treppe hinunter, zu dem Korbmacher, um da zu bleiben, bis ihr Vater käme.

Stolz und muthig, alles zu wagen, ging der Jüngling jetzt in seinem Zimmer auf und nieder; weinend, beschämt, und furchtsamer als je, schlich Hannchen an ihres Vaters Hand die Treppe hinauf. Eine glühende Schamröthe, nicht die Farbe der Liebe, deckte die Wange, auf der des Jünglings Küsse noch brannten. Sie zitterte vor seiner Ver-

wegenheit; jungfräuliche Scham verhüllte die Liebe noch in ihrem eignen Herzen. Nach einem sehr unruhigen Schlafe zitterte sie vor dem Morgenlichte, das ihr den Jüngling zeigen würde. Er öffnete, wie sie hörte, seine Thür; und doch ging er nicht. Sie zögerte, so lange sie konnte, ehe sie ihr Stübchen verließ; doch endlich mußte sie, da ihr Vater sie an das Frühstück erinnerte. Kaum wagte sie es, die Augen aufzuschlagen; denn sie glaubte, er würde triumphirend vor ihr stehen. Gebeugt, mit wankenden Schritten, erblassend und erröthend, trat sie hinaus; und sogleich traf der Nahme: Hannchen! in einem zärtlichen, flehenden Tone gesprochen, ihr Ohr und ihr Herz. Sie seufzte und schlug die Augen furchtsam auf. Da sah sie ihn, fast in einer knieenden Stellung, die Hände ihr entgegen strecken. Hannchen! sagte er noch einmal, mit bebender sanfter Stimme, und hielt ihr die zitternde Hand hin. Sie hob ihre Hand, und ließ sie wieder sinken; hob den Fuß, und blieb dennoch stehen. Er faßte sanft ihre Hand, drückte

die heißen Lippen darauf, und sagte: o, Hannchen, wie liebe ich Sie! — Jetzt mußte sie einen Blick auf ihn werfen. Ach, er sah so rührend aus, daß sie die Augen nicht wieder von ihm abwenden konnte. O, wenn Sie mich liebten, Hannchen, sagte er; wie selig würde ich seyn! — Sie lächelte ein wenig, und drückte sanft seine Hand. Da berührten seine Lippen die ihrigen, und er fragte: o, liebst du mich? Sie antwortete beschämt: ach, ich weiß es nicht! — Jetzt hörte sie ein Geräusch, und riß sich von ihm los. Er sprang in seine Stube, ließ die Thür hinter sich offen, und warf sich auf die Kniee. Sie machte seine Thüre zu, daß Niemand ihn in dieser Stellung sähe, und ging die Treppe hinunter. O, dachte sie; nun weiß er, daß ich ihn liebe: denn ich habe seine Thüre zugezogen. Nur das hätte ich nicht thun sollen, so wüßte er nichts, gar nichts. Jetzt freilich weiß er alles, alles!

Er wartete am Abend in der Dunkelheit, die ihn gestern so glücklich gemacht hatte, auf Hannchen. Sie merkte das, und eine süße

Gewalt zog sie hinaus, die himmlischen Worte: wie liebe ich dich, Hannchen! aus seinem Munde zu hören. Sie wechselten, jede Sekunde zum Entspringen bereit, nur heiße Küsse und sehnsuchtsvolle Seufzer. Kein Wort, kein Laut unterbrach den wilden, vergessenden Taumel der Leidenschaft. Ihre Liebe und die Dunkelheit verriethen sie. Das unschuldige Mädchen wurde bald die Beute des Jünglings, dem Begierde, nicht mehr reine Liebe, alle Besonnenheit raubte.

Mit Entzücken in der Brust, und mit bangen Ahnungen der Zukunft, floh sie aus seinen Armen. Sie zitterte ängstlich vor jedem Blicke eines Menschen, vor jedem Geräusch, vor jeder künftigen Minute. Er stützte die Stirn in die Hand, sprang endlich auf, und sagte: sie ist mein! mein auf ewig! Die Liebe hatte ihm auf einmal Muth gegeben. Er legte Zeichnungen zusammen, und ging damit zu dem Direktor der Akademie. Dieser erstaunte über die Lieblichkeit seiner Madonnenköpfe, versprach ihm eine kleine Pension, und gab ihm den Auftrag, bei ei-

nem von der Stadt entfernt wohnenden Gutsbesitzer sogleich einige Gemählde zu kopiren, wofür ein vornehmer Kenner der Kunst einen guten Künstler reichlich belohnen wollte. Das Glück des jungen Mahlers war nun gemacht. Er eilte in dem Rausch einer besseren Freude nach Hause, um es Hannchen zu erzählen. Seine Liebe war nun wieder edler, tugendhafter geworden. Er sagte, mit dem Tone heiliger Ruhe: bald kann ich dich glücklich machen, mein Weib, mein süßes Weib! und küßte mit stiller Freude ehrerbietig ihre Hand. Jetzt zerfloß Hannchens Angst in das edle, stille Gefühl der Gattin. Sie lehnte ihre Stirn an die seinige, und lächelte ihm mit den blauen Augen fromm und unschuldig zu. Diese Umarmung schien sie wieder unschuldig zu machen. — Er versprach ihr, nach drei Monaten wieder zu kommen, und Beide verließen einander nun nicht wie zwei Liebende, sondern wie zärtliche Ehegatten, die, ihrer Liebe wechselseitig sicher, nur heilige Treue, nur das Glück ihrer ewigen Verbindung, nicht mehr Begierden, fühlen.

Hannchen war nun allein, und konnte zu Ueberlegungen kommen. Sie dachte an ihren Vater, und an dessen strenge Begriffe von seiner Ehre. Es war nöthig, daß sie ihn darauf vorbereitete, sie als die Gattin eines für Brot arbeitenden Künstlers zu sehen. Bei der ersten Veranlassung sprach sie mit ihm über ihre Armuth, die immer größer und schrecklicher wurde, und sagte ihm endlich: Vater, bei unsern Umständen ist uns jedes Mittel, uns zu retten, erlaubt. Ich bin jung. Setzen Sie den Fall, ich gefiele irgend einem Manne . . .

Der Kapitain unterbrach sie mit einem wilden Blicke und mit schrecklicher Stimme: „schweig! ich will nichts hören!" — Der Korbmacher hatte dem alten Kapitain von einem jungen, reichen Manne gesagt, dem Hannchens Schönheit gefiele, der sich nach ihr erkundigt, und ihm eine Summe Geld geboten hätte, wenn er ihn mit Hannchen bekannt machen könnte. Hannchen selbst hatte der Frau des Korbmachers geklagt, daß man sie Abends, wenn sie auf die Straße gehen

müßte, nicht in Ruhe ließe. Auf diese Umstände deutete der Kapitain die Worte seiner Tochter, und deshalb verbot er ihr, weiter zu reden. Hannchen weinte nun fast unaufhörlich, und die Noth wurde immer größer. „Wenigstens will ich es nicht sehen!" dachte ihr Vater, und suchte die beiden Terzerole hervor. Das Uebrige weiß der Leser. — —

Hannchen verrieth mit keiner Sylbe, daß sie liebte; auch ahnete sie noch nicht, was bald mit ihr vorgehen sollte. Der Baron hatte sie und ihren Vater gerettet, und überhäufte sie mit Güte: dafür war sie ihm Dank schuldig. Sie folgte dem schönen Triebe ihres Herzens, und keine Sitte der sogenannten feinen Welt verhinderte bei ihr den vollen Ausbruch der herzlichsten Dankbarkeit. Die Frau von Graven brachte es dahin, daß Hannchen mit ihrem Vater in das Haus des Barons ziehen mußte, und behandelte sie mit der Güte und Liebe einer Schwester. Hannchen hatte auch ein gewisses Vertrauen zu dieser heiteren Frau; aber – wie konnte

sie

sie sich überwinden, ihr zu erzählen, was ihr mit dem jungen Nachbar begegnet war! Selbst wenn sie nur daran dachte, erröthete sie ja schon. Sie überließ sich also den leitenden Händen ihrer gütigen Freundin, that, was diese ihr sagte, und kam auf solche Art immer näher an den Abgrund.

Die Frau von Graven, so eine feine Menschenkennerin sie auch war, hielt die warmen Ergießungen eines vollen dankbaren Herzens für den Anfang einer Liebe, und sprach nun mit ihrem Bruder ernsthaft davon. Dieser hatte zwar einige kleine Zweifel an Hannchens Liebe; sie verloren sich aber bald vor den Versicherungen seiner Schwester. Man beschloß nun, dem Mädchen erst einen kleinen Anstrich von feiner Lebensart zu geben, und sie dann zum Altare zu führen. Hierzu war es nöthig, daß der Kapitain seine Uniform wieder trüge: denn eher — das sah man wohl — hatte er kein Gefühl für seine jetzige glückliche Lage; allein es war nicht leicht, ihn dahin zu bringen. Er schüttelte unwillig den Kopf, sobald man

diesen Gedanken nur von weitem berührte. Endlich versuchte es der Baron, ihn zu überreden. Hm! sagte der Kapitain mit herabgezogenen Augenbraunen: meinen Sie denn, daß ich dieses Zeichen meiner Ehre nicht gern wieder annähme? Aber — hier fuhr er mit der Hand über das Gesicht — es geht nicht. Bedenken Sie doch nur! ich habe für Geld — für Geld, sage ich Ihnen — Körbe geflochten!

Der Baron hielt ihm eine lange Vorlesung über die reine Pflicht, und zugleich eine Lobrede über seine Handlung. Der Kapitain erwiederte: das mag, wie Sie sagen, vor Gott und unserm Gewissen recht gut seyn; aber meine Ehre, meine Ehre — die ist hin! und Sie werden mir den Degen mit dem Porteepée nicht wieder anreden. — Der Baron ereiferte sich, und wurde am Ende unwillig. Der Kapitain sagte: stoßen Sie mich wieder in das Elend, und ziehen Sie Ihre Hände von meinem Kinde ab. Das muß ich leiden. Aber den Degen trage ich nicht wieder.

Der Baron bewunderte die Festigkeit des Mannes, der für ein Vorurtheil alles hingeben wollte; doch schüttelte er spöttisch den Kopf, als seine Schwester das Tugend nannte. Aber, setzte diese hinzu: den Degen soll er wieder tragen!

„Ich wette, du beredest ihn nicht dazu."

Freilich mit Vernunftgründen nicht, lieber Bruder. Man muß den Menschen nehmen, wie er ist. Ich möchte beinahe sagen, deine Philosophie wäre so intolerant, wie ein Dominikaner. Du willst den Mann glücklich machen. Nun, so mache ihn so glücklich, wie er es seyn kann, ohne von ihm zu verlangen, daß er es auf deine Manier seyn soll.

„Ich sehe gar keine Manier, ihn zum Anlegen der Uniform zu bewegen."

Weil du ihm erweisen willst, daß es Pflicht für ihn sey, sie zu tragen. Erweisen, und immer erweisen! An etwas Andres denkst du nicht. —

Am folgenden Tage saß der Kapitain in einem schlichten blauen Rocke bei der Frau

von Graven, und eine Freundin von ihr, die er wohl leiden mochte, trat herein. Diese war voll von einem Buche, das sie erst vor Kurzem bekommen zu haben vorgab: Voricks empfindsame Reise. Daß du doch alles in den Himmel erheben oder in den Abgrund verdammen mußt! sagte die Graven. — Dieses Mal übertreibe ich gewiß nicht, erwiederte die Freundin, und zog das kleine Buch hervor. Wenn der Herr von Grosser nichts dagegen hat, fuhr sie fort, so will ich ein Paar Kapitel daraus vorlesen.

Sie las „der Mönch." Der Kapitain war gerührt, und sagte mit sanftem Kopfschütteln: ich wäre ihm nachgegangen, und hätte ihm gegeben, wäre es auch mein letzter Heller gewesen. Die Freundin las: „die Tabacksdose;" und der Kapitain wendete mitleidig das Auge ab, als er die mit bebender Stimme gelesenen Worte hörte: „ich brach in eine Fluth von Thränen aus. Doch, ich bin so weichherzig als ein Weib, und ich bitte die Welt, nicht zu lächeln, sondern mich zu bedauern."

Hier wollte die Freundin, mit einem Blicke auf den Kapitain, das Buch zuschlagen; er sagte aber: mir würde es recht lieb seyn, wenn Sie fortführen. Ich möchte sagen, der Mann wäre sehr brav — wenn das Buch nicht ein Roman ist. — Der arme Yorick ist todt, sagte die Freundin; und der Kapitain seufzte. Sie blätterte weiter, und las die Ueberschriften einiger Kapitel. „Der Paß" (Geleitsbrief) fiel dem Kapitain auf, weil ihn dies Wort an seinen Stand erinnerte. „Wenn es Ihnen gefällig wäre?" sagte er; und die Dame las weiter. Der gute Kapitain interessirte sich für die Sicherheit des armen Yorik. Er hörte seufzend das Geschrei des gefangenen Vogels: „ich kann nicht 'raus!" denn in seinem Herzen rief eine Stimme etwas Aehnliches, so oft er an seine Korbmacherarbeit dachte. Er überhörte den Anfang „des Pastetenhändlers." Die Vorleserin erhob ihre Stimme: „La Fleur war blaß, da er wieder kam," (der Kapitain horchte auf) „und sagte mir, es wäre ein Chevalier de St. Louis, welcher

kleine Pasteten verkaufe." — Wie? rief die Frau von Graven; ein Ludwigsritter, der Pasteten verkauft? Ein Officier? und — denn Schurken werden doch den Orden nicht bekommen — ein braver Officier? Das ist beinahe nicht möglich. Der Kapitain horchte mit gespannter Erwartung, ohne ein Wort zu sagen, und sein Auge hing verlangend an den Lippen der Vorleserin. — Yorick steigt aus, und fragt den Pastetenhändler um seine Geschichte. Die Dame las langsam weiter. „Der Ritter erzählte mir in wenigen Worten, daß er seine besten Jahre im Kriegsdienste zugebracht, in welchem er, nachdem er sein kleines Vermögen dabei zugesetzt, eine Compagnie und dazu das Kreuz erhalten. Da aber beim letzten Friedensschlusse sein Regiment eingegangen, und das ganze Corps ohne Versorgung geblieben: so habe er sich in der weiten Welt ohne Freunde, ohne Geld, und in der That, sagte er, ohne das Geringste, bis auf dies . . . (hier zeigte er auf sein Kreuz) befunden."

Des Kapitains Augen wurden finster, und

er seufzte über des Ritters und sein eignes Schicksal. Er stand auf, setzte sich aber wieder, als die Dame fortfuhr zu lesen. Bei der Stelle: „der Ritter sagte, er hielte es für keine Schande, auf diese Art seine Frau, welche die Pasteten bücke, und sich selbst vor dem äußersten Mangel zu schützen!" fuhr der Kapitain heraus: „aber wenn er sie selbst hätte backen müssen?" — Wäre das nicht auf Eins hinaus gelaufen? erwiederte die Freundin, und fuhr mit Lesen fort. „Der König," so schloß sie, „legte dem Ritter seinen kleinen Handel durch eine jährliche Pension von funfzehnhundert Livres."

„Ob er wieder Uniform getragen haben mag?" fragte der Kapitain. — Das Ludwigskreuz gewiß, antwortete die Freundin, da er es während des Handels mit Pasteten trug. Der Kapitain ging eine Minute mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; dann sagte er: „ich denke, auch wohl die Uniform, da er den Orden getragen hat."

Hier ist noch eine ähnliche Geschichte,

hob die Freundin wieder an. Der Kapitain trat vor sie hin, und horchte, als sie die kleine Geschichte des Marquis d'E—, welche „der Degen" überschrieben ist, vorlas. Der Marquis, der lange mit dem Mangel gekämpft hat, wird Kaufmann, und übergiebt vorher den Ständen seiner Provinz den Degen. „Er nahm," las sie, „seinen Degen von der Seite. Da! sagte er; nehmen Sie ihn in getreue Verwahrung, bis bessere Zeiten mich in den Stand setzen, ihn wieder zu begehren."

Der Kapitain war erschüttert, und wischte sich eine Thräne aus den Augen. Jetzt folgte die Erzählung, wie der Marquis den Degen zurück erhält. Bei dem letzten Worte des Kapitels ging der Kapitain weg, weil er fühlte, daß er sonst in laute Thränen ausbrechen würde. Auf seinem Zimmer küßte er seine Tochter sehr bewegt, und sagte mit gebrochener Stimme: „laß mir Zeit; es wird alles gut werden!"

Am Abend kam er wieder zu der Frau von Graven, und fragte mit einem edlen,

beinahe stolzen, Anstande: „glauben Sie nicht, daß ich den Degen so gut wieder nehmen könnte, wie der Marquis in Bretagne?"

Mit noch mehr Ehre, antwortete die kluge Frau; denn der Marquis gab den seinigen nur weg, um sich wieder zu heben. Sie aber handelten als Vater, und Sie hätten ihren Degen eben so stolz über die Weidenruthen legen können, wie der Ritter sein Ludwigskreuz auf der Brust über dem Korbe mit Pasteten trug.

„Und das Französische Militair ist in diesem Punkte so empfindlich, wie irgend eins in Europa?" fragte er wieder.

Gewiß! antwortete die Frau von Graven; und Sie können unbedenklich thun, was ein Marquis und ein Ludwigsritter vor Ihnen thaten.

„Ich war, sage ich Ihnen, über diesen Punkt meiner Sache so gewiß, daß ich mich wundre, wie ich jetzt . . ."

Es fehlte Ihnen an Gründen, Herr Kapitain! —

„Nein, gnädige Frau; Gründe hatte mir

Ihr Herr Bruder genug gegeben: es fehlte mir aber an dem Beispiel eines Mannes von Ehre." — Er griff hastig nach dem Buche, das noch auf dem Sofa lag, und suchte die beiden Kapitel wieder. Auf einen Wink, den Frau von Graven ihrem Mädchen gab, trat jetzt ihr Oheim, ein alter würdiger Oberster, ehemals in Französischen Diensten, herein. Der Kapitain las ihm, weil die Frau von Graven darum bat, die beiden kleinen Begebenheiten vor, und erzählte ihm auch die seinige. Herr, sagte der Oberste, indem er seinen Degen von der Seite nahm: tragen Sie den! Sie ehren das Porteepée jedes Monarchen in der Welt! — Nein, fiel die Frau von Graven triumphirend ein: ich habe einen andren! — Sie brachte einen Preußischen Officier-Degen, den der Oberste nun dem Kapitain feierlich anlegte. Sobald dies geschehen war, ließ die Frau von Graven sich von ihm in das Speisezimmer führen, und stellte der kleinen darin versammelten Gesellschaft den Kapitain von Grosser vor. — Zauberin! sagte ihr Bruder.

Sie flisterte ihm zu: Yorick hat ihn beredet, nicht ich!

Als der Kapitain auf seinem Zimmer den Degen abnahm, und ihn seiner Tochter zum Wegsetzen hinreichte, drückte sie einen kindlich zärtlichen Kuß auf das Porteepée, das ihren Vater auf einmal gänzlich verwandelt hatte. Noch diesen Abend eilte sie zu ihrer gütigen Freundin, und sagte mit gerührter Freude: Ihnen verdanke ich das Glück meines Vaters. — Ich hoffe, liebes Hannchen, du sollst mir bald noch mehr verdanken, erwiederte die Frau von Graven; auch du sollst glücklich werden und meinen Bruder glücklich machen. — Hannchen warf einen schnellen Blick auf ihre Wohlthäterin, und schlug dann die Augen zu Boden, ohne sie wieder zu erheben. Die Frau von Graven bemerkte, daß Hannchen erblaßte, und wurde dadurch aufmerksam.

Am folgenden Morgen examinirte die kluge Frau den Kapitain über den Umgang seiner Tochter, und ihre Art zu leben. Er versicherte geradezu, daß sie, außer ihm und

dem Korbmacher, keinen Mann gesehen hätte, der ihr nicht völlig gleichgültig gewesen wäre. Sie ließ sich nun von Hannchen selbst erzählen, und that mancherlei unvermuthete Fragen. Hannchen hütete sich wohl, ihres Nachbars, des jungen Mahlers, zu erwähnen, und je bedeutender sie gefragt wurde, desto ausweichender, desto unschuldiger wurden ihre Antworten. Was konnte sie auch sagen, so große Lust sie gehabt hätte, sich gegen künftige, schon dunkel von ihr gefürchtete, Anmaßungen zu sichern! Ein kleiner Liebeshandel hätte sich allenfalls entdecken lassen; aber sie hatte kaum einen Begriff von Liebe. Und daß sie ihre Begebenheit mit dem Mahler keinem Menschen erzählen dürfte, fühlte sie wohl, ob sie gleich das Bewußtseyn hatte, daß ihr Herz dabei unschuldig gewesen war.

Die Frau von Graven that sich etwas auf ihre Menschenkenntniß zu gute, und wollte bei dieser Gelegenheit auch erfahren, ob nicht vielleicht Hannchens Phantasie schon verderbt wäre. Daher that sie einige Fra-

gen, die Hannchen so vorkamen, als wollte man ihr das Geheimniß ihres Herzens mit Gewalt entreißen. Hannchen spielte nun ein wenig die falsche Agnes, mehr als sie es nöthig gehabt hätte, und Beide gingen endlich zufrieden aus einander. „Die heilige Unschuld!" sagte Frau von Graven; und Hannchen dachte, über und über erröthend: „ach, welche Unwahrheiten habe ich mir erlauben müssen! Aber mußte sie mich denn auch so ausfragen? Was gehen sie meine Geheimnisse an! Ja, sie würden schöne Augen machen, wenn ich sagte, daß ich den guten, schönen Bergner liebe! besonders mein Vater, der sich einbildet, wir Adeligen hätten ganz eigene Herzen! O, Bergner ist mir mehr werth, als alles in der Welt!" — Sie trocknete sich die Augen, und versank mit inniger Sehnsucht in die süßen Gefühle ihres treuen Herzens.

Frau von Graven wußte sich nun Hannchens, ihr Anfangs verdächtiges, Erblassen aus tausend sehr wahrscheinlichen Gründen zu erklären, und sie verschwieg es ihrem

Bruder, weil er sogleich Anstoß daran genommen haben würde. Dieser bemühete sich nun, wie ein verständiger Mann, Hannchens Liebe zu gewinnen. Er wollte ihre Phantasie nicht bestechen, und ihr Herz nicht entflammen; dafür suchte er sich ihre Achtung, ihr Vertrauen und ihre Freundschaft zu erwerben. Aber gegen seine Erwartung sagte seine Schwester zu ihm: das alles, lieber Bruder, ist nicht Liebe. Ich war Anfangs besser mit dir zufrieden, als jetzt!'

Der Baron verbot seiner Schwester, sich in seine Angelegenheit zu mischen. Hannchen war in der ersten Zeit wohl auf den Gedanken gekommen, daß der Baron es auf sie abgesehen habe, und seine Schwester hatte sie in diesem Gedanken bestärkt; jetzt aber verglich sie das Benehmen des Barons mit dem Benehmen des Mahlers, und zuletzt war sie sogar beschämt darüber, daß sie sich so etwas hatte einbilden können. Der Baron kam und ging so ruhig; sein Auge sah ihr so heiter in's Gesicht, seine Stimme war so fest, und er drückte ihr beim Kommen

und Gehen so zart die Hand. — „O,“ dachte sie vergnügt, „wie ganz anders war es, wenn Bergner mich nur ansah! Ja, ich habe nichts zu befürchten.“ Nun hatte der Baron auf einmal, was er suchte: ihre Achtung, ihr Vertrauen, ihre Freundschaft, und ganz in dem Grade, dessen sie bei ihrem warmen, dankbaren Herzen fähig war.

Aber, wie erstaunte das arme, sorglose Mädchen, als der Baron ihr einmal in einer lebhaften und schönen Rede seine Liebe erklärte, und — was sie mit noch größerem Schrecken hörte — sogar die ihrige zu ihm schon als ausgemacht voraussetzte! Sie antwortete, vor Schrecken erstarrt, ohne Besinnung, das Schlimmste, was sie in ihrer Lage antworten konnte: ich hange von meinem Vater ab. — Der Baron küßte ihr die Hand, und sagte: ich achte die gute Tochter, deren schönes Herz mir noch eine neue Liebe, die Liebe des Vaters, geben wird. Ich werde mit ihm reden.

So wie er aus dem Zimmer ging, streckte Hannchen beide Arme hinter ihm her, als

wollte sie ihn halten; denn nun fühlte sie, daß sie verloren war. Sie wollte ihn zurückrufen; doch Schrecken, Scham und Angst banden ihre Zunge. Zum Unglück war sie allein, und blieb es auch fürs erste; denn der Baron hatte zur Ausführung seines Vorhabens gerade die Zeit gewählt, da seine Schwester auf einige Tage hatte verreisen müssen.

Sie sah jetzt den Abgrund, in den sie stürzen mußte, und fürchtete jeden Augenblick, den Baron mit ihrem Vater zurückkommen zu sehen. Ihr ganzes Wesen empörte sich gegen den Gedanken, dem geliebten Bergner ungetreu zu werden, doch eben so sehr auch gegen die Vorstellung, den großmüthigsten, edelsten Mann, ihren und ihres Vaters Wohlthäter, durch ein Nein zu kränken. Sie konnte keins von beiden. In ihrer Angst würde sie jetzt der Frau von Graven alles entdeckt haben, wenn diese da gewesen wäre. Sie dachte an Flucht, und wäre Bergner in ihr Zimmer getreten, sie würde mit ihm entflohen seyn, ja mit jedem, der ihr Rettung versprochen hätte.

Sie hörte einen Wagen vorfahren, und glaubte, die Frau von Graven käme wieder. Aber — der Baron stieg in seinen Reisewagen. O, Gott sey Dank! dachte sie, und streckte beide Arme gen Himmel. Der Baron, der Hannchens Schrecken wohl bemerkt hatte, schrieb es einer freudigen Ueberraschung zu, und wollte ihr Zeit lassen, sich zu erholen. Er bat den Kapitain, seiner Tochter diesen Abend noch nichts zu sagen, auch ihm keine bestimmte Antwort zu geben. Uebrigens verschwieg er in seiner Freude nicht, daß Hannchen ihn liebe. „Morgen Mittag," sagte er zuletzt, „bin ich wieder hier, um meine Braut aus Ihren Händen anzunehmen!"

Der Kapitain konnte vor Freude nicht reden. Er steckte, sobald der Baron fort war, seinen Degen an, und ging mit einem vollen Vaterherzen aus, an eben dem Orte, wo er sich vor einigen Monaten hatte das Leben nehmen wollen, dankend zu beten. Hannchen sah ihn gehen, und freute sich, daß sie allein war. Sie lief eilig hin und her, blieb

wieder nachsinnend stehen, und dachte, mitten in dem Sturme sich durchkreuzender Gedanken und Entschlüsse, auf einmal daran, ihre Zuflucht zu dem geliebten Bergner zu nehmen. Sie hatte schon längst auf Mittel gesonnen, ihn zu sprechen und von ihrer neuen Lage zu unterrichten; doch eben jetzt waren die drei Monate erst um, die er auf dem Lande hatte seyn sollen. Sie setzte einen Hut auf, warf einen Schleier über den Kopf, und hüllte sich in einen Mantel. Als sie nur die erste Straße hinunter war, lief sie mehr als sie ging nach dem kleinen Häuschen, worin sie mit ihrem Vater gewohnt hatte. Aber der neue Besitzer des Häuschens sagte ihr: ein reicher Herr — (nach der Beschreibung war es der Baron) — habe den Korbmacher auf eins seiner Güter genommen und ihn zu einem wohlhabenden Manne gemacht. Der Mahler war, wie sie auf ihre Nachfrage erfuhr, da gewesen, und hatte sich ängstlich nach einem alten Manne und seiner Tochter erkundigt. Als man ihm aber von Beiden keine Nachricht

geben können, war er wieder fortgegangen, und man wußte nicht, wohin. Die Tochter des Hauswirthes setzte noch hinzu: der junge Mahler sah sehr bleich und elend aus. Wenn er sich nur nicht ein Leides gethan hat! Er kam mir vor, als wenn er ganz in Verzweiflung wäre.

Hannchen hörte diese schrecklichen Worte mit kaltem Erstarren; denn ihre letzte Hoffnung wurde dadurch vernichtet. Sie wendete sich bebend ab, und ging langsam, als würde sie zum Tode geführt, die Straße hinunter. Halb ohne Bewußtseyn saß sie nun wieder auf ihrem Zimmer, das ihr ein finsterer Kerker schien, und hatte alles, alles vergessen, nur nicht den geliebten Bergner. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie so lange gezögert hatte, ihm Nachrichten von sich zu geben, nannte sich eine Ungetreue, zog das Bild auf ihrem treuen Herzen hervor, benetzte es mit Thränen, und bedeckte es mit innigen Küssen.

So war es Mitternacht geworden, und sie hatte entweder gar nicht, oder doch im-

mer nur ganz leicht, daran gedacht, daß der Baron ihre Hand von ihr foderte. Erst sehr spät, und nach langen Thränen, schlief sie ein. Am folgenden Morgen weckte der Vater sie auf, und sein Anblick zeigte ihr auf einmal ihre schreckliche Lage, ihre Hülflosigkeit. Er bat sie, heute mit dem Anziehen zu eilen, weil er ihr etwas Wichtiges zu sagen hätte.

Während des Anziehens hatte Hannchen mit immer steigender Angst überlegt, daß sie weder ihrem Vater noch dem Baron etwas Anderes als Nein antworten könnte. Ja, und ich will es! dachte sie; mögen sie mich dann auch verstoßen! —

„Hm!" sagte der Kapitain, als er die Blässe und die verweinten Augen seiner Tochter bemerkte; „erzähle mir doch, Hannchen: was hat dir der Baron denn gesagt? Wir müssen freilich erst überlegen, ehe wir etwas antworten."

Hannchen war froh darüber, daß man wenigstens erst überlegen wollte. Sie erzählte, was der Baron ihr gesagt, und daß sie

ihm geantwortet hatte: ich hange von meinem Vater ab. — „Da hast du ihm also das Jawort gegeben!" sagte der Vater in einem festen Tone; „denn in dem Munde eines Mädchens heißen diese Worte nichts anderes, als Ja. Nun, das war recht vernünftig geantwortet!"

Das heißt Ja? fragte Hannchen, noch mehr erblassend.

„Allerdings, mein Kind. Auch hat der Baron es so verstanden." — Hannchen verstummte vor Schrecken. — „Ich weiß nicht, wie du mir vorkommst, mein Kind!" — Hannchen bedeckte sich die Augen, und fing an zu schluchzen. Der Kapitain hielt ihr eine lange Vorlesung über alles, was der Baron für sie gethan hätte, und fragte sie endlich: „wärest du im Stande, dem Manne, dem wir das Leben, und, was noch mehr ist, dem wir unsre Ehre verdanken, deine Hand zu verweigern?"

Hannchen bat und beschwor ihren Vater, für sie zu sprechen, und dem Baron in ihrem Nahmen eine abschlägige Antwort zu geben.

„Zum Teufel!" unterbrach er sie heftig: „was kannst du zur Entschuldigung sagen?" — Hannchen schwieg; denn ihrem Vater konnte sie ihr Verhältniß zu Bergnern unmöglich entdecken. „Wohl!" fuhr er fort; „du sagst Nein. Aber dann verlassen wir dieses Haus; und je eher, je lieber!"

Mit tausend Freuden, mein geliebter Vater! Wenn Sie nur Nein sagen, wenn ich ihn nur nicht wiedersehen darf.

„Und von hier geht es gerade nach dem Orte, wo ich vor drei Monaten sterben wollte, und wo ich gestern auf meinen Knieen dem Himmel dankte. Ich weiß keinen andern Weg. Weißt du einen, so sag ihn!"

Hannchen blickte zu ihrem Vater auf, und sah in seinem Gesichte ganz die Miene, die er damals hatte, als er mit dem Vorsatze sich zu tödten von ihr ging. Sie schlang die Arme um seinen Hals, und weinte die schmerzlichsten Thränen. Er fragte einige Mal: „warum willst du dem edlen Baron deine Hand nicht geben?" und nannte sie dann ein undankbares Geschöpf. „Diese Hän-

de," sagte er zitternd, „haben, um dein Leben zu erhalten, Körbe geflochten; du sollst nur deine Hand einem Manne von Ehre geben, der unser Wohlthäter ist: und du weigerst dich? Was willst du? was verlangst du?"

Er war jetzt so zornig, daß Hannchen ihm nichts sagen konnte. Was wußte sie auch seinen Vorwürfen entgegen zu setzen? Sonst nichts, als ihre Liebe, die er verspottet haben würde. Sie schwieg, und nun drang er in sie, ihr Ja recht heiter zu sagen. Als sie es so eben versprochen hatte, trat der Baron herein. Sie erblaßte, und hörte seine schöne Rede zitternd an, oder vielmehr, sie vernahm kein Wort davon, weil sie alles Bewußtseyn verloren hatte. Ihr Vater legte endlich ihre und des Barons Hände in einander. Der Baron umarmte die Geliebte, steckte ihr einen kostbaren Ring an den Finger, und ging mit ihrem Vater hinaus, damit sie allein wäre.

Sie war verloren; denn nun hatte sie den einzigen Zeitpunkt, wo sie ihr Nein hätte

sagen können, vorübergehen lassen. Die Thür flog auf, und die Frau von Graven warf sich in Hannchens Arme. Jetzt wollte das arme Mädchen sich ihrer Freundin entdecken; doch sie hatte nicht Zeit dazu, da der Baron schon zurückkam, sie in ein Besuchzimmer zu führen. Hier wurde sie von einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft mit Glückwünschen empfangen und die Verlobung öffentlich bekannt gemacht. Nun war die Arme ohne alle Hoffnung verloren. Sie hätte vielleicht das Gefühl der Dankbarkeit überwinden können; aber — konnte sie den edlen Mann, ihren Wohlthäter, lächerlich machen? eine große Familie, die sie mit Freuden in ihre Mitte aufnahm, beschimpfen? Unmöglich!

Gerade diese Unmöglichkeit gab ihr wieder Kraft. Sie ertrug ihr neues Verhältniß, und gewöhnte sich daran. Zwar benetzte sie mit immer heißeren Thränen das Bild des Geliebten; doch nicht lange, so machte sie sich Vorwürfe darüber, und wagte es kaum noch, einen Blick darauf zu werfen.

Nach einer Unterredung mit dem Baron,

worin er ihr schilderte, wie glücklich er sie zu machen hoffte, nahm sie sogar das Bild des Geliebten von ihrem Herzen, und warf es, obgleich mit bebender Hand, in den Kamin. Aber sein Bild in ihrem Herzen war dadurch nicht vertilgt. Wohin sie blickte, stand Bergner, und machte ihr Vorwürfe über ihre Untreue, ihre Grausamkeit; und immer war es ihr, als hörte sie die süßen Töne: „mein holdes Weib!" womit er ihr das letzte Lebewohl gesagt hatte.

Das Benehmen des Barons trug am meisten dazu bei, sie einigermaßen heiter zu erhalten. Er war so bescheiden, und foderte so wenig von ihr, daß sie zuweilen sogar vergessen konnte, was sie ihm seyn sollte. Dabei fing sie auch an (obgleich nur selten einmal) zu überlegen, daß Reichthum und Rang ganz wünschenswerth sey, und daß Bergner ihr nichts als neue Armuth und vielleicht ein noch größeres Elend hätte geben können. Hierzu kamen noch die unbeschreiblich große Zufriedenheit ihres Vaters, den sie so kindlich liebte, und die Unterredungen

mit der Frau von Graven, welche jetzt oft über die Liebe und das Glück des Lebens mit ihr sprach, wobei sie anfing überzeugt zu werden, daß Liebe eben so vergänglich ist, wie alles Andre.

Daß Bergner so gänzlich verschwunden war, diente ihr auch mit zur Entschuldigung für ihre Untreue. Sie wurde ruhiger, und hörte, ohne sehr zu erschrecken, den Tag ihrer Verbindung bestimmen. Frau von Graven erhielt Hannchen mit Absicht in einer ewigen Zerstreuung; denn sie hatte endlich doch in dem Herzen derselben etwas bemerkt, dem sie mehr auf den Grund zu kommen sich scheuete. Eines Tages war sie mit Hannchen auf der Gemählde-Gallerie, wo nur noch ein einziger junger Mann saß, der sehr emsig zeichnete, ohne aufzublicken. Da sie gern die Kunstkennerin machte, so trat sie hinter den Stuhl des Künstlers, und redete ihn an. Er sah sich um, erblaßte, und heftete die starren Augen auf Hannchen. Diese sank mit einem Schrei ohnmächtig an die Brust der Frau von Graven. Auch der Mahler

sank vor Schwäche, und ohne Bewußtseyn, wieder auf den Stuhl zurück, von dem er aufgestanden war. Hannchen warf, als sie sich wieder erholte, nur Einen Blick auf den Mahler, und lehnte dann ihr bleiches Gesicht schluchzend an die Brust der Frau von Graven.

„Sie kennen diese Dame?" fragte die Frau von Graven den Mahler. Er nickte mit dem Kopfe, weil er keine Sylbe hervorbringen konnte. „Ihre Bekanntschaft mit der Braut meines Bruders muß . . ." — Braut? unterbrach er sie; Braut? Ist es wahr? Braut? — „Ja, mein Herr," sagte die Frau von Graven verdrießlich, weil der Gallerie-Inspektor herzu kam. „Sie sehen also, daß eine nähere Erklärung diese Dame kränken würde, und daß der Vorfall ihr wohl gar nachtheilig seyn könnte. Also, mein Herr . . ." — Der furchtsame junge Mensch erröthete, verbeugte sich, nahm seinen Hut, und ging. Hannchen streckte die Hand hinter ihm her, als ob sie ihn halten oder ihm Lebewohl sagen wollte. Auf dem

Rückwege, im Wagen, weinte sie schmerzlich, und konnte keine Sylbe hervorbringen. Ihr Geheimniß war nun entdeckt, ohne daß es ihr etwas helfen konnte; und jetzt kam zu ihrem schon vorher so drückenden Gefühle noch die Scham darüber, daß sie Dinge verschwiegen hatte, die der Baron hätte wissen sollen.

„Sey ruhig, mein Kind," sagte die Frau von Graven freundlich. „Glaubst du denn, ich hätte so etwas nicht schon längst gemerkt? Wahrhaftig, ein hübscher junger Mensch, mit seinen großen funkelnden Augen!" Hannchen blickte furchtsam auf, um zu sehen, ob das Ernst sey, oder nicht. Die Graven küßte sie mit Herzlichkeit, und sagte lachend: „arme Kleine! sich so ertappt zu sehen, über einem ehemaligen Liebeshandel! Und noch dazu als Braut, acht Tage vor der Hochzeit! das ist ein wenig arg!" Sie streichelte ihr bei diesen Worten die kalten, blassen Wangen, die jetzt auf einmal von einer glühenden Röthe übergossen wurden.

Ach, sagte Hannchen endlich, kann ich

Ihnen noch in die Augen sehen? Sie sind so gütig gegen mich gesinnt; und ich verschwieg Ihnen . . .

„Närrchen! was immer besser verschwiegen, als gesagt wird. Wozu brauchten wir denn zu wissen, daß dieses Herzchen schon ein wenig unruhig gepocht hat? Als ob man sich das nicht an den Fingern abzählen könnte! Du warest jung, Hannchen; der hübsche Mensch, mit den großen, blitzenden Augen, kam dir zu Gesicht . . .”

Er wohnte mit uns in demselben Hause — unserm Stübchen gegenüber . . .

„Nun, da ist es mehr als natürlich. So ein junger Mensch geht und kommt, hat immer etwas auf dem Vorsaale zwischen beiden Stuben zu thun: nicht wahr?”

Ach ja, so war es! Sie glauben nicht, wie unschuldig es zuging.

„Das ist leicht einzusehen. Der junge Mensch wußte immer etwas Artiges zu sagen, hatte immer einen Seufzer, eine Schmeichelei auf den Lippen.”

Seufzer wohl; aber gesagt hat er mir nie ein Wort. . . . Ich bin recht unglücklich!

„Nun, so erzähle mir doch, du Täubchen, wie Ihr es anfingt, einander Eure Liebe ohne Worte zu erklären."

Hannchen erzählte. Die Frau von Graven erkundigte sich nach jedem kleinen Umstande; und Hannchen sagte alles ganz aufrichtig. Nur Eins verschwieg sie, was noch nie ein Mädchen in gleichem Falle erzählt hat. Am Ende machte sie sich Vorwürfe darüber, daß sie den Baron so betröge.

Die Frau von Graven schlug ein lautes Gelächter auf. „O, du Unschuld! . . . Also eine gemahlte Liebeserklärung, die du nirgends sicherer verwahren konntest, als auf deinem Herzen? Und nun scheuetet Ihr Euch vor einander, bis Ihr im Dunkeln einander in die Arme und an die Lippen lieft? Aber da fehlt etwas, Hannchen; denn, daß er nun sogleich Abschied nimmt . . ."

Ich habe Ihnen ja schon gesagt, weil er Arbeit auf einem Gute hatte. Er versprach mir freilich, mich zu heirathen, als er Abschied nahm. Ein Paar Tage nachher fand Ihr Herr Bruder meinen Vater. O, ich

fühle jetzt, daß ich längst hätte reden sollen. Ja, ich will die besten Menschen nicht länger betriegen. — Mit Thränen in den Augen setzte sie hinzu: ich liebte ihn, und liebe ihn noch. Ja, ich liebe ihn noch! Aber ich bin unschuldig. Ich habe Ihrem Herrn Bruder nicht einmal Ja gesagt.

„Das wird ernsthaft, Hannchen!" sagte die Frau von Graven lachend. „Glaube mir, Kind, du liebst den jungen Menschen nicht. Dein Herz fing an sich zu bewegen; und da kam er dir in den Weg: das ist alles! Du wirst nicht immer an ihn denken. So etwas vergißt sich."

Wenn aber, fragte Hannchen feierlich — wenn ich ihn nun nicht vergäße! wenn ich, wenn Ihr Herr Bruder unglücklich würde!

„Du kleine empfindsame Seele! Glaubst du, mich mit deinen großen Augen und deinem feierlich prophetischen Tone zu erschrecken? Aber gesetzt, du könntest ihn nicht vergessen — was willst du, Hannchen? meinen Bruder zum Spotte des Hofes und der Stadt machen? Willst du dich der giftigsten Ver-

läumdung Preis geben? willst du deinen Vater tödten? dich und dein Schicksal einem jungen Manne überlassen, der vielleicht kaum sich selbst durch das Leben bringen kann? Doch, noch einmal: du wirst den jungen Menschen vergessen; du hattest ihn schon vergessen. Wenn du ihn nicht wieder sahest, so dachtest du kaum noch an ihn: ist das nicht wahr?"

Das konnte Hannchen nicht leugnen. Aber sie bestand nun darauf, dem Baron alles zu entdecken, und ihn entscheiden zu lassen.

„Heuchlerin!" sagte die Frau von Graven ernst. „Warum denn erst jetzt? warum nicht früher? So lange du allein dein Geheimniß wußtest, schwiegest du, und thatest auch Recht daran. Jetzt, da ein Mensch mehr, da ich dein Geheimniß weiß, möchtest du gern die Großmüthige spielen." (Hannchen erröthete, weil sie sich getroffen fühlte.) „Sieh, Hannchen, mein Bruder würde über dein Vertrauen entzückt seyn, würde dich das edelste aller Mädchen nennen, und so weiter; aber in einer unglücklichen Stunde könnte

er

er vielleicht das Geheimniß gegen dich brauchen, und in deinem Edelmuth die Veranlassung zu Mißtrauen, zu Eifersucht, auch wohl Entschuldigung für Kälte, vielleicht sogar für eine Untreue, finden. Diese kleine Schwäche hast du nur mit deinem eignen Herzen abzumachen, nie mit deinem künftigen Manne. Aber entschließ dich kurz. Sag dem Baron: ich betrog Sie, ich liebe einen jungen hübschen Menschen; und weil ich den heute wiedergefunden habe, so ziehe ich mich von Ihnen zurück, mag auch die ganze Stadt über Sie spotten, und mein Vater vor Kummer sterben. Willst du das nicht, so schweig. Dein Geheimniß soll unter uns bleiben."

Hannchen weinte. Wenn aber . . . sagte sie endlich.

„Wenn aber!" fiel die Frau von Graven lachend ein; „wenn der junge Mensch den Baron todt schösse, dich ermordete, und zuletzt auch sich obendrein: nicht wahr? Entweder, oder! Entschließ dich, Hannchen."

Hannchen fühlte mit Angst, daß mehr vorgefallen war, als eine gemahlte Liebes-

erklärung und ein Kuß im Dunkeln; das konnte sie doch aber unmöglich gestehen. Sie hüllte das Gesicht in ihr Taschentuch, und weinte; denn sie liebte den jungen Mahler noch immer, und fühlte sehr deutlich, daß sie also den Baron betrog. So kam sie zu Hause, wo sie von dem Baron empfangen wurde. Sie kämpfte mit sich selbst, ob sie ihm nicht, troz den Warnungen der Frau von Graven, ihr Geheimniß entdecken sollte, und schon oft hatte sie sich vorgenommen, es zu thun; doch wenn sie ihn sah, verschloß ihr jedes Mal eine unüberwindliche Gewalt den Mund. So ging eine Woche hin, und der unglückliche Tag, wo sie auf ewig die Seinige werden sollte, war da. Nun blieb ihr weiter nichts übrig, als der feste Vorsatz, nie mehr an Bergnern zu denken, und den Baron so glücklich zu machen, als sie es vermöchte.

Mit diesem Vorsatze, der mehr als Ein Vergehen aufgewogen hätte, sagte sie ihr feierliches Ja, und drückte dann mit dem Feuer, das ein tugendhafter Entschluß immer giebt, den Baron an ihr Herz. Er zweifelte

jetzt auch nicht mehr an ihrer Liebe, und fühlte sich in ihrem Besitze sehr glücklich.

Sie hielt ihr Wort so gut, daß sie allmählich aufhörte, sich Vorwürfe zu machen, was sie Anfangs sehr oft that. An die Stelle der Reue trat das selige Selbstbewußtseyn, ihren Fehler vergütet zu haben; und nun dachte sie mit Ruhe an den jungen Mahler, der ihr Herz zuerst in Bewegung gebracht hatte. Sie wünschte, etwas zu seinem Glücke beitragen zu können, erfuhr aber nichts von ihm, wenn sie sich unter der Hand nach ihm erkundigte. Dies that sie jetzt zuweilen, und ganz unbedenklich; denn sie fühlte, daß sie ihren Mann liebte, und lächelte über die erste Verirrung ihres unschuldigen jungen Herzens. „Ja, meine Schwägerin hat Recht," sagte sie, und suchte nun mit einer Leidenschaft, deren sie selbst sich nicht fähig geglaubt hatte, die Liebe ihres Mannes zu gewinnen.

Es war sehr natürlich, daß sie von dem Baron nicht geliebt zu seyn glaubte. Nach seinen Grundsätzen mußte ein Ehemann der

Freund, der Rathgeber, der Vertraute seiner Gattin seyn, aber nicht ihr Liebhaber. „Ich lasse mich von keiner Leidenschaft beherrschen," sagte er, als seine Schwester diesen Grundsatz bestritt. — Seltsam! erwiederte sie; denn dich beherrscht die mächtigste in der Welt, Liebe zu deiner Frau. Warum soll sie allein nicht wissen, daß du sie liebst? warum darf sie dich nicht einmal ertappen, wenn du ihr Portrait an deine Lippen drückst? Das würde dir in ihrem Herzen gewiß nicht schaden. —

Der Baron erröthete; denn seine Schwester hatte ihn getroffen. Doch, er blieb seinem Grundsatze treu, und verbarg nun seine Leidenschaft, erkünstelte eine freundliche kalte Ruhe, und nannte Freundschaft, was heiße Liebe war. Seine Frau bemerkte diese Kälte, und verdoppelte die Aeußerungen ihrer Liebe; aber dennoch gelang es ihr nicht, sein Herz zu gewinnen. Je inniger sie ihn liebte, um so mehr schmerzte sie sein Betragen. Doch dabei trat immer der Gedanke vor ihre Seele, daß sie nicht einmal sein Vertrauen,

seine Freundschaft verdiene, und noch viel weniger seine ganze ungetheilte Liebe.

Mit jedem Tage erneuerte sie den Vorsatz, ihren Gatten glücklich zu machen; sie war immer gefällig, immer heiter, und weinte ihre Thränen nur so verborgen, daß sogar auch die feine Graven sich von ihr täuschen ließ. Indeß hatte sie sich nun einmal vorgenommen, es dahin zu bringen, daß ihr Mann sie lieben müßte. Sie that alles, was er gern sah, fand aus Liebe zu ihm nichts zu schwer, erwarb sich noch alle Geschicklichkeiten und Kenntnisse, die ihm etwas galten, und überraschte ihn zuweilen mit den feinsten, geistvollsten Vergnügungen; denn bei einer solchen Gelegenheit drückte er ihr wohl einmal die Hand, und sagte lächelnd: „gute, liebe Frau!" doch auch nicht mehr. Bisweilen brach freilich ein Strahl seiner Liebe hervor; allein sobald er das merkte, zwang er sich wieder zu seinem gewöhnlichen Betragen. Eben in solchen Momenten glaubte Hannchen eine gewisse Falschheit an ihm zu bemerken, und endlich war sie fest

davon überzeugt, daß er sie gar nicht liebte, und sie nie geliebt hätte. Jetzt wurde sie mißtrauisch gegen ihn. Sie suchte Anfangs, weil sie nach ihrem eignen Herzen urtheilte, die Ursache seiner Kälte in der Liebe zu einer Andern; doch so aufmerksam sie auch jeden seiner Schritte beobachtete, so fand sie doch nie eine Spur, die ihren Argwohn bestätigte. Endlich war das Resultat ihrer langen Untersuchung: er liebt mich nicht, weil er überhaupt der Liebe nicht fähig ist.

Jetzt wurde Hannchen in ihrem Herzen, obgleich nicht im äußern Benehmen, kälter. Dem scharfen Auge der Frau von Graven entging diese Veränderung nicht, und sie sagte zu ihrem Bruder: du hast Grundsätze; aber ich fürchte, sie werden dich unglücklich machen. Deine Frau liebt dich, und du liebst sie; doch du wirst ihr Herz nicht behalten, wenn du dein Betragen nicht änderst.

Der Baron erwiederte lächelnd: „Ich weiß, Schwester, daß du dir scharfe Augen zutrauest und von jeher eine Feindin meiner

Grundsätze gewesen bist. Du kannst indeß nicht leugnen, daß sie mich bis jetzt recht glücklich gemacht haben. Ich bitte dich also, verschone mich mit deinen leeren Prophezeiungen."

So ging es unaufhörlich fort. Der Baron beobachtete sich in seinem Betragen, um seine Frau seine wirklich große Liebe nicht sehen zu lassen, weil er glaubte, daß Liebe der Vernunft nicht gemäß wäre; Hannchen aber beobachtete sich, um ihrem Manne zu verbergen, daß sie kälter gegen ihn geworden war. Endlich wurde sie Mutter eines Sohnes. Jetzt verlor sich die äußere Kälte des Barons einmal vor den beiden schönsten Gefühlen der Natur: der Gatten- und der Vaterliebe. Als Hannchen aus dem Wochenbette aufgestanden war, nahm er sie, mit süßen Thränen in den Augen, an seine freier wallende Brust; und jetzt wurde auch ihr Herz wieder erwärmt. Alles Fremde zwischen Beiden verlor sich; sie brachten die meiste Zeit bei einander zu, und es fehlte ihnen nie an Unterhaltung.

In diesen schönen Stunden des Vertrauens erzählte der Baron seiner Gattin einmal einige Scenen aus seiner Jugend, die ersten Regungen seines Herzens. Hannchen vergaß die Lehren ihrer Schwägerin, und erwiederte dieses Vertrauen mit dem Geständniß, daß sie, vor der Bekanntschaft mit ihm, einen jungen Menschen geliebt hätte. Diese Offenheit machte den Baron sehr glücklich: nun hatte er das höchste Vertrauen seiner Frau; nun war nichts mehr in ihrer Seele, das er nicht wußte.

Hannchen stellte freilich ihrem Manne die Sache etwas anders dar, als der Frau von Graven; sie schaltete hier einen kleinen Umstand ein, und ließ dort einen andern weg, oder zeigte ihn in einem besseren Lichte. Dabei lobte sie den jungen Künstler als einen edlen Menschen, und machte ihm halb und halb ein Verdienst daraus, daß sie einander nicht wiedergesehen hätten. Der Baron drückte sie mit großer Herzlichkeit an seine Brust, und fragte: „nimmst du noch Theil an dem jungen Manne?" — An seinem Glücke, an

seinem Fortkommen in der Welt, allerdings. — „Und,“ sagte er, lächelnd den Kopf schüttelnd, „du hast nichts, gar nichts für ihn gethan, der dich liebte, und den du liebtest?“ — Die Unterredung endete sich mit den zärtlichsten Liebkosungen.

Hannchen war nach ihrem Wochenbette noch schöner geworden; aber — das erste Entzücken des Barons hatte sich vermindert, und er nahm wieder sein voriges Betragen an. Das war sehr unüberlegt; denn jetzt wußte Hannchen ja, wie leidenschaftlich, wie innig er seyn konnte. Sie versuchte ein Paarmal die vorige Zärtlichkeit wieder herzustellen; doch vergebens: ihr Mann war freundlich, gefällig, und nichts mehr.

„Was war denn das? fragte Hannchen bald sich selbst. Weiter nichts, als Freude darüber, daß die Familie Bergedorf nicht ausstirbt! Als Weib gelte ich ihm gar nichts; nur die Frau von Bergedorf, die Stammmutter seiner Nachkommen, ist ihm etwas werth. Mein Herz achtet er nicht, auch nicht einmal meinen Körper. O, Bergner

sah mich immer mit Entzücken! . . . Ich bin jetzt reich, geehrt, und dennoch nicht glücklich. Wäre ich Bergners Frau — ich würde wohl arm seyn, aber geliebt!

Während Hannchen sich mit diesen Gedanken quälte, forschte der Baron nach dem jungen Bergner. Der Direktor der Akademie, an den er sich wendete, sagte ihm: der junge Mann, nach dem Sie Sich erkundigen, hat große Talente. Aber er kämpft mit der Armuth, und wahrscheinlich auch mit einer Leidenschaft, die ihn unglücklich machen wird, wenn er es nicht schon ist. Er hat Dresden verlassen. Als er von mir Abschied nahm, schien er in Verzweiflung zu seyn. — Der Baron sah aus der Zeit, welche der Direktor angab, daß Bergners Entfernung gerade in die Zeit seiner Verheirathung fiel, und trug ihm nun auf, sich genau nach dem jungen Manne zu erkundigen, weil er dessen Glück machen wolle.

„Wenn du," sagte er zu seiner Schwester am folgenden Tage, „einmal etwas von einem jungen Künstler, Nahmens Bergner,

hörst, der etwa vor einem Jahre aus Dresden weggegangen ist, so — Aber was ist dir, Schwester? Du wirst ja blaß! Kennst du den Nahmen etwa schon?"

Ja. Aber sag mir, wie hast du ihn kennen lernen?

„Er ist ein Jugendfreund meiner Frau, und, wie sie sagt, ein sehr edler Mensch; auch sehr talentvoll, versichert mir der Direktor."

Jugendfreund? Nun, und du bist wohl sehr neugierig zu sehen, wie der Mensch aussieht?

„Schwester, muß man denn immer das Schlechteste denlen? . . . Wer meine Frau nur auf das entfernteste angeht, soll glücklich seyn. Und nun gar Er, der Freund ihrer Jugend! Oder vielmehr — Hannchen liebte ihn einmal. Er liebt sie noch jetzt, und lebt in Armuth und Noth."

Der Baron sagte das in einer so schönen Begeisterung, daß seine Schwester ihm mit den Worten: du edler Mensch! um den Hals fiel. Und wenn ich nun seinen Aufenthalt herausbringe: was dann?

„Was dann? Ein talentvoller Künstler verdient ein sorgenfreies Leben; ein edler Mensch verdient meine Freundschaft."

Freundschaft? Lieber Bruder, schicke ihn nach Italien, oder — noch besser — nach Otaheite. Zwischen einer jungen, schönen, gefühlvollen Frau, und ihrem Jugendfreunde muß, wo möglich, immer ein Welttheil liegen. Freundschaft! du willst ihn doch wohl nicht gar nach Dresden kommen lassen?

„Ich halte nichts von Sentenzen, die den Menschen erniedrigen. Er mag in Italien, wenn es seyn muß, die Leidenschaft vergessen; dann aber soll er kommen. Weißt du nicht: die Tugend einer Frau, die eines Wächters bedarf, ist der Wache nicht werth?"

Eine Frau, welche Liebe, Eitelkeit, Schwäche, Großmuth oder Dankbarkeit nicht in Versuchung setzen könnte, giebt es nicht. — Ich hasse einen Arzt, der mit Menschen Proben anstellt, um sein System zu bewähren. Ein Welttheil zwischen ehemalige Liebende: dabei bleib' ich.

„Meine Frau würde dir für deine Meinung von ihr nicht danken."

Kann seyn. Aber — die Bitte im Vaterunser: „führe uns nicht in Versuchung!" ist auch für sie geschrieben.

„Vertrauen verdient Vertrauen; oder die Menschen wären Teufel."

Der Mensch, Bruder, der von jedem Augenblicke so abhängig ist, und dessen wechselnde Gefühle so mächtig sind, verdient erst Schonung, dann Vertrauen. Die Menschen sind weder Teufel, noch Engel. Wer sie zu Engeln machen will, setzt sich in Gefahr, sie bald als Teufel hassen zu müssen. Das kann dein Fall seyn, Bruder! Wer war näher daran, ein Menschenfeind zu werden: ich oder du? Und ein Menschenfeind seyn, heißt sich gegen Gott empören.

Der Baron lächelte, nach seiner Gewohnheit, und schwieg.

Die Frau von Graven bat ihre Schwägerin sehr ernstlich, ihrem Manne nichts weiter zu vertrauen. Hannchen fragte hastig: hat er es übel genommen, daß ich schon ein-

mal geliebt habe? — „O nein! er sieht es sogar recht gern; denn nun kann er dir doch zeigen, wie großmüthig er ist!"

Die Frau von Graven wußte nicht, mit welchem Dolche sie Hannchens Herz durchbohrt hatte. „Er sieht es gern?" wiederholte diese vor sich. „Jetzt kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß ich ihm gleichgültig bin. Er sieht es gern, daß ich einen Andern geliebt habe? Wie bald wird er es gern sehen, daß ich diesen Andren noch liebe!"

Zu ihrem Erstaunen sagte der Baron nach einigen Monaten: Bergner ist wieder in Dresden, und wünscht dich zu sprechen. — Der Direktor der Akademie hatte endlich des armen Bergners Aufenthalt erfahren. Dieser war freilich in voller Verzweiflung aus Dresden weggegangen; doch einige Monate, in denen er mit allem ersinnlichem Mangel kämpfen mußte, ließen ihm keine Zeit, seiner Leidenschaft nachzuhängen, und während des Jahres, das er von Dresden entfernt zugebracht, hatte sich der heftigste Sturm seines Herzens gelegt. Freilich

liebte er die Ungetreue noch immer; aber er gab sie auf, wie sie ihn, und sehnte sich nun nach Dresden zurück, wo er wenigstens seine Liebe zur Kunst hatte befriedigen können. Durch die dritte Hand ließ er dem Direktor Nachricht von seinem Aufenthalte geben, und bekam sogleich eine Einladung zurückzukommen. Bei seiner Ankunft erzählte er dem Direktor, daß eine unglückliche Leidenschaft ihn beinahe wahnsinnig gemacht habe. Aber Gott Lob, setzte er hinzu: es ist nun vorbei; ich bin wieder ruhig. Der Direktor gab dem Baron Nachricht von dem jungen Menschen. Dieser sprach ihn selbst, und fand ihn so, daß er glaubte, er könne ihn ohne alle Gefahr in die Nähe seiner Frau bringen.

Als der Baron seiner Frau das sagte, erwachten bei ihr die jugendlichen Bilder ihrer ersten Liebe in voller Stärke. Sie hatte zwar Bergnern vergessen, doch nicht die süßen, entzückenden Gefühle ihres Herzens in jenen glücklichen Tagen. Mich sprechen? erwiederte sie mit gerunzelter Stirn. Er hat mir so wenig etwas zu sagen, als ich ihm.

„Wie!" sagte der Baron; „dem Freunde deiner Jugend? Ist das möglich? Oder — hältst du mich etwa für ein Kind, das sich fürchtet, wo nichts zu fürchten ist? Ich kenne deinen Freund. Er ist ein talentvoller junger Mann, dessen ich mich annehmen würde, auch wenn er dich gar nichts anginge. Aber nun vollends jetzt! Er darf nicht unglücklicher seyn, als wir selbst sind. . . . Diesen Abend wird er zu uns kommen."

Hannchen erstaunte bei jedem Worte mehr. Sobald sie allein war, erinnerte sie sich an Alles, was sie ihrem Manne von Bergnern gesagt hatte; und es schien ihr doch immer so viel zu seyn, daß dieser Ursache genug hätte, ihn nicht wieder mit ihr zusammen zu bringen. Sie zitterte vor Bergners Anblick; und ihr Mann hatte ganz ernstlich gesagt: der Freund meiner Frau muß auch mein Freund seyn. — Ist es möglich? dachte sie; bin ich ihm so, in diesem schrecklichen Grade, gleichgültig? Aber dennoch — der Himmel ist mein Zeuge — dennoch liebe ich

den

den Undankbaren. Dennoch will ich ihm verzeihen, und nicht einen Blick auf Bergnern werfen, dem er mich Preis giebt.

Sie verkannte ihren Mann. Dieser war fest von der Liebe seiner Frau überzeugt, und hielt den Liebeshandel zwischen ihr und Bergner für das, was er auch war: das erste Erwachen zweier Kinderherzen. Er glaubte, die Sache sey so gut wie vergessen, und er könne daher die beiden ehemaligen Liebenden ohne alle Gefahr zusammen kommen lassen. Weil er die Liebe seiner Frau gewiß zu besitzen glaubte, so wollte er eben so großmüthig seyn, wie sie gewesen war, und das Vertrauen, womit sie ihm ihre erste Liebe entdeckt hatte, mit gleichem Vertrauen erwiedern. Ueberdies dachte er ihr dabei den edlen Triumph zu, ihren Jugendfreund glücklich zu machen. Es war nicht einmal Eitelkeit bei ihm im Spiele, sondern er handelte nur nach seinen Grundsätzen. Freilich hatte er dabei die Vorsicht beobachtet, erst den jungen Menschen ein wenig in Ansehung seiner Grundsätze zu prüfen. Er fand

in ihm einen für die Kunst und für die Tugend begeisterten Jüngling, der zwar mit Sehnsucht an jene Tage seiner ersten Liebe dachte, aber dabei doch gestand, daß Hannchen jetzt glücklicher sey, als Er sie hätte machen können. Jetzt war der Baron vollkommen sicher. Auch hatte ja die Liebe nur einige Wochen gedauert, und war, wie er glaubte, mehr ein Traum der Phantasie gewesen, als ein wirkliches Gefühl der Herzen. Wie weit diese Liebe in so wenigen Tagen die beiden jungen Leute geführt hatte, wußte er nicht; und so sagte er Bergnern endlich: „dieses Mädchen, das Sie geliebt haben, ist jetzt meine Frau, und, wie ich mir schmeichle, glücklich." Bergner erschrak ganz augenscheinlich. Der Baron faßte seine Hand, und sagte: „sie ist meine glückliche Frau, und ihr Freund muß auch der meinige seyn. Hannchen erinnert sich Ihrer noch immer mit zärtlicher Freundschaft, lieber Herr Bergner, und hat mir aufgetragen, etwas für Sie zu thun. Ich hoffe, auch Sie sollen glücklich werden."

Bergner wußte nicht, wie ihm geschah. Er fürchtete, seine Liebe zu Hannchen verrathen zu haben, ob er gleich nur in dunkeln Worten davon geredet hatte. Jetzt mußte er zwar seine ehmalige Liebe zugestehen; doch als der Baron sich nach dem gegenwärtigen Zustande seines Herzens erkundigte, sagte er in abgebrochenen Worten etwas von den wenigen Augenblicken seiner Bekanntschaft mit Hannchen, von der langen Trennung; kurz, er erklärte beinahe: ich habe sie so ziemlich vergessen. Und nun bat ihn der Baron ganz unbedenklich, ihn zu besuchen.

Dieser Antrag kam dem Künstler, ob er gleich gewiß kein alltäglicher Mensch war, so unerwartet, daß er den Baron verwundert anstaunte. Als er aber endlich nicht mehr zweifeln konnte, daß es mit dieser Einladung Ernst sey, da fühlte er sich gerührt durch dieses edelmüthige Vertrauen, und sagte: ja, ich will sie sehen, und ihr sagen, wie glücklich sie ist, die Gattin des edelsten Mannes zu seyn! Sie ist mir heilig, so heilig wie die Kunst, oder wie eine Schwester!

Der Baron lächelte über diesen Enthusiasmus, und freuete sich, so weit gekommen zu seyn. „Wie!" dachte er auf dem Wege nach Hause; „Bergner wäre hier, und ein niedriges Mißtrauen in die Tugend meiner unschuldigen Frau sollte zwei so schöne Herzen an den Ergießungen der Freundschaft hindern? Diese Menschen können nicht so verächtlich seyn, mein Vertrauen zu mißbrauchen! Die Unschuld meiner Frau wird und soll von nun an stolzer werden; ich verschaffe ihr den edelsten Triumph des Menschen: frei, nicht gezwungen, die Tugend zu wählen. Sie liebt mich; und mein höchstes Vertrauen sey ihre schöne Belohnung dafür!"

Hannchen sann den ganzen Tag darüber nach, mit welcher Miene, in welcher Stellung sie den Geliebten empfangen wollte. Sie wünschte, daß er ausbleiben möchte; denn sie war in der größten, ängstlichsten Verlegenheit. Doch gegen Abend ging die Thür ihres Zimmers auf, und Bergner trat an der Hand ihres Mannes herein. Fast in

demselben Augenblicke rief ein Bedienter den Baron ab, und nun waren die beiden Liebenden nach einer Trennung von zwei Jahren allein bei einander. Gnädige Frau! stammelte Bergner, getroffen von der blühenden Schönheit, dem edlen Anstande, und sogar auch von der prächtigen Kleidung der Geliebten. Er wagte es kaum, sie anzublicken. Hannchen stand mit beklemmtem Herzen, mit niedergeschlagenen Augen da, wußte erst nicht ein Wort zu sagen, und brachte endlich nur mit Mühe hervor: ich freue mich, Sie wieder zu sehen! Er verbeugte sich, und nun schwiegen sie Beide wieder.

Der Baron war absichtlich weggegangen, damit sie Zeit hätten sich zu fassen; sie wünschten aber Beide, er möchte das nicht gethan haben. „Wie lange sind Sie wieder hier?" fragte Hannchen endlich. „Mein Mann hat mir gesagt . . ." — O, fiel Bergner hier ein: er ist der edelste, großmüthigste Mann auf der Erde, und ich wünsche Ihnen Glück . . . — Auf ähnliche Art ging es eine Viertelstunde fort; das Gespräch wurde mit je-

der Minute abgebrochen. Der Baron kam wieder, und nahm das Gespräch auf, da er Beider Verlegenheit merkte. Er erzählte, ließ den jungen Mann erzählen, zeigte Hannchen Arbeiten von ihrem Freunde, machte Plane, wie glücklich das Leben in seinem Hause nun werden sollte, wußte Sinn in Bergners einzelne Worte zu bringen, und stellte sich, als ob er die Verlegenheit seiner Frau gar nicht sähe. Hannchen umarmte ihren Mann, in der That mit herzlicher Liebe, zum Dank dafür, daß er ihr so leicht über diese schwere Minute weghalf. Jetzt sah sie auf einmal, daß er Bergnern doch wohl aus Edelmuth, nicht aus Gleichgültigkeit gegen sie, zu ihr gebracht haben könnte.

Sie gab ihrem Freunde ziemlich ruhig den Arm, um sich von ihm in das Gesellschaftszimmer führen zu lassen, und hatte doch schon so viel Besinnung, daß sie einige Mal etwas Zusammenhangendes reden konnte. In ihrem Zimmer fing sie an zu überlegen, und schüttelte den Kopf über die Seltsamkeit dieses Besuches. Sie durchlief ihres Mannes

ganzes Betragen während ihrer Ehe, und glaubte, wieder zu sehen, daß er sie niemals geliebt haben könnte, da er immer in gleicher Ruhe, oder wohl gar in gleicher Kälte, geblieben wäre. Er war freilich ein edler und ein gefälliger Mann; aber er liebte sie nicht. Ueber Bergnern dachte sie nicht viel. Sie hatte in ihrer Phantasie ein ganz andres Bild von ihm gehabt; gegen diesen Bergner brauchte sie gar keine Maßregeln zu nehmen, da er ihr nicht im mindesten gefährlich war. Sie lächelte sogar über ihre vorige Angst, und nahm sich vor, bei der nächsten Unterredung mit ihm sich so unbefangen zu betragen, wie sie sich jetzt fühlte. Die Absicht ihres Mannes bei seinem Schritte war ihr viel wichtiger, und sie legte sich mit Verdruß über ihn nieder.

Am folgenden Morgen sprach Bergedorf nicht ein Wort von dem jungen Mahler; er fragte nicht einmal: wie hast du ihn gefunden? und war auf seine gewöhnliche Art freundlich und heiter. Hannchen maulte ein wenig, besonders darüber, daß sie, nach ihrer

Meinung, der Ehre ihres Mannes ein Opfer gebracht, und Bergnern bei seinem Besuche durch gar nichts ausgezeichnet hatte, und daß ihr Mann das gar nicht bemerkte. Der Baron war völlig zufrieden: denn er glaubte nun gewiß, daß Bergner seiner Frau ganz gleichgültig wäre; und ihr Schmollen gefiel ihm sogar, da er die Ursache davon sehr richtig errieth.

Als die Frau von Graven zurückkam, fand sie zwar an dem Benehmen des Barons und der beiden Andern nichts auszusetzen; doch sagte sie: alle drei kämen ihr vor, wie Mücken, die um ein brennendes Licht her gaukelten. Ich werde noch erleben, setzte sie hinzu, daß einer von euch dreien sich die Flügel versengt, wenn nicht gar Ihr alle drei. Und wer wäre dann Schuld daran, als du, lieber Bruder?

„Das wär' ich freilich. Aber der Mensch ist keine Mücke, Schwester; und wenn du sehen willst, so gieb Acht, ob Hannchen nur die mindeste Spur von Neigung zu Bergnern verräth."

Ein Augenblick, ein Wort, ein Ton, ein — was weiß ich? — kann das Alte wieder neu machen. Das Herz spielt eine größere Rolle, als du glaubst.

Die Frau von Graven hatte nicht Unrecht. In Bergners Herzen war die Flamme der Liebe nur unterdrückt, nicht erloschen. Der Anblick des schönen Hannchens, das Vertrauen, welches sie ihm bald bewies, und die freundliche Güte, mit der sie ihn behandelte, erweckten bei ihm die Bilder ihrer Liebe aufs neue. Er wollte zwar seine Empfindungen verbergen, und glaubte sein Geheimniß für sich zu haben; Hannchen aber bemerkte es, nicht ohne Mißvergnügen, und war sogar muthig genug, ihrem Manne Winke davon zu geben, so viel sie das konnte, ohne dem armen Bergner bei ihm zu schaden. Der Baron lächelte dazu; und auch die Frau von Graven, die, ihrer Meinung nach, den jungen Mann von innen, wie von außen, kannte, sagte lachend: o, wir Weiber glauben dergleichen so gern; und eben das ist unsre Gefahr. Hannchen schwieg,

um nicht für eitel zu gelten, ob sie gleich an dem jungen Manne immer deutlicher merkte, daß er nicht mehr so war, wie Anfangs. Nach und nach ertappte sie ihn auf glühenden Blicken, auf schlecht verhehlten Seufzern, und erinnerte sich dabei an den Vorsaal zwischen ihrem und seinem Stübchen. So ging Ein Jahr, und noch ein zweites hin. Der Baron war nun völlig sicher, seine Frau aber gar nicht mehr. Er mußte auf einige Monate verreisen, und Bergners Besuche wurden häufiger. Hannchen fing an zu fühlen, daß die Abwesenheit ihres Gatten, und ihr öfteres Alleinseyn mit einem jungen begeisterten Manne, der eine stille, glühende Liebe zu ihr in seiner Brust verschloß, ihr gefährlich wurden. Sie schrieb dem Baron — um sich selbst zu überzeugen, daß sie ihm treu wäre — die zärtlichsten Briefe, und bat ihn, weil sie ihm treu bleiben wollte, sehr dringend, zurück zu kommen. Er las die Briefe mit Entzücken, glaubte unerschütterlich fest an die Liebe seiner Frau, die jetzt schon genug mit ihrem Herzen zu

kämpfen hatte, und kam endlich wieder nach Dresden.

Hannchen machte allerlei Versuche, das Verhältniß mit Bergnern auf einen guten Fuß zu bringen. Er gehorchte wirklich jedem ihrer Winke, und kam sogar nicht in ihr Haus, wenn sie ihm nur von weitem zu verstehen gab, daß er wegbleiben möchte. Noch immer war kein leidenschaftliches Wort zwischen Beiden gewechselt. Er betrug sich sogar kälter, wenn er mit ihr allein war, und betrachtete sie nur von Zeit zu Zeit mit verstohlnen Blicken und stiller Gluth. Wie es schien, machte er gar keine Ansprüche auf sie, ob er gleich nur für sie lebte. Doch gerade dieser stille Gehorsam, diese heimlich verzehrende Gluth, mit der er sie nur anbetete, war ihr am gefährlichsten; denn des Mitleidens konnte sie sich nicht erwehren, wenn auch schon der Liebe. Sie hatte sich wohl hundertmal entschlossen, dem jungen Manne zu sagen, es sey für sie Beide am besten, sich zu trennen; aber sie scheuete eine Unterredung über diesen Gegenstand,

sie scheuete die Trennung selbst, und am meisten ihr eignes Herz: denn sie trauete sich nicht Stärke genug zu, sich gegen die Liebe des Jünglings, die er ihr in einem solchen Falle gewiß erklären würde, vertheidigen zu können. So blieb sie denn in ihrer peinlichen Lage, und beschloß endlich, nichts daran zu ändern.

Sie verglich die feurige Liebe des Jünglings mit der Kälte ihres Mannes; aber dennoch blieb sie diesem treu, weil Dankbarkeit sie an ihn fesselte. Er rettete, dachte sie, meinen Vater, mich und sogar auch Bergnern; und ich sollte einer so schändlichen Undankbarkeit gegen ihn fähig seyn? Nimmermehr! — Sie ging an dem Rande eines Abgrundes, neben dem mit jedem Tage schönere Blumen für sie aufblüheten, und zu dem die süße Stimme der heißesten Liebe sie hinlockte. Jetzt wurde sie der Raub ihrer Leidenschaft, obgleich keines Verbrechens: die unglücklichste Liebe zerriß ihr Herz, doch nicht die Reue über Verletzung ihrer Pflichten.

So war wieder ein Jahr unter Kampf

und Wanken, Entschluß und Schwäche, verflossen. Die Frau von Graven, der die Gefühle ihrer Schwägerin nicht entgingen, hielt sie für verloren, schwieg aber, und suchte Bergnern nur auf eine gute Weise so still als möglich aus dem Hause zu schaffen. Das mißlang ihr, weil der Baron mit seiner Frau einige Unterredungen gehabt hatte, durch die er völlig sicher wurde. Er mußte in Kurzem wieder eine Reise machen, die länger dauern sollte. „Hannchen," sagte er den Tag vorher mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit: „laß uns, ehe ich reise, unsre Rechnung mit einander abschließen. Du hast das Glück meines Lebens in deiner Hand. Habe ich dein Herz noch?"

Hannchen hatte erst kurz vorher, auf ihren Knieen liegend, geschworen, ihr Herz, ihre Treue zu bewahren, und durch diesen Schwur war sie muthig und stark geworden. Sie erwiederte: mein Herz gehört dir mehr als je. Zweifle daran nicht. Doch — ich habe eine Bitte an dich. Laß mich aufs Land gehen, bis du wiederkommst.

Der Baron wollte ihr das abschlagen, um ihr sein Vertrauen zu zeigen; doch sie bat so dringend, daß er am Ende nachgab, was er übrigens im Grunde recht gern that. Beide stiegen fast in derselben Minute in den Wagen. Der Kapitain begleitete seine Tochter auf ihre Bitte; doch die Frau von Graven blieb in der Stadt.

So wie Hannchen auf dem Landgute war, das nur eine kleine Meile von Dresden lag, athmete sie freier. Das Opfer, welches sie ihrem Manne gebracht hatte, gab ihr so viel Muth und Zuversicht auf ihre Kräfte, daß sie sogar zweifelte, ob es nothwendig gewesen wäre. Sie fühlte sich außer der gefährlichen Nähe des Geliebten, und die dadurch entstehende Sicherheit schrieb sie der Stärke ihres Herzens zu. Jetzt spottete sie selbst über ihre Feigheit, dachte an keine Gefahr mehr, und war so heiter, daß sie sogar in einem Briefe an ihren Mann sehr muthwillig scherzte. Die arme Frau! sie wußte nicht, wie nahe die Gefahr ihr war!

Bergner wollte den Tag nach des Barons

Abreise Hannchen besuchen. Sein Herz schlug unruhiger, als sonst; und doch war darin eine Freude, die er gern sich selbst verhehlt hätte. Die Frau von Graven empfing ihn, und von ihr erfuhr er, daß die Baronin auf das Land gegangen wäre. Er sagte kein Wort dazu. Jene erzählte ihm sehr ruhig: ihre Schwägerin hätte den seltsamen Entschluß gefaßt, das ganze Jahr hindurch auf dem Lande zu bleiben. So? erwiederte Bergner, und nun sprach er sogleich über eine Stadtneuigkeit, ohne sich nur nach dem Nahmen des Gutes, wohin die Baronin gegangen war, zu erkundigen.

Die Frau von Graven wußte ganz bestimmt, daß ihre Schwägerin den Entschluß, auf das Land zu gehen, erst den Abend vor der Abreise des Barons gefaßt hatte, und Bergners wechselnde Farbe sagte ihr, wie sehr ihn diese Nachricht bestürzte. Daß er jetzt kein Wort mehr sagte, machte sie verlegen; denn sie hatte etwas Andres erwartet. An jedem der nächsten vierzehn Tage kam Bergner richtig wieder, ohne Hann-

chens nur zu erwähnen. Die Frau von Graven fand das seltsam, und es verdroß sie, daß sie nicht wußte, wie sie mit dem Menschen daran war. Sie fragte endlich aus boshaftem Muthwillen: werden Sie denn meine Schwägerin nicht einmal besuchen? — Vielleicht! antwortete er kalt und ruhig.

Sie hatte mit diesen Worten einen Funken in seine Seele geworfen, der bald zu einer lichten Flamme wurde. Unaufhörlich war er jetzt mit dem Gedanken, die Geliebte wieder zu sehen, beschäftigt. Er schweifte schon den nächsten Abend bis an die Gränze des Gutes, auf welchem Hannchen wohnte, und am folgenden Tage hatte er den Garten, das Haus, sogar, wie ihn dünkte, Hannchen selbst in der Ferne am Fenster gesehen. Als er wieder zu der Frau von Graven kam, erwähnte er seiner Streifereien nicht, hoffte aber mit unruhigem Verlangen auf eine ähnliche Frage von ihr, damit er gleichsam von ihr zu Besuchen auf dem Gute berechtigt würde. Die Frau von Graven fragte nicht wieder; und nun beschäftigte er

sich so lange mit ihrer Frage, bis er heraus-fand, sie hätte ihm dadurch vorwerfen wollen, daß er so unartig wäre, ihre Schwägerin gar nicht zu besuchen. Er faßte den Entschluß, wenigstens Einmal hin zu gehen, und that es auf der Stelle.

Nahe vor dem Gute schien ihm alles anders, und er kehrte um. So trieb er es mehrere Male, und auf einem seiner Gänge dahin begegnete ihm der Wagen der Frau von Graven. Sie ließ halten, und rief aus dem Fenster: „Sie wollen zu meiner Schwägerin? Ich komme so eben von ihr her. Bringen Sie ihr einen Gruß von mir." — (Die Frau von Graven hatte ihre Schwägerin so ruhig, so heiter, ja so muthwillig gefunden, daß sie nicht wußte, was sie davon denken sollte, und daß sie sogar anfing zu zweifeln, ob sie richtig beobachtet hätte.)

Jetzt mußte Bergner gehen, er mochte wollen oder nicht. Hannchen saß vor dem Hause unter dem Schatten zweier Linden; als sie ihn erblickte, kam sie ihm so heiter, so unbefangen entgegen, daß er alle Furcht ver-

lor. Er blieb einige Stunden bei ihr; und noch nie hatte er sie so schön, so reitzend, so gütig gesehen, wie heute. Als er endlich Abschied nahm, sagte sie ganz ruhig: Sie werden doch Ihre einsame Freundin öfter besuchen?

Hannchens Benehmen war sehr natürlich. Sie fühlte sich so muthig und so stark, daß sie den jungen Mann nicht im mindesten mehr fürchtete, ja daß sie nicht begreifen konnte, wie sie ihn je hatte fürchten können. Sein Besuch war ihr sogar angenehm; denn wenn er noch irgend eine geheime Hoffnung auf ihre Liebe im Herzen nährte, so konnte sie dieselbe jetzt erlöschen. Auch gelang ihr dieser Plan recht gut: sie war in seiner Gesellschaft sogar unbefangener, als sie es sich selbst zugetrauet hatte, und verlor ihre Heiterkeit nicht einen Augenblick. Am Abend schrieb sie ihrem Manne ganz offen, daß Bergner bei ihr gewesen wäre, und scherzte sogar über des Jünglings Anhänglichkeit. Der Brief wurde ein Abdruck ihrer Seele, da muthwillige Heiterkeit und das Bewußtseyn von Unschuld und Stärke darin herrschten.

Bergner kam öfters wieder. Hannchens Heiterkeit nahm ihm die Hoffnung, die zuweilen seine Träume beglückte, und deren Erfüllung er eigentlich nicht einmal wünschte. Er floh jetzt Hannchens Gesellschaft, suchte die dunkelsten Gebüsche auf, und ging, die Arme über die Brust gekreuzt, mit gesenktem Kopfe, tiefsinnig auf und nieder. Hannchen sah ihn durch das Fenster, und bemerkte, daß er von Zeit zu Zeit mit der Hand nach den Augen fuhr, wahrscheinlich um eine Thräne abzutrocknen. Kam er dann wieder, so stellte er sich heiter, besonders gegen sie selbst. Er trieb keine Possen, sondern sein heiteres Wesen war nur eine zufriedene Gelassenheit. Hannchen merkte sehr bald, daß er nur ihre Ruhe nicht stören wollte, und daß er absichtlich jede Veranlassung, sie an die ehemaligen Zeiten zu erinnern, vermied. Wurden ihm seine Empfindungen zu drückend, so ging er auf eine Stunde weg, und kam dann heiterer und stärker wieder.

Unter seinen verborgen geweinten Thrä-

nen, seinen stillen Seufzern, zerschmolz ihr Herz, und ihre Stärke wurde geringer. Sie belauschte seine einsamen Gänge, beobachtete jede Bewegung seiner Hand, und fühlte sich von der stillen Gewalt seiner heimlichen Liebe hingerissen. Dem Bilde, das ihre Phantasie sich von dem still Trauernden machte, konnte sie nicht widerstehen; und jetzt war ihre Heiterkeit dahin, oder nur ängstlich erzwungen. Sie nahm sich vor, in seiner Gegenwart zu scherzen; doch wenn er das Auge langsam und wehmüthig lächelnd auf sie richtete, versank sie neben ihm in eine noch tiefere Wehmuth. Beide seufzten, sprachen ein Paar Worte, seufzten dann wieder, und schwiegen.

Kaum war Hannchen auf diesem Punkte, so bemühete sie sich, Bergners Besuche gegen ihre Schwägerin zu bemänteln, oder sie ihr gar zu verheimlichen. Sie ließ ein Paar Worte fallen; und Bergner kam nun entweder Morgens ganz früh, oder Abends, und war übrigens richtig alle Tage bei der Frau von Graven. An jedem Morgen stand

Hannchen bei dem ersten Strahle der Sonne am Fenster, und starrte den Weg nach Dresden hinunter. Doch war sie, obgleich schwächer, nicht ungetreu, und erneuerte vielmehr an jedem Tage ihren Vorsatz, den edlen Bergedorf nicht zu betriegen. Ihn betrog sie auch nicht, aber wohl sich selbst, da sie sich noch immer eine Stärke zutrauete, die sie nicht mehr hatte.

Zitternd ging sie Morgens in den Park, wo Bergner war. Bei jedem Schritte wollte sie umkehren; doch eine unwiderstehliche Gewalt zog sie vorwärts. Sie ging endlich, mit dem Entschlusse, dem Geliebten nur noch zu sagen, daß sie sich trennen müßten; doch sie sagte es nicht: denn — er und sie hatten ja einander ihre Liebe noch nicht gestanden. Sie genossen Beide, wenn sie mit einander allein waren, nicht einer ruhigen Minute, und hatten, da sie sich geheime Vorwürfe machten, nicht einmal das Herz, einander dreist anzusehen. Beide fühlten, daß es anders werden sollte und müßte, daß baldige Trennung nothwendig wäre; und eben das mach-

te die süßen Augenblicke noch süßer, und zog ihre Herzen noch fester zusammen.

Eines Morgens wollte Hannchen wieder hinunter, als ihr Vater, völlig gekleidet, und mit dem Degen an der Seite, sie aufhielt. „Wohin willst du?" fragte er mit sehr ernster Stimme, und einem finstern Gesichte. Er führte sie in ihr Zimmer zurück, und sagte: „du gehst auf einem bösen Wege. Gestern Morgen, gestern Abend warst du mit dem . . . dem . . . Menschen im Bosket. Wärest du fähig, deinen edlen Mann, deinen Wohlthäter, den Retter meines Lebens, um seine Ehre zu bringen, so — bei Gott! — so würde ich diesen Degen noch einmal gebrauchen, seine und meine Ehre zu rächen! an dir! an dir! Merke dir das!" Er sank erblassend, und immer stärker zitternd auf einen Stuhl.

Hannchen erschrak. Auf einmal sah sie, was sie bis jetzt nicht gesehen hatte: ihren Mann entehrt, ihren Sohn verachtet, sich selbst in die Welt hinaus gestoßen, sich und ihren Geliebten den Furien der Reue Preis

gegeben, und ihren alten Vater vor Gram, mit Schande beladen, in das Grab gesunken. Sie bedeckte das blasse Gesicht mit beiden Händen, und stand so einige Minuten. Dann eilte sie an ihr Pult, und schrieb: „Wir dürfen einander nicht wiedersehen. Tugend, Dankbarkeit, mein Mutterherz, meine kindliche Pflicht, alles was in der Natur heilig ist, gebieten mir die Trennung von Ihnen. Werde ich je meine Ruhe wiederfinden? Auf ewig Lebewohl!"

Sie schlug das Papier zusammen, und wollte damit hinunter; doch ihr Vater trat ihr wieder in den Weg. Ich bin unschuldig, sagte sie heftig; und sehe ihn jetzt zum letzten Male. — „Nun denn, zum letzten Male, oder — bei meiner Ehre! — ich bin dein Vater nicht mehr!" Sie kam athemlos in das Bosket, warf das Blatt hin, und sank, vom Laufen und von ihrer Angst entkräftet, auf eine Bank. Bergner knieete, als er das Billet gelesen hatte, vor ihr nieder, und drückte heiße Küsse auf ihre Hand. Sie legte in einem Augenblicke des Vergessens

ihre Arme um seinen Nacken, küßte seine Stirn, und eilte dann, ganz außer sich, als würde sie von Furien getrieben, durch den Garten wieder nach Hause.

Bergner ging langsam auf die Landstraße. So weit war es nun durch seine Schuld gekommen, daß eine Frau, die er liebte, verzweifeln konnte, die Ruhe ihres Lebens wiederzufinden! — Sie soll, sie muß wieder ruhig werden! sagte er; und im Wirthshause schrieb er ein Billet, worin er sie flehend bat, ihn noch einmal, nur eine Minute, wiederzusehen. „Um zehn Uhr," so schloß er, „bin ich im Wäldchen. Nur eine Minute, Ihnen zu sagen, was mir die Tugend, Ihnen zu sagen, gebietet. Der Wagen, der mich auf ewig von Ihnen entfernen soll, wird in der Nähe halten."

Hannchen bedachte sich, und wollte erst nicht; aber sie sollte ihn ja zum letzten Male sehen! — Um zehn Uhr hüllte sie sich in ihren Mantel, und schlich in den Park, wo er sie unter einer hohen Buche schon erwartete. Ich gehe ruhig, sagte er. Die Liebe verei-

nigte unsre Herzen; etwas noch Heiligeres, die Pflichten der Gattin und der Mutter, trennt sie. Ich hoffe, daß ich wieder glücklich werden kann, und auch Sie müssen es werden.

Bergner fühlte jetzt eine erhabene Ruhe; nicht mehr Liebe, sondern Tugend glühete in seinem Herzen, und war in jedem seiner Worte unverkennbar. Dies wirkte auf seine Freundin mit unwiderstehlicher Gewalt, und ihre Seele erhob sich mit der seinigen. Ich bin es schon jetzt, sagte sie, und legte die Arme um ihren Freund — mehr war er ihr in dieser Minute nicht —, ihn zum letzten Mal an ihre Brust zu drücken. Jetzt faßte eine kalte Hand ihren Arm, und riß sie zurück. Ihr Vater war unvermerkt herbei gekommen, und stand mit dem Degen vor ihr. Hannchen winkte Bergnern, zu gehen, und sagte ihm Lebewohl.

Ohne ein Wort zu reden, führte der Kapitain seine Tochter nach Hause. Mein Vater . . .! hob sie flehend an. Doch er unterbrach sie: „ich bin dein Vater nicht mehr!

Du sagtest diesen Morgen: zum letzten Male!" Er führte sie auf ihr Zimmer, blickte sie verachtend an, und warf, als er ging, die Thür mit Heftigkeit hinter sich zu. Hannchen sank erschöpft auf ihr Lager, und schlief bald ein; denn — sie war ja unschuldig, und hoffte, ihren Vater zu besänftigen.

Am folgenden Morgen stand der Kapitain früh auf, weil Sorgen ihn nicht schlafen ließen. Er war überzeugt, daß seine Tochter den Baron beschimpft hätte, und bedachte die Maßregeln, die er als ein Mann von Ehre nehmen müßte. „Nein," sagte er zuletzt; „seine Frau kann sie nicht bleiben, und sollte dieser Degen — er zog ihn, und besah die Spitze — die Ehe trennen." Jetzt öffnete sich die Thür, und der Baron trat mit einem finstern Gesicht in das Zimmer. Was ist das, Herr Kapitain? fragte er zerstreuet, als er Hannchens Vater bleich, und mit dem Degen in der Hand, vor sich sah. Ich habe etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu reden, fuhr er dann fort, und ergriff die Hand des Kapitains.

Dieser ließ, ohne auf ihn zu hören, den Degen sinken, und sagte endlich, in der sichtbarsten Angst: „sie ist meine Tochter; aber es muß heraus. Man soll Sie nicht betriegen, Baron! Meine Ehre ist dahin; doch die Ihrige muß nicht verletzt werden. Bei Gott nicht! Ihre Frau — ich kann sie nicht mehr Tochter nennen — hat Sie betrogen. Der Bergner, den Sie in's Haus brachten, dieser schändliche Mensch ..." — Der Baron legte dem Kapitain, dessen Stimme mit jedem Worte lauter wurde, die Hand auf den Mund, und fragte: wollen Sie mich hören?

Der Kapitain war erschöpft, und sank in einen Stuhl. — „Ich weiß alles," hob der Baron wieder an. „Schon gestern früh kam ich zurück. Ich wollte meine Frau überraschen, und ließ den Wagen hinter dem Walde halten. Da sah ich einen Menschen vor mir her in das Bosket schleichen. Sein scheuer Gang und die ungewöhnliche Zeit machten mich aufmerksam, und ich erkannte nun Bergnern. Ohne schon etwas Uebles zu denken, gehe ich ihm nach. Ihre Tochter kommt;

Bergner knieet vor ihr nieder, und sie faßt ihn in ihre Arme. Ich konnte zu keinem Entschlusse kommen, ließ den Wagen auf das nächste Dorf fahren, und hielt mich hier herum verborgen auf. Gestern Abend fährt eine Chaise vor den hintern Eingang zu dem Bosket. Bergner kam. Ja, meine Frau hat mich verrathen. Ich bin jetzt hier, mit Ihnen über das Schicksal der Unglücklichen zu reden."

Unglücklichen? — Des undankbaren, ehrlosen, schändlichen Weibes!

„Kapitain, Sie sind Vater. Ich frage Sie: ist sie schuldig?"

Sie ist schuldig; schuldig, wie die Sünde selbst. Ich habe sie gewarnt; jetzt ist die Zeit der Strafe gekommen. Sie hat mich und Sie entehrt.

„Nun denn! das sagt ihr eigner Vater! Guter Gott! Wenn ein Taumel der Leidenschaft, eine sorglose Stunde der Schwäche sie verführt hätte; aber — diese Briefe schrieb sie mir. Nein, sie fiel nicht; sie betrog mich! Es ist vorbei!"

Ja, die elende Kreatur betrog Sie und mich, uns Alle. Sie ist nicht werth, daß sie lebt! Jetzt erst . . .! Er riß das Portepée von seinem Degen, und stieß es mit dem Fuße weg.

„Ich sehe sie nicht wieder,“ sagte der Baron mit einem finstern Gesicht, und in einem kalten Tone. „Geben Sie ihr dieses Papier; es wird sie vor Mangel sichern.“

Jetzt flossen des Kapitains Augen über. Er reichte dem Baron die Hand, und sagte: ich will es ihr geben; dann aber sehe auch ich sie nicht wieder, ob ich gleich ihr Vater bin.

„Wohl denn! Sie begleiten mich. Ich nehme meinen Sohn und seine Wärterin mit. Der Wagen ist vorgefahren. Ich habe die ganze Nacht durch gearbeitet, um das Nöthige anzuordnen. Sobald Sie fertig sind, kommen Sie, Kapitain. Sagen Sie ihr, ich hätte ihr verziehen. Vermeiden Sie alles Aufsehen, und besonders hindern Sie Ihre Tochter, daß sie nicht herunter kommt.“

Der Baron setzte sich nun sogleich mit sei-

nem Sohne und dessen Wärterin in den Wagen, um da den Kapitain zu erwarten. Dieser fühlte, als er zu seiner Tochter kam, doch wieder die väterliche Liebe. Er glaubte sie in Thränen zu finden, und sie lag in dem süßesten Morgenschlummer. Als er sie einige Augenblicke betrachtet hatte, weckte er sie auf, beugte sich über sie hin, als wollte er sie küssen, und sagte abgebrochen: „hier lege ich etwas für dich hin. Leb wohl! Ja, leb wohl; und nenne meinen Nahmen nicht wieder! Der Baron hat dir verziehen, soll ich dir sagen." Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer. Hannchen sprang sogleich aus dem Bette, und warf eilig Kleidung über. Während dieser Beschäftigung hört sie ein Geräusch auf dem Hofe, läuft an's Fenster, und sieht, daß ihr Vater in einen Reisewagen steigt, und daß ihr Mann und ihr Sohn schon darin sind.

Sie streckt die Hände nach ihnen aus, und sinkt in Ohnmacht.

Kaum war sie wieder zu sich gekommen, so befahl sie, ein Paar Pferde zu satteln,

dem Wagen nachzureiten, und den Baron in ihrem Nahmen zu bitten, daß er nur auf einen Augenblick wieder umkehren möchte. Die Bedienten kamen zurück, ohne den Wagen gesehen zu haben. Hannchen wußte jetzt nicht, was sie thun sollte. Sie ließ anspannen, um nach Dresden zu fahren; und erst jetzt fiel ihr das versiegelte Papier in die Augen, welches ihr Vater auf den Tisch gelegt hatte. Es war ein Brief von ihrem Manne, der ihr schrieb: er sey gestern, Morgens und Abends, Zeuge von ihren Unterredungen mit Bergnern gewesen. Diese Unterredungen bewiesen wenigstens, daß sie Bergnern liebe; und so sey das Band zwischen ihr und ihm auf ewig zerrissen. „Heute," so schloß er, „spreche ich deinen Vater. Er ist ein redlicher Mann. Nennt er dich schuldig, so siehst du mich nicht wieder. Diese Papiere sind dann mein letztes Lebewohl für dich."

Hannchen sah in jedem Worte dieses Briefes, wie tief gekränkt ihr Mann seyn mußte. „Mein Vater," sagte sie zu sich selbst,

„hat mich also für schuldig erklärt! . . .
Und bin ich es denn nicht?" Sie verbarg das Gesicht in ihre Hände; denn erst jetzt fühlte sie, daß ihr Mann das Band zwischen ihm und ihr, die einen Andern liebte, hatte zerreißen müssen. Sie las seinen Brief noch einmal, und bewunderte den Edelmuth ihres Mannes, der ihr auch nicht Ein hartes Wort geschrieben hatte. Mit einem sanft betrübten, demüthigen Herzen sah sie die andern Papiere durch, und fand in dem ersten gleich zu Anfange die Worte: „Was auch dein Entschluß seyn wird, noch immer geliebte Frau, so nimm dies von mir, als das Vermächtniß eines Sterbenden. Schlage nicht aus, was ich dir aus Dankbarkeit für einige so glückliche Jahre gebe!" – Das Papier enthielt eine Anweisung auf ein Kapital von zwölftausend Thalern.

Hannchen würde dieses Geschenk, so tief es sie auch rührte, doch ausgeschlagen haben; aber — sie sollte nach wenigen Monaten aufs neue Mutter werden. O, sagte sie im tiefsten Schmerze: mich mußte er verlassen;

aber auch sein Kind unter meinem Herzen? Warum habe ich ihm nicht geschrieben, was er aufs neue hoffen durfte!

Sie fand weiter ihres Mannes Einwilligung auf den Fall, daß sie sich von ihm scheiden lassen wollte. Dadurch fühlte sie ihr Herz zerrissen. „Seinen Unwillen," sagte sie, „seinen Haß habe ich verdient; aber mußte er mich mit dieser Verachtung von sich stoßen?" Sie vernichtete die Einwilligung auf der Stelle. — Noch fand sie eine Anordnung für den Fall, wenn sie auf seinem Gute bleiben wollte; und eben diese Anordnung bestimmte ihren Entschluß. Sie ließ sogleich einen Koffer mit Kleidern und Wäsche pakken und anspannen, schickte der Frau von Graven die Schlüssel zu, und fuhr in einem leichten Wagen nach der nächsten Station. Von hier ließ sie die Pferde zurückgehen, um mit Extrapost weiter zu fahren. Auf einmal hörte sie einen Wagen kommen, und ihr Vater trat in die Stube, worin sie abgetreten war. Sie warf sich in seine Arme, und fragte nach ihrem Manne.

Der Kapitain wußte ihr nicht viel von ihm zu sagen. Er war zwei Stationen mit dem Baron gereist, als das künftige Schicksal seiner Tochter anfing, sein Vaterherz zu beunruhigen. Auf der zweiten Station versank er in eine schweigende Betrübniß, und zu gleicher Zeit wurde der Baron immer finsterer. Aus den unvollständigen Erzählungen des Kapitains schloß er, daß seine Frau ihn mit dem kältesten Vorsatze betrogen hätte. Nun zerriß er Hannchens Briefe, und überhäufte sie, wie das ganze menschliche Geschlecht, mit Verwünschungen. Dem Kapitain erklärte er endlich gerade heraus: „ich will mich in irgend einem Winkel der Erde vor allen Menschen verbergen; und da würde mich Ihre Gegenwart nur zu meiner Qual an die Ungetreue erinnern." Der Kapitain, dessen Herz so sehnlich nach seiner Tochter verlangte, ließ sich das nicht zweimal sagen. Er nahm von dem Baron Abschied, und traf auf der Rückreise seine Tochter an.

Als er Hannchen wiedersah, erwachte sein Zorn aufs neue. Doch sie betheuerte ihm

mit den heiligsten Eiden, daß sie das, was er ihr zutrauete, nicht gethan hätte. Zum Beweise ihrer Unschuld zeigte sie ihm Bergners letztes Billet, und er glaubte ihr, da er sich erinnerte, daß der Baron einer Chaise am Eingange des Boskets erwähnt hatte. Er hielt sie jetzt für minder schuldig, und drückte sie, obgleich noch immer mit finsterer Stirn, an seine Brust. „Was aber nun?" fragte er endlich: „den Nahmen deines Mannes darfst du nicht mehr führen! Tochter, Tochter! da stehe ich zum zweiten Mal an dem Abgrunde der Schande. Darf ich jetzt noch einem Manne von Ehre unter die Augen treten?" Hannchen seufzte, weil die Jammertöne ihres Vaters ihr Herz zerrissen.

Beide setzten sich in den Wagen, und der Kapitain saß in tiefen Gedanken neben seiner Tochter. Als der Weg einmal dicht an der Elbe hin ging, warf er plötzlich seinen Degen in den Strom, und lächelte dann seiner Tochter zu, als wollte er sagen: es ist freilich nicht viel! — Hannchen wußte, wie viel der Degen ihm war, und sank im Wagen zu sei-

nen Füßen nieder. Er sagte: „ich mußte! Und nun wollen wir uns, wie der Baron, in irgend einem Winkel der Erde vor den Augen der Menschen verbergen. Wer weiß es denn nun, daß ich Officier gewesen bin!"

— Hannchen warf sich an seine Brust, und der Wagen rollte weiter.

2.

Die Einsamkeit.

Der Baron Bergedorf, oder, wie er sich in Eulenrode nennen ließ, Herr Brand, hatte nun von seinem Hause Besitz genommen, und brachte die ersten Tage damit zu, daß er über die Fehler und Laster der Menschen philosophirte. Die Quelle derselben war in seinen Augen der Mangel an wahren, vernunftbeständigen moralischen Principien. Er sah zwar nicht recht ein, wie der große Haufe sich dieser Principien ganz deutlich bewußt werden sollte; „aber," dachte er, „das ist eben das Elend, die Quelle alles menschlichen Unglücks! Gerade deshalb taugt der wahre Tugendhafte nicht in die menschliche Gesellschaft; gerade deshalb muß er in die Wüste fliehen, wo es ihm doch wenigstens erlaubt ist, über die Tugend nachzudenken, wenn sie ihn nicht glücklich machen kann. Meine Schwester bezog alles auf ihr ewiges Sprichwort: c'est le premier pas qui coute! Freilich ist sie eine

hochachtungswürdige Frau, die, trotz ihrer Schönheit, trotz dem Heer ihrer Anbeter, trotz der Eifersucht und Tyrannei ihres Mannes, trotz einem lebhaften Temperamente, ihren Ruf unbefleckt zu erhalten wußte. Sie giebt, das ist wahr, immer nach, selbst wenn sie ganz augenscheinlich Recht hat. Aber warum? Ein schöner Grund! „Ich bin meines Herzens nicht sicher, wenn erst auch nur die mindeste Spur von Haß darin ist.", Ihre Tugend besteht darin, daß sie sich alles mögliche Böse zutrauet. — Freilich wäre es wohl besser gewesen, wenn ich den Heuchler, den Bergner, gelassen hätte, wo er war. Ich würde noch immer glücklich seyn, wenn ich meiner Schwester gefolgt wäre, die mir wohl hundertmal sagte: ja, deine Frau ist tugendhaft; aber ein ehemaliger Liebhaber bleibt für jede Frau, und wäre sie die Tugend selbst, ein gefährlicher Gesellschafter: denn c'est le premier pas qui coute. O, wenn meine Frau Grundsätze der Tugend hatte, so konnte ich sie mit hundert Liebhabern beisammen seyn lassen! Aber da erzog ihr Vater sie mit sei-

nem point d'honneur, das vor der Flamme der Leidenschaft nicht bestehen kann. Hätte er selbst, anstatt seines Porteepées Grundsätze gehabt, so . . ." — Er brach ab, und sagte dann langsam: „so hätte er doch wohl nicht anders handeln können. Zwar hielt er Arbeit für schimpflich; aber er that sie doch. Er opferte seine Stelle, sein Glück für das Recht auf, und sprach sogar das Urtheil über seine Tochter, die er so väterlich liebte. Könnte der tugendhafteste Mann mehr thun! Es ist seltsam, daß eine Troddel von Silber und Seide eben so viel wirken kann, als der erhabenste Grundsatz der Vernunft. Ja, ihn muß ich ausnehmen, diesen alten redlichen Soldaten. Dürfte je ein Mensch sagen: was geht mich die Pflicht an! so dürfte Er es. Seine ganze Seele ist von Rechtlichkeit durchdrungen; und das ist freilich einiger Ersatz für den Mangel an Principien. O, wäre seine Tochter, die heuchlerische Schlange, die ich noch immer liebe, ob sie gleich . . . wäre sie nur halb gewesen, was ihr Vater war! Die Treulose schrieb mir so hei-

ter, so unbefangen, und spottete meines Vertrauens in den Armen eines Elenden. Bei meinem Abschiede von ihr schwört sie mir Treue; und in eben dem Augenblick nimmt sie sich vor, auf das Gut zu gehen, um da recht ungestört ihre wilde Lust befriedigen zu können! Ja, die Menschen sind Ungeheuer!"

Solche Selbstgespräche hielt der Baron öfter, und jedes Mal endigte er sie mit Verwünschungen des Menschengeschlechtes. Er war jetzt von Hannchens Untreue überzeugt; denn der treuherzige Kapitain hatte ihm unterweges erzählt, daß gleich nach seiner Abreise Bergner angefangen hätte, Besuche bei Hannchen zu machen. Diese Ueberzeugung wurde noch fester, als sein Agent in Dresden, sein ehemaliger Kammerdiener, ein Mann von geprüfter Treue, der allein den Ort seines Aufenthaltes wußte, ihm nach wenigen Wochen schrieb: „seine Frau wäre ganz gewiß mit dem Mahler Bergner davon gegangen. Eine Stunde nach dem Baron sey auch sie abgereist, nachdem sie vorher einen Boten in die Stadt geschickt. Auf der ersten Station —

so habe ihm der Postmeister selbst versichert — sey die Baronin einem so eben mit Extrapost angekommenen Manne in die Arme geflogen. Dies könne niemand anders gewesen seyn, als Bergner, der an demselben Tage, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, Dresden verlassen habe.“

Der Leser sieht leicht, woraus diese Nachricht zusammengesetzt war; der Baron aber, der nicht wußte, daß der Kapitain seine Tochter angetroffen hatte, fand es sehr glaublich, daß Bergner mit seiner Frau gereis't sey. Er faßte nun einen unversöhnlichen Haß gegen die Heuchlerin, die er so treu geliebt hatte, und sein ganzes Wesen bekam eine solche Bitterkeit, daß er es in der Menschenfeindschaft mit Timon hätte aufnehmen können, nur mit dem Unterschiede, daß diese Menschenfeindschaft ihn selbst sehr unglücklich machte, da sie sich mit seinem wohlwollenden Herzen übel vertrug.

Der Menschen, und ihrer Inconsequenzen, war er überdrüßig, und es kostete ihm gar nichts, alle Gesellschaft zu entbehren;

aber auch den Menschen zu verachten — dazu brachte ihn seine jetzige Lage, und das Zerscheitern seiner schönsten Hoffnungen. Er hatte sich im ersten Grimme vorgenommen, nicht allein die Menschen zu fliehen, sondern auch das einfachste Leben zu führen, sich auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse einzuschränken, den Schmerz zu verlachen, und den Schlägen des Schicksals ein unüberwindliches Herz entgegen zu setzen. Freilich hatte er bis jetzt die Stoiker verspottet, und jedem, der ihn hören wollte, erwiesen, daß nie ein Stoiker ein großer Mann gewesen sey; doch jetzt nahm er, ohne es zu bemerken, ihre Grundsätze an. Nebenher, in den finstersten Stunden seines Unwillens, beschloß er auch wohl, für die Menschen nichts weiter zu thun, als was das strengste Recht von ihm fodere, und gar keine Rücksicht mehr auf ihre kleinen Schwächen zu nehmen, ob er das gleich aus natürlichem Wohlwollen sonst so gern gethan hatte. Dies war sein Plan; und er fing nun augenblicklich an, ihn auszuführen.

Er griff zu Spaten und Hacke, seinen Garten selbst zu bauen; und am Abend schalt er mit Heftigkeit auf die Erziehung der Reichen, die von aller körperlichen Anstrengung entwöhnt. Schon nach einigen Tagen zerstörten die Rückenschmerzen, die ihm der Gartenbau verursachte, den größten Theil seines philosophischen Planes. Er mußte einen Arbeiter annehmen, der das Schwerste verrichtete; und er selbst saß während dessen im Schatten eines Birnbaums, wo er über die Pflicht jedes Menschen, zu arbeiten, philosophirte.

Nach vier Wochen ekelten ihn die einfachen Speisen an; er ließ Ein Gericht, und in Kurzem noch ein zweites, mehr auftragen. Die Wärterin, seine ehemalige Amme, die schon oft über ihren Herrn den Kopf geschüttelt hatte, setzte ihm nun Wein auf. Er runzelte zwar die Stirn, trank doch aber ein Glas, und duldete es, daß sie ihm alle Tage eine kleine Flasche auf den Tisch brachte. Seine Philosophie erlaubte ihm bald auch einen Sofa; und da eins dem

andren ganz natürlich folgte, so konnte nach drei Monaten sein Stübchen schon für recht elegant gelten. Jetzt verschwand in seinem Garten Ein Kohlbeet nach dem andern, und machte Blumen Platz. Das Pflaumengehäge am Bache verwandelte sich in ein Akaziengebüsch, und der Dünger vor dem Fenster wurde auf des Nachbars Hof gebracht, dessen Häuschen der Baron gekauft hatte, um seine Oekonomie dahin zu verlegen. Jetzt wurde der Stall ein Theil des Hauses, und die Scheune eine Bibliothek; nur die Strohdächer, die noch blieben, bezeichneten den Naturmenschen, der hier wohnte. Aber auch diese verschwanden; das Haus wurde neu gebauet, bekam hohe, helle Zimmer, und war nun ein bequemes, nettes Landhaus. Aus dem Garten machte der Baron einen Grasplatz, duftende Gebüsche und Blumen-Parterre. Jetzt nahm er auch eine Köchin in's Haus, und einen jungen Burschen, der freilich keine Livree trug, aber doch ein Bedienter war. Der Baron fand diese neue Art zu leben ganz bequem, ob er

gleich bei der Behauptung blieb, daß es besser wäre, wenn der Mensch nichts von dem allen bedürfte, woran ihn seine Erziehung gewöhne.

Desto fester hielt er aber nun auf den zweiten Theil seines Planes, die Menschen zu fliehen. Man kann leicht denken, daß die Einwohner von Eulenrode sehr neugierig waren, zu wissen, wer der Herr Brand seyn möchte, der Anfangs wie ein Bettler, und jetzt wie ein reicher Mann, doch immer als Einsiedler, lebte. Die Bauern im Dorfe schüttelten nur bedenklich die Köpfe; der Prediger aber hatte nicht übel Lust, den geheimnißvollen Mann für einen versteckten Jesuiten zu erklären. Daß Herr Brand ein Religionsspötter wäre, sagte er ganz unbedenklich, da der Mann weder ihn, noch die Kirche besuchte.

Der Baron erfuhr davon nichts; er theilte seine Tage in Spaziergänge, leichtere Gartenarbeiten, Musik und Lektüre, ohne andre Menschen zu sehen, als seine Arbeitsleute. Da er diese gut bezahlte, so küm-

merte es sie wenig, daß er nicht mit ihnen sprach, und daß ihnen auch die Kinderwärterin weiter nichts von ihm sagen wollte, als daß er Herr Brand hieße.

Das einfache Geschäft des Gartenbaues zog den Baron immer stärker an. Er fühlte, welche glückliche Wirkungen leichte körperliche Arbeit in der freien Luft auf seinen Körper und seine Seele that. Jetzt vergrößerte er seinen Garten auf allen Seiten, und das Studium der Naturgeschichte, welches er schon ehemals vorzüglich geliebt hatte, gewann, da er es jetzt praktisch trieb, mit jedem Tage mehr Reitz für ihn. Er ließ sich die seltensten fremden Gewächse kommen, und verschaffte sich durch ein großes Glashaus auch für den Winter eine unterhaltende Beschäftigung. Allmählich wurde er heiterer, und wohl hundert Mal gestand er (freilich nur sich selbst), daß er jetzt, bei diesen angenehmen Geschäften, vollkommen glücklich seyn würde, wenn seine Frau noch bei ihm wäre, oder wenn er sie nie geliebt hätte. Jetzt gab er seinem Agenten den Auftrag,

sich nach ihr zu erkundigen; dieser erfuhr aber weiter nichts, als daß sie ihr Kapital gehoben, und daß man weder von ihr, noch von Bergner, wieder etwas gehört habe.

Auf einmal stand nun der erbitternde Gedanke an die beiden Verräther wieder vor seiner Seele. Hatten diese, deren Wohlthäter er gewesen war, ihn so schändlich betrogen: was konnte er von Andern erwarten? Sein Vorsatz, die Menschen zu fliehen, wurde immer fester. — —

An der Gränze seines Gartens lag ein Hügel, und am Fuße desselben ein Gehäge von Pflaumenbäumen. Beides gehörte zu des Försters Wohnung, welche indeß eine beträchtliche Strecke davon entfernt war. Dieser Hügel lag so romantisch, und gab eine so vortreffliche Aussicht über die schöne Gegend, daß der Baron bei seinen Spaziergängen oft hinan stieg. Er wünschte, um jeden Preis, den Hügel in dem Bezirke seines Gartens zu haben, und schrieb deshalb an die Kammer, von der das Grundstück abhing: sehr gern wollte er dem Förster sei-

nen Verlust ersetzen, und das Land überdies vollkommen bezahlen. Die Kammer foderte nun von dem Förster Bericht und eine Angabe seines Verlustes.

Brand sah eines Morgens den Förster und dessen Frau auf der Spitze des Hügels stehen und eifrig mit einander reden. Beide zeigten öfters auf Brands Garten, und endlich kam der Förster herunter, auf ihn zu. Der Baron merkte nun wohl, daß von dem Hügel die Rede seyn würde, und ging dem Förster mit finsterer Kälte entgegen. Dieser zog ganz ruhig das Schreiben der Kammer aus der Tasche, und gab es Herrn Brand mit den Worten: das habe ich gestern zugeschickt bekommen, Herr Nachbar. Wie ich sehe, wollen Sie gern den Hügel und das Pflaumenthal da haben. Auch würden Sie es — (er warf seine Blicke mit Vergnügen in dem Garten umher) — recht gut gebrauchen; denn freilich, das Herz im Leibe lacht einem, wenn man hier den Garten sieht, die fremden Hölzer, das Strauchwerk und die Blumen. Ich könnte Ihnen das Stück sogar

gar gönnen; obgleich der Hügel, ehe Sie ihn so fleißig besuchten, auch mein Lieblingsplatz war. Sie sind, das weiß ich, gern einsam; und da habe ich Sie nicht stören wollen. Sie mögen, was Sie haben, gern für sich allein behalten. Nun, das geht mich nichts an, ob ich gleich nicht begreife, wie man gern etwas für sich allein haben mag, da wir doch Sonne, Mond und Sterne, Luft, Wärme und Kühle, Wasser und Feuer nicht für uns allein haben können. Ich weiß sehr wohl, daß Sie am Ende Ihren Wunsch erreichen werden; denn es fehlt Ihnen nicht an Gelde, und Sie sind gewohnt, alles an ihre Wünsche zu setzen. Wir armen Leute können das nicht, Herr Brand; aber Wünsche haben wir auch, und zwar eben so herzliche, wie Sie, oder wohl noch herzlichere: denn eben weil ihrer nur wenige, und weil sie nur klein sind, so kommt es Unsereinem gleich hart vor, wenn ihm ein Mensch in den Weg tritt, der schon viel mehr hat.

„Nun? was verlangen Sie denn, Herr Förster?" fragte Brand mit finsterer Stirn;

denn ihm fiel ein, daß der erste seiner Wünsche doch ewig unerfüllt bleiben mußte.

Ich bitte nur, Herr Brand. Wie gesagt, die Kammer wird Ihnen Hügel und Thal verkaufen, und ich muß gehorchen. Das weiß ich, obwohl meine Frau glaubt, es wäre Unrecht, und gegen das neunte und zehnte Gebot.

„Ich will ja nicht Ihr Eigenthum, Herr Förster, und thue Ihnen kein Unrecht. Das Stück Land gehört der Kammer, und sie mag entscheiden.“

Das habe ich meiner Frau auch gesagt, Herr Brand, gerade eben das. Und hätte es mit dem Hügel nicht so eine eigene Bewandniß, so sollte es mir lieb seyn, daß Sie ihn bekämen. Sie haben Ihre Lust daran, und er würde bei Ihnen noch schöner werden. Das wäre mir genug; und dürfte ich auch nicht mehr hinauf steigen, und mich da oben über das schöne Dorf hier unten freuen.

„Nun? die eigene Bewandniß, Herr Förster? Kommen Sie doch zur Sache!“

Das thäte ich gern, lieber Herr Brand. Aber man sollte wohl einen Nachbar, der um etwas bitten will, mit seiner glatten Stirn und mit freundlichen Augen anhören! . . . . Ich muß weit ausholen, lieber Herr Brand. Mein Vorfahr im Amte, der Vater meiner Frau, dessen Seele so gut war, wie die Sonne; ja, kennte ich etwas Besseres, ich würde auch das dreist nennen — Sehen Sie, der hatte den Hügel dort so lieb, wie Sie ihn gewiß nicht haben können; denn dort war in der Kindheit sein Spielplatz gewesen, und den Tag vor seiner Confirmation hatte er die Linde gepflanzt. Auf dem Todbette verlangte er, wir sollten ihn oben unter dem Baume begraben lassen. Der Pastor hatte ihm versprochen, es zu erlauben; und so geschah es denn auch wirklich. Wie Weiber nun sind — darauf gründet meine Frau, die Tochter des seligen Mannes, ihr Eigenthumsrecht, und auch wohl darauf, daß sie dort unter der Linde als Kind, als Mädchen, viele tausend Mal zu den Füßen ihrer Eltern gespielt, gesponnen, gestrickt, und ihren

Katechismus gelernt hat. Der Alte war schwach und hinfällig; da setzte mich die Kammer mit halber Besoldung als seinen Adjunktus hieher. Als ich kam, war er auf dem Hügel, und ich ging hinauf, ihn zu begrüßen. Meine jetzige Frau, damals ein junges Ding von vierzehn Jahren, war mit ihm oben. So wie sie mich sieht, sagt sie zu ihrem Vater, der sich natürlicher Weise vor dem Adjunktus fürchtet: „da kommt der Förster Riebe! Vater, der sieht nicht so aus, als wollte er uns etwas zu Leide thun." Das Mädchen war groß, schlank, und hatte ein Paar so helle, fromme Augen, daß mir bei ihrem Anblick recht wohl wurde. Ich ließ mir alles gefallen, weil ich das hübsche Mädchen immer vor Augen hatte. Auch ging alles gut. Der Alte wurde mein Freund, und dann mein Schwiegervater. Nun also, da auf dem Hügel hat meine Frau mich zum ersten Male gesehen; da gestand sie mir zum ersten Male, daß ich ihr lieber wäre, als der Oberförster, der um sie angehalten hatte; und hinter der Linde gab sie mir den

ersten Kuß. Ja, Herr Brand, jetzt will es auch mir so vorkommen, als ob der Hügel und die Linde mein bestes Eigenthum wären. Ich kann mir nicht helfen; die Augen sind mir naß geworden. Da wollt' ich Sie denn bitten . . . .

„O," sagte der Baron gerührt, „der Himmel behüte mich, auf meinen Wunsch zu bestehen! Ich gebe ihn gänzlich auf."

Gott sey Dank! Aber, lieber Herr Brand, wie machen wir es nun? Die Kammer fodert Antwort.

„Richtig, lieber Herr Förster. Das ist schlimm! Aber — ja, so geht es. Der Hügel und das Thal sollen Ihr wirkliches Eigenthum werden, und Niemand soll Sie in dem Besitze stören."

Herr Brand erkaufte den Hügel mit dem Thale, und trat ihn dann dem Förster Riebe ab. Dieser bepflanzte aus Dankbarkeit das Thal gänzlich nach Brands Wünschen, der nun, im Grunde zu seinem Vergnügen, wieder Bekanntschaft mit einem Menschen gemacht hatte, und die dringende Bitte des

Försters, einmal unter der Linde Kaffee mit ihm und seiner Frau zu trinken, nicht abschlagen konnte. Die junge Försterin, eine schöne Frau, voll sanften Liebreitzes, einfach und doch verständig, ungekünstelt und doch sehr angenehm, liebte ihren Mann ganz offenbar mit großer Zärtlichkeit. — Brand seufzte, als er den Hügel wieder hinunter ging: „so glücklich könnte auch ich seyn!“

Ob ihn gleich das häusliche Glück des Försters freuete, so hatte er dennoch nicht viel Lust, den Umgang mit diesem Manne fortzusetzen; als er aber noch einige Male mit ihm sprach, fand er bei ihm so vielen natürlichen Verstand und so viele Kenntnisse, daß er sich gegen seinen Willen von ihm angezogen fühlte. Ueberdies war die Försterin ein Muster von häuslichen Tugenden und reiner, sanfter Weiblichkeit. Ihr Vater hatte Vermögen genug gehabt, sie mit den Kindern des vorigen Predigers sorgfältiger erziehen zu lassen, als die Töchter eines Försters gewöhnlich erzogen werden. Doch war ihr Verstand nur für das wirkliche Leben gebildet;

man merkte nur an ihren besseren Sitten, und an ihrer anständigern Kleidung, daß sie sich zu den besseren Ständen rechnete.

Der Baron beobachtete dieses Paar, dessen Tage in dem Genusse stiller einfacher Glückseligkeit so ruhig dahin flossen, und stellte Vergleichungen zwischen ihrem und seinem ehelichen Leben an. „Ja," sagte er; „so war meine Frau: eben so einfach, eben so sanft, so zärtlich. Auch eben so treu; denn was sie untreu machte, waren nur die Umstände, nicht ihr Herz. Die Försterin? Wie könnte ein Verführer Gelegenheit und Zeit finden, die zu verderben! Die Schuld lag an meiner Art zu leben. Da sah ich meine Frau nur Mittags und Abends bei Tische; ich hatte meine Gesellschaften, sie die ihrigen. Dann riefen mich Angelegenheiten auf einen Monat von ihr weg. Meine Frau hatte keine Geschäfte, keine Arbeit. Das war es! O, die glücklichen Menschen, die immer bei und mit einander leben, um die ein jeder neuer Tag ein neues, festeres Band der Liebe knüpft, und deren müßige Stun-

den eine nützliche Arbeit ausfüllt! Tugendhaft kann ich sie zwar nicht nennen, ob sie gleich alle Tugenden haben; doch glücklich sind sie. An Grundsätzen fehlt es ihnen freilich; aber das Laster, die Verführung wagt sich nicht zu ihrer stillen Wohnung und an ihre reinen Herzen. Nie will ich diese Menschen wieder verlassen! Hier soll mein Sohn lernen, welch eine Schutzwehr gegen das sittliche Verderben Fleiß, einfache Mäßigkeit, und genügsame Stille sind! Diese glücklichen Menschen bedürfen keiner Grundsätze, weil ihnen keine Tugend fehlt."

Trotz diesen Deklamationen sah Herr Brand in Kurzem wohl, daß nicht alle Einwohner in Eulenrode so glücklich lebten und so tugendhaft waren, wie Riebe und dessen Frau; so mußte er denn freilich immer wieder auf seine Grundsätze der Tugend zurück kommen. Er beobachtete nun den Förster und dessen Gattin schärfer, konnte aber nie einen Flecken an ihnen bemerken. Je näher er sie kennen lernte, desto mehr bewunderte er die edle Denkart des Mannes, und die sanfte Güte der Frau.

„Was machte Ihre Frau so gut, lieber Riebe?" fragte er einmal den Förster, als der mit ihm unter der Linde saß. — Hm! erwiederte dieser; ja, sie ist erstaunlich gut. Nun was wird es sonst seyn, als die guten Lehren, die sie in der Jugend von dem Prediger bekommen hat? Aber nein! die guten Lehren sind es doch wohl nicht. Es giebt ja schlechte Menschen genug, die den Katechismus und die Bibel auswendig wissen. . . . Ja, das ist es! Die Eltern meiner Frau waren ein Paar Engel von Menschen. Wie sollte sie nun böse seyn können! Sie ist gut, weil sie nicht anders seyn kann. Und eben so geht es auch mir. Meine Mutter war fromm, mein Vater ein entschloßner, redlicher Mann, der sich in der Welt etwas versucht hatte. Er würde es mit der Hölle aufgenommen haben, wenn sie jemanden hätte Unrecht thun wollen. Meine Mutter war anders; die hätte ihrem ärgsten Feinde wohlgethan. Sehen Sie, so lernte ich von meinem Vater zufahren, wo es seyn muß, und von meiner Mutter nachgeben,

wo es gut ist. Ich kann nicht anders; und so ist es mit mir immer gewesen.

Hier fand der Baron wieder zwei Menschen, die nichts von Grundsätzen wußten, und dennoch handelten, als hätten sie die vortrefflichsten. Ich wünsche nicht, sagte er leise, daß irgend etwas sie in Versuchung führen möge. Wie bald würden sie fallen!

Eines Morgens ging Brand zu dem Förster, um bei ihm einige junge Linden zu bestellen. Er fand ihn zum Ausreiten angekleidet, und in übler Laune. Dies war ein so seltner Fall, daß Brand ihn um die Ursache fragte. Hm! antwortete der Mann; es ist eine fatale Geschichte, die mir jetzt sehr zu ungelegener Zeit kommt, da ich, wie Sie wissen, gerade mit dem neuen Holzanschlage so viel zu thun habe. Eine Schurkerei, wie ich hoffe, Herr Brand, wobei ich mir aber die Finger verbrennen kann. Doch Recht ist Recht! Und ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn man auch einem Diebe oder Mörder Unrecht thut. Sie kennen doch den Oberförster, meinen Vorgesetzten?

„Nein.“

Nun, es verlohnt auch eben nicht der Mühe, ihn kennen zu lernen; denn ein ehrlicher Kerl ist er nicht. . . . Ich sitze hier wie auf Kohlen. Sieh doch einmal hin, liebe Frau, ob er noch nicht wieder da ist. Johann soll mir ein Pferd von der Weide bringen, Herr Nachbar. . . . Sehen Sie, der Oberförster hat Feinde in der ganzen Forst. Er ist hochmüthig, und doch unwissend und nachlässig, wie sich das gewöhnlich zusammen findet, und dabei hart, wenn er jemanden nur auf der kleinsten Nachlässigkeit ertappt. Da hat er nun den Förster in Alberode lange geplagt und gedrückt. Der Mensch schweigt, hegt aber Groll im Herzen, was immer das Zeichen eines schlechten Gemüths ist. Rede gerade heraus, oder schweig und vergiß: so heißt mein Grundsatz.

„Meine Maxime, sollten Sie sagen; ein Grundsatz ist etwas Andres.“

Ist einerlei! . . . Dieser Alberoder nun lauert auf, ob er nicht dem Oberförster ein Bein unterschlagen kann. Da passirt in des

Oberförsters Revier eine Unordnung, die der aber nicht achtet. Es gehen einige Hundert Klafter Holz verloren, und ich wollte darauf wetten, nicht durch seine Schuld. Aber da sind nun Rechnungen und Bücher in Unordnung. Der Alberoder zeigt das der Kammer an, und die ist gleich dahinter her. Der Oberförster soll Rechnung ablegen, nachweisen, und kann nicht. Kassirt wird er, das ist gewiß; denn es sind schreckliche Holzdefraudationen begangen. Das ist aber wohl sonst nichts, als eine Spitzbüberei von dem Förster in Alberode. Ich wüßte jetzt alles, wenn ich den Schurken angehört hätte, als er mich mit in das Komplott ziehen wollte, den Oberförster unglücklich zu machen.

„Sie wollte er mit in's Komplott ziehen? Sie? Ich sollte meinen, das hätte er nicht gewagt; oder er kannte Sie nicht."

Er kannte mich wohl; aber er wußte, daß der Oberförster mich an der Seele angegriffen hatte. An der Seele, Herr Brand! Sie glauben nicht, wie sehr!

„Womit denn, lieber Freund?"

Womit? der Mensch hatte sich in meine Frau verliebt, als sie noch Mädchen war. Sie zog mich vor. Er suchte allerlei dazwischen zu bringen; das gelang ihm aber nicht: denn ich konnte zu allen Zeiten frei reden, weil ich in meinem Gewissen rein bin. Endlich wollte er Freundschaft mit mir machen; er besuchte mich, und so weiter. Ich bin kein Spieler, kein Säufer, kein Tänzer; also war mir nicht beizukommen. Er wollte mich doch aber gern aus meinem Hause weg haben. Ich bekam Befehl, den Minister, der die Forsten im Lande revidirte, zu begleiten. Daß der Oberförster mich dazu empfohlen hatte, erfuhr ich. Nun, ich mußte fort. Als ich von meiner Frau Abschied nahm, versprach sie mir ewige Treue, mit Augen voll Thränen, da oben unter der Linde, auf ihres Vaters Grabe. Ich schwang mich auf's Pferd, und ritt gutes Muthes davon.

Hier seufzte der Baron, weil er an den Abschied von seiner Frau dachte. „Es war doch immer gefährlich, lieber Förster!"

O, das war es nicht, Herr Brand. Ich weiß, ein Weib ist schwach, und die Verführung stark. Aber das Grab ihres Vaters: das war mehr, als Vorsatz, Tugend und alles. Sie werden das auch sogleich hören. Kaum bin ich fort, so kommt mein Herr Oberförster. Ihn wegweisen kann meine Frau nicht; denn er ist unser Vorgesetzter, und er beträgt sich artig, höflich, weiter nichts. Dann — giebt es im Revier eine Kindtaufe oder eine Hochzeit, so wird meine Frau dazu gebeten, und er auch. Ehe sie es sich versieht, ist sie an das Laufen, das Tanzen und Jubiliren gewöhnt. Der Oberförster schleicht sich immer näher und näher ... Da kommt eben meine Frau. Nun, ist er noch nicht da? ... Ich erzähle dem Herrn Nachbar die Geschichte von dem Oberförster und dir. (Die Försterin erröthete.) Er bringt meine Frau von jedem Gelage nach Hause. Der Kerl ist hübsch, und kann reden wie ein Buch. Er versteckt seine Absicht, und meine Frau merkt gar nichts davon. Nun kommen Briefe über Briefe von dem zweiten Förster, der

die Reise mitmachte: ich führte ein wildes Leben, wollte mich scheiden lassen, und so weiter. Nicht wahr, Frau: das war die schlimmste Versuchung?

Ei nun ja, sagte die Försterin, wieder erröthend: sie machten es arg und wahrscheinlich genug. Ich wurde auf meinen Mann sehr böse, und sie hörten gar nicht auf, mich immer mehr zu erbittern. Der Oberförster war dabei so einschmeichelnd, so freundlich, und that alles, was er mir nur an den Augen absehen konnte. Ich merkte, daß ich anfing ihm gut zu werden. Aber da ging ich unter die Linde, und setzte mich auf des Vaters Grab, wo ich dir treu zu bleiben geschworen hatte. Als ich herunter kam, war ich wie verändert. Ich blieb eine ehrliche Frau; und so oft ich fühlte, daß ich den Oberförster wieder gern sah, ging ich unter die Linde: dann war es mir immer, als wärest du erst gestern weggereist.

Endlich kam ich zurück, hob nun der Förster wieder an, und erfuhr das Vorgefallene. Ich ging zu dem Oberförster, und sag-

te ihm trocken: er sollte nicht wieder über meine Schwelle kommen. Die Andern fürchteten sich, weil ich Muth genug gehabt hatte, meinem Vorgesetzten das zu sagen; sie gingen nie ohne Flinte und Hirschfänger. Ich aber? — ich lachte sie aus. Nun drückte mich der Oberförster, wo er nur wußte und konnte. In wichtigen Dingen fand er seinen Mann an mir; Kleinigkeiten ließ ich hingehen, wie es meine selige Mutter machte. So ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

„Und heute wollen Sie . . .?"

Heute will ich hinüber zu dem in Alberode; denn ich wette, man thut dem Oberförster Unrecht, und, wenn Gott will, so werde ich ihm zu seinem Rechte verhelfen.

„Edler Mensch!" sagte der Baron; „edler Mensch, der Böses mit Gutem vergilt! Ist denn in Ihrer Brust gar kein Haß, gar kein Unwille?"

Haß und Unwille die Menge! Der Bösewicht hat ja meine Frau verführen wollen! Aber was haben Unwille und Haß mit

dieser Sache zu thun! Unrecht muß keinem Menschen geschehen!

Das Pferd kam nicht; der Baron erbot sich, dem Förster eins zu leihen, und mit ihm nach Alberode zu reiten. Unterweges sagte der letztere, auf welche Weise er die Sache ans Licht bringen wollte. Würde der Oberförster kassirt, setzte er hinzu, so bekäme ich seine Stelle: das weiß man im ganzen Revier. Sie werden also, denke ich, wohl nicht gar zu vorsichtig seyn.

Der Baron erstaunte über diesen Mann, der seinen Todfeind, dessen Fall sein Glück gemacht haben würde, retten wollte, und der diese Handlung als etwas ganz Gewöhnliches betrachtete.

Sie fanden bei dem Förster in Alberode noch einen andern Förster, der zu dem Komplott gehörte, und mit Jenem sehr vergnügt bei Registern saß. Riebe warf einen Blick hinein, und sagte: „das sind ja noch alte Rechnungen!" Man antwortete ein langgezogenes Ja. Er legte, als geschähe es von ungefähr, eine Hand auf das Heft, und

fing ein Gespräch an, bei dem er die beiden Andern nicht aus den Augen ließ. „Der Oberförster wird kassirt,“ sagte er auf einmal; „und es geschieht ihm recht, wenn er ein Betrieger ist. Verdient hat er es ohnehin schon längst durch seinen Hochmuth und seine schlechten Streiche.“ Das Gesicht der beiden Andern erheiterte sich. Ja wohl! erwiederte der fremde Förster: an dir allein, Riebe, wohl tausendmal! Er wollte deine Frau verführen; und als ihm das nicht gelang: wie ging er da mit dir um! Beinahe hatte er es so weit gebracht, daß du von Amt und Brote gejagt wurdest. — „Das hatte er,“ sagte Riebe kalt; „und durch die ärgste Schurkerei von der Welt. Wenn ich mich nicht aufsetzte, zum Minister ritt, und eine unpartheiische Untersuchung verlangte: so war ich verloren. Und was hatte ich ihm gethan? Gar nichts.“

Das Gesicht der beiden Andren wurde immer heiterer. „Aber,“ fuhr Riebe kalt fort, „an dem Ausfall in seiner Rechnung soll er unschuldig seyn. Man munkelt, es

wären Register da, die das erwiesen; nur hätten ein Paar Spitzbuben diese Register auf die Seite zu schaffen gewußt. Und das hier, auf dem meine Hand liegt, ist eins davon."

Der Alberoder Förster fuhr auf; der andre wurde leichenblaß. Riebe sah mit unverändertem, festem Blicke den Förster an, und fragte: „soll ich dich arretiren lassen? . . . Noch könnte die Sache in der Stille abgethan werden."

Ist das ein Wort, Riebe? fuhr der Andre heraus. Ich weiß, du hast keine Freude daran, Jemand unglücklich zu machen.

„Nein. Aber Antwort verlang' ich. Dies ist das Eine Register." (Er machte es zu, ohne einen Blick hinein zu thun, und gab es dem Baron.) „Nehmen Sie doch das zu sich." (Jetzt warfen die beiden Förster ängstliche Blicke auf den Baron, den sie ganz vergessen hatten.) „Wo sind die andern Register?"

Der Alberoder Förster hatte noch nicht allen Muth verloren; er fragte trotzig: was

willst du? hast du das Recht meine Bücher zu visitiren?

Riebe sah ihn ernst, mit durchbohrenden Blicken an, zog die Uhr heraus, und sagte: „noch fünf Minuten, und du bist geliefert!“ Der Förster fing an zu zittern. Riebe trat an das Fenster, öffnete es, und sah hinaus, als erwarte er jemanden. „Ich sage dir,“ hob er dann wieder an, „noch läßt sich alles im Guten abmachen. Aber“ — er hielt ihm die Uhr hin — „nach fünf Minuten nicht mehr.“ Jetzt brachte der Förster die Register hervor, gab sie Rieben, und bat ihn demüthig um Schonung. Riebe sah die Register an. „Ihr habt doch nichts heraus gerissen? Wo sind die Blätter, die des Oberförsters Unschuld beweisen?“ — Die Blätter waren alle eingeschlagen. Riebe gab dem Baron auch diese Register, ging mit ihm hinaus, kehrte aber noch einmal um, und sagte zu den Beiden: „schweigt von eurer Spitzbüberei; aus meinem Munde soll nicht ein Wort kommen.“ Er setzte sich zu Pferde, und ritt den Weg zu dem Oberförster. —

„Das hätte gefährlich ablaufen können!" sagte der Baron unterweges. „Wenn die Schelme listiger gewesen wären, so . . ."

Listig sind sie Beide; aber es fehlt ihnen, woran es allen Schelmen fehlt: an einem guten Gewissen. Ich hatte auch gar nichts zu wagen; denn bei dem ersten Blick auf das Register erkannte ich des Oberförsters Hand, und das Jahr steht ja oben groß und breit darüber.

„Wenn sie nun beim Leugnen blieben? Es war doch ein gefährliches Spiel!"

Gar nicht, da ich meiner Sache schon gewiß war. Ich habe im siebenjährigen Kriege wohl hundertmal gesehen, wie ein ehrlicher Mann alle Spitzbuben in seiner Gewalt hat. Nur muß er nicht zanken, nicht streiten. Bloß ein Paar Worte, ein scharfer Blick, eine unveränderte Stellung, und die Uhr einmal herausgezogen: das würde den Teufel schrecken.

Beide kamen zu dem Oberförster. „Ich höre," fing Riebe an; „Sie sind in Verlegenheit. Es fehlen Ihnen ein Paar Regi-

ster, die Ihnen heraus helfen könnten. Durch einen Zufall sind sie in meine Hände gekommen." (Er übergab sie.) „Und nun will ich Ihnen den guten Rath geben, Herr Oberförster, künftig nicht jedem Menschen den Schlüssel zu Ihrem Schreibtisch anzuvertrauen." Als der Oberförster nur einen Blick in die Register geworfen hatte, funkelten seine Augen vor Freude. Gott Lob! sagte er; es ist alles da, Nachweisung und Quitungen! Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig.

„Hm! Herr Oberförster, ich freue mich, daß ich Sie habe aus einer Verlegenheit reißen können. Uebrigens sollte es mir lieb seyn, wenn . . . wenn das Frieden unter uns stiftete." Der Oberförster gestand seine Schuld, bat um Vergebung, und Beide gingen versöhnt aus einander.

Ich weiß nicht, Herr Brand, wie mir ist, sagte Riebe, als sie wieder nach Hause ritten. Und wenn er mein bester Freund gewesen wäre, es könnte mir nicht so viel Freude machen, ihn gerettet zu haben. Ich

hatte erst große Lust, ihm so nebenher den Kopf zu waschen; es war mir aber unmöglich, nur ein hartes Wort hervorzubringen. Und das ist auch recht gut. Die Versöhnung wäre ihm wohl schwerlich von Herzen gegangen, wenn ich ihm Vorwürfe gemacht hätte. Wie ist mir denn? Glauben Sie wohl, daß ich den Oberförster jetzt ordentlich lieb habe? Das ist doch seltsam! Ich muß es öfter so machen, wenn ich über jemand unzufrieden bin. Dabei giebt es, merk' ich wohl, klaren, reinen Vortheil. Meine Brust ist heute noch einmal so leicht, als sonst.

„Was Vortheil, lieber edler Mann! Begnügen Sie Sich doch an der Tugend selbst, die Sie so schön ausgeübt haben."

Ei, warum sollten wir denn nicht mit Dank und Freude nehmen, was Gott uns armen Menschen giebt? — Hier geriethen Beide in eine Untersuchung, wobei einer den andren nicht verstand; indeß waren Beide darin eins, daß man gerecht und gut seyn müsse. Dies ist am Ende doch die Hauptsache, Herr Brand, sagte Riebe; und das

kommt aus dem Herzen, man weiß nicht wie, und ist auch in's Herz gekommen, man weiß nicht wie.

Der Baron gewann immer größere Achtung für seine neuen Freunde, und in manchen Stunden konnte er wohl gar mit dem Förster sagen: die Tugend kommt in's Herz, und aus dem Herzen, man weiß nicht wie. Doch war er immer unzufrieden, wenn ihm Riebe etwas aus seiner Lebensgeschichte erzählte, und auf sein Warum? antwortete: ja, das weiß Gott! Ich that es so, weil . . . weil — ich weiß es selbst nicht — weil es Recht ist. Aber daran dachte ich in dem Augenblicke mit keinem Gedanken.

Das Band ihrer Freundschaft wurde noch stärker, als die Försterin eine Tochter gebar, und der Baron das Kind, welches man auf sein ausdrückliches Verlangen Hannchen nennen mußte, über die Taufe hielt. Durch öfteren Umgang mit dem Baron bekam der Förster jetzt noch eine Art von Verstandesbildung. Anfangs hatte er des Barons Kenntnisse in der Pflanzenkunde verachtet; so wie

dieser des Försters Erfahrungen in der Naturgeschichte. Riebe war der erste, der von seinem Standes-Hochmuth zurückkam. Er gewann Lust zu der Wissenschaft, botanisirte mit dem Baron um die Wette, und wurde sein Schüler; nun ließ eine gemeinschaftliche Lieblingsneigung die Freundschaft zwischen Beiden nicht wieder erkalten.

Der Baron beschäftigte sich wohl mit der Erziehung seines Sohnes; doch meistens vertrauete er ihn, weil die alte Wärterin gestorben war, der guten Försterin an, deren liebevolle Behandlung ihn wirklich zu einem sehr sanften Kinde machte. Jetzt sah er immer deutlicher ein, daß zu einem tugendhaften Leben häusliche Stille, einfache Freuden und Arbeitsamkeit gehören; daß bei einer solchen Stille Tugend sehr wohl auf tugendhafte Beispiele und eine sittlichgute Erziehung gegründet seyn könne, und daß sie mehr Gewohnheit, Neigung, Bedürfniß, als die Wirkung eines Moralsystems, seyn müsse. „Aber," dachte er, „mit dem Leben in der großen Welt, unter Zerstreuungen, bei Müßig-

gang und so mannichfaltigen Verführungen der Sinne durch Pracht und Luxus, ist es freilich anders. Da bedarf man, auch bei einem tugendhaften Herzen, der festesten Grundsätze; und diese muß ich meinem Sohne beibringen."

Als Wilhelm ein wenig heranwuchs, fing der Vater seinen Unterricht wirklich an. Der Knabe begriff zum Erstaunen; so wie aber die Stunde vorüber war, hüpfte er wieder durch den Garten auf den Lindenhügel, und spielte da fröhlich um die Försterin her, die ihm Mährchen aus der Spinnstube erzählte, in welche ihr schönes Herz einen feinen moralischen Sinn hinein zu legen wußte, und welche der Knabe wenigstens eben so gern hörte, als die Erzählungen seines Vaters von fremden Völkern, oder als die Jagd- und Kriegsgeschichten des Försters.

So lief ein Jahr nach dem andern in zufriedener Ruhe hin, und Hannchen wuchs indessen zur Spielgesellschafterin des kleinen Brand heran. Sie nannte ihn Bruder, und

Niemand sagte ihr, daß sie ihn anders nennen sollte. Beide trieben ihre kindischen Spiele zusammen, die Niemand störte: sie baueten sich Lauben, pflanzten Blumen, machten sich kleine Rasensitze, hielten sich auf dem Bache im Garten ihre Kähne, und, als Wilhelm erst die Entdeckungen der Portugiesen im funfzehnten Jahrhundert ein wenig kannte, sogar ihre Ostindischen Flotten. Hannchen hatte ihren Paradiesgarten, und Wilhelm sein Tinian; Hannchen erzählte von Joseph und seinen Brüdern, Wilhelm von Sokrates und Las Casas; Hannchen lernte die zehn Gebote, und Wilhelm die goldnen Sprüche des Pythagoras, ohne daß Beide des einen oder der andern bedurften. Es war ein angenehmer Anblick, wenn die beiden hübschen Kinder einander gegenüber saßen, und die ernsten Gesichter mit den flisternden Lippen über die Bücher beugten, dann aber einmal aufblickten, und mit lieblicher Heiterkeit einander zulächelten.

Jedes Jahr brachte Beiden eine neue, ernsthaftere Beschäftigung. Hannchen spann,

nähete, strickte und schrieb; Wilhelm rechnete, machte Risse, zeichnete, übersetzte, u. s. weiter. Waren aber die Arbeitsstunden vorüber, so eilten sie fröhlich wieder zu einander, trieben ihr Wesen, ohne daß Jemand sich um sie bekümmerte, hatten ihre kleinen Geheimnisse, die sie aber jedermann lachend ins Ohr flisterten, zankten sich zuweilen auch, man wußte nicht worüber, und waren nach einer halben Stunde wieder versöhnt, man wußte nicht, wodurch.

Wilhelm war in der That ein wenig pedantisch: er mochte gern dociren, und fragte überall nach dem Wie und Warum. Niemand konnte so recht mit ihm fertig werden, nur Hannchen ausgenommen, die, wenn er dociren wollte, ihn unablässig mit einem Warum unterbrach, und, wenn er es zu lange trieb, ihn stehen ließ. Sie machte ihn an manchem Tage wohl zehnmal böse, doch eben so oft auch wieder gut. Er war rechthaberisch, und befahl gern; sie war äußerst sanft, und es wurde ihr daher leicht, ihm nachzugeben und zu gehorchen.

So theilten die beiden Kinder ihre ganze Zeit in Arbeit und in Vergnügen, das sie nie ohne einander genossen. Ihre ganze Unschuld wurde erhalten, weil man sie Kinder bleiben ließ. Hannchen verrichtete ihre kleinen Geschäfte mit Ordnung und Aufmerksamkeit, ohne sich von Wilhelm, wenn er ihr etwas sagen oder zeigen wollte, stören zu lassen; dann aber nahm sie ihren Strumpf, suchte singend den Bruder Wilhelm, und lief mit ihm entweder den Hügel hinauf und hinunter, oder Beide lagerten sich an dem Bach, unter den blühenden Gesträuchen, und hörten, zum großen Verdrusse des Försters, nicht auf die Nachtigall, die zehn Schritte weit von ihnen schlug, wohl aber auf den Kukuk, über dessen Geschrei sie Spielen und alles Andre vergaßen. Die auf- oder untergehende Sonne hatte für sie nichts Reitzendes, so lange Reden Vater Brand auch über das herrliche Schauspiel hielt; eine am Himmel fortziehende Wolke, die ihre Gestalt in jedem Augenblick veränderte, war ihnen viel interessanter.

Endlich wurde Wilhelm konfirmirt, und die Försterin sagte ihm nun: er sey jetzt ein großer Mensch; das Spielen schicke sich nicht mehr für ihn. Hannchen hörte das von weitem, und sah ihn darauf an, was denn für eine Veränderung mit ihm vorgegangen seyn könnte. Nach ein Paar Tagen trieben sie wieder die alten Spiele; aber da man so oft sagte, daß Wilhelm nun nicht mehr spielen dürfe, so nahmen sie sich wirklich vor, es nur noch ein einziges Jahr so zu treiben.

Hannchen war als ein Mädchen von vierzehn Jahren schon groß, und wurde konfirmirt. Man sagte auch ihr, sie wäre nun dem Spielen entwachsen; es war aber mehr nöthig, wenn man sie davon entwöhnen wollte. Die Mutter gab ihr Arbeit vollauf, und ließ sie, wenn sonst nichts zu thun war, halbe Tage lang nähen. Doch Niemand dachte nur daran, Wilhelmen wegzuweisen, der itzt ganze Stunden bei Hannchen saß und ihr erzählte, oder sich von der Mutter erzählen ließ.

War eine kleine Zänkerei unter ihnen, so sagte die Mutter: pfui, Hannchen; darüber konntest du böse werden? Er ist dein Bruder, der dich so lieb hat! Du mußt sogar deinem Feinde vergeben; und deinem Bruder, von dem du doch weißt, wie gut er ist, willst du eine solche Kleinigkeit nicht nachsehen? Das Herz aus der Brust solltest du ihm geben, wenn er es verlangte. — O, liebe Mutter, sagte Hannchen dann: das gäbe ich ihm auch, wenn er es haben wollte. Unser Zanken hat aber gar nichts zu bedeuten; und eben darum fragt er nichts darnach: denn er weiß, daß ich ihm doch wieder gute Worte gebe.

Sie waren nun in die Jahre getreten, wo alle Kräfte der menschlichen Natur in der schönsten Blüthe hervorbrechen, und ein neues inneres Leben anhebt; wo der bessere Jüngling freudig den stolzen Plan zu einem thaten- und ruhmvollen Leben entwirft, und, ohne den mindesten Zweifel an der Vollendung, muthig die edle Bahn betritt, auf welcher ihn Liebe, Glück und Ehre im schönsten Bunde erwarten; wo er ein Jahr zu

einem Leben ausdehnt, und das Leben verachtet, weil es so kurz ist; wo er keinen Zwang ertragen will, und doch die Welt so gern despotisch beherrschen möchte; wo er vor keinem Opfer erzittert, das Freundschaft, Liebe und Tugend fodern könnten, und doch der kleinsten Versuchung erliegt; wo er die Weisheit selbst ein Vorurtheil, und seine Wünsche, seine Vorurtheile Weisheit nennt. Diese glückliche Zeit konnte indeß Hannchens und Wilhelms Glück mit weiter nichts vermehren, als mit dem Bewußtseyn ihres Glückes, und mit der Gewißheit, daß dieses unveränderlich fortdauern würde. Sie verlangten jetzt nichts mehr, als eine Freundin und einen Freund, mit denen sie die geheimen Empfindungen ihrer Seele theilen könnten, welche kein Mädchen dem Jüngling, und kein Jüngling dem Mädchen anvertrauet.

Wilhelm umfaßte mit seiner Phantasie die ganze Erde, alle Völker und alle Zeiten, jede Art von Größe und Ruhm. Er wollte alles; und den Kranz, den ein ganzes

durch ihn noch in den spätesten Nachkommen beglücktes Volk ihm gab, legte er dann zu Hannchens Füßen nieder. Er verlor sich in dem Getümmel seiner Thaten, und in ihrem ehrenden Lohne. Hannchen hörte zwar seine wilden Träume lächelnd an, theilte sie aber nicht mit ihm; ihre Welt war enger: ein Thal wie Brands Garten, oder wohl noch einsamer, noch verschlossener, und eine kleine Hütte darin; die untergehende Sonne, und ein dämmerndes Mondlicht: das war der Schauplatz ihrer Phantasie mit seinen Dekorationen. In einem Lächeln des Geliebten fand sie ihre Ehre, in einer Umarmung von ihm ihren Stolz. Beide waren noch jetzt ein Abbild ihrer Kindheit: Wilhelms Tinian, das er, mit Stürmen kämpfend, auf der andern Halbkugel mühsam suchte, gränzte dicht an Hannchens Eden voll Unschuld, das nur von einem liebenden Paare bewohnt ist.

Aber, ach! sie konnte ja ihm die stillen Wünsche ihres Herzens nicht sagen; denn so oft sie nur daran dachte, erröthete sie schon

Die Liebende, das Weib, die Mutter entwickelten sich mit einfachen, schönen Farben in ihrer sanften, milden Seele; doch eben das durfte Wilhelm nicht wissen: die jungfräuliche Scham stand wie ein leuchtender Cherub vor dem Paradiese, das sie sich erträumte. Sie begriff nicht, wie ihr Freund so sanft, und doch so wild seyn, wie er sie durch Beschreibungen aller der Gefahren, mit denen er sein Glück erkaufen wollte, so betrüben konnte, da doch das schönste Glück des Lebens, die Liebe, ihm so nahe lag.

Beide fanden wirklich den Freund und die Freundin, die sie suchten. Theodore, die Tochter des Oberförsters, war ein Jahr jünger als Hannchen, doch wenigstens ein Jahr älter an Erfahrung, die sie dem Leben in der fröhlichen Welt ihres Vaters verdankte. Sie hatte nicht Hannchens schöne Seele; aber sie liebte, und ihre jugendlich flammende Leidenschaft lieh ihr jetzt die Tugenden, welche ihr fehlten. Beide Mädchen wurden bald vertraut mit einander; natürlich, daß nun der junge Mann, der sich um Theodo-

rens Hand bewarb, in Kurzem bei Riebens bekannt war, und auch den jungen Brand ein wenig näher kennen lernte. Dieser junge Mann — er hieß Rauch — sollte pachten; und obgleich die Verbindung zwischen ihm und Theodoren noch nicht erklärt war, so zweifelte doch Niemand daran, daß sie zu Stande kommen würde, sobald er seine Pachtung angetreten hätte.

Rauch, ein angenehmer Mensch von feinen Sitten und großer Geschmeidigkeit, bewarb sich um Wilhelms Freundschaft, kannte dessen Charakter bald, und nahm, was ihm gar keine Mühe kostete, sogleich die Farbe desselben an. So hatte denn Wilhelm endlich den Freund gefunden, dessen sein Herz bedurfte. Rauch war ein Sanguineus, auf den Wilhelms Enthusiasmus leicht wirken mußte; und Beide schlossen nun recht bald den Bund einer ewigen, treuen Freundschaft. Dem Umgange mit seinem Freunde hatte Wilhelm übrigens in der That nicht wenig zu verdanken: er legte das Pedantische in seinem Wesen ab, bekam eine gewisse äußere

Politur, und man merkte an ihm bald nicht mehr, daß er in der Einsamkeit auf dem Lande erzogen war.

Der Baron sah es recht gern, daß sein Sohn in mehrere Verhältnisse gerieth, die ihn mit den Menschen bekannt machen konnten. Er dachte zuweilen mit Unruhe daran, was eigentlich aus Wilhelm werden sollte, da dieser doch einmal erfahren mußte, daß er ein Edelmann war, und zwar einer der reichsten in seinem Vaterlande. Auf den Fall, daß Wilhelm etwa Lust bezeigte, in der großen Welt zu leben, hatte er ihm die strengsten Grundsätze der Sittlichkeit beigebracht; doch wünschte er das nicht, weil er immer stärker überzeugt worden war, daß zu einem wahrhaft glücklichen und tugendhaften Leben häusliche Stille, einfache Genügsamkeit, und besonders Arbeit nothwendig sind; und eben, um seinen Sohn an das alles zu gewöhnen, hatte er ihm seinen Stand verschwiegen. Er deutete übrigens oft darauf hin, daß Ackerbau und Forstwirthschaft in der Folge seine Beschäftigung seyn würden.

Wilhelm mußte deshalb das, freilich nur kleine, Gut des Vaters bewirthschaften, und nebenher dem Förster bei seinen Arbeiten helfen. Er that dies mit Lust, und daher auch mit großer Ordnung und großem Fleiße. Nicht lange, so konnte Riebe ihm einen beträchtlichen Theil seiner Geschäfte anvertrauen, und mit seinem Freunde Brand Botanik treiben, während daß Wilhelm im Revier umher ritt und sich praktische Kenntnisse in der Forstwissenschaft erwarb.

Der junge Rauch, der sich jetzt oft bei seinem künftigen Schwiegervater aufhielt, und ein großer Liebhaber der Jagd war, traf oft mit seinem Freunde Wilhelm im Walde zusammen. Aber nach einigen Stunden gab Wilhelm sein Pferd einem Holzknechte, es nach Hause zu bringen, machte sich von Rauchs Gesellschaft los, und ging allein zurück, weil er zuverlässig wußte, daß er Hannchen irgendwo unterweges antreffen würde. Und an dies Vergnügen dachte er immer schon Morgens, wenn er sich von Hannchens Vater Aufträge holte, wobei sie

jedes Mal zugegen seyn mußte, um zu hören, von welcher Seite er wieder nach Eusenrode kommen würde. Beide gingen nun gegen Mittag langsam durch die blühenden Fluren, setzten sich auch wohl ein Paar Augenblicke auf einen Baumstamm, und erzählten einander alle die kleinen Vorfälle, die ihnen am Morgen begegnet waren. Sie fanden dann in Brands Hause oder Garten gewöhnlich den Vater Riebe; und dieser fragte: na, Hannchen! hast du ihn wieder eingeholt? . . . Das läßt sie sich nicht nehmen! So lange muß Küche und alles warten! — Lächelnd sprang Hannchen dann in aller Eil nach Hause.

Wie sich das liebt! sagte der Förster wohl hundertmal von den beiden jungen Leuten; und seine Frau erwiederte darauf: ja wohl! Ein Herz und Eine Seele! – „Wie kann es auch anders seyn?" sagte dann wohl Herr Brand. Das war aber auch alles. Man hielt wenigstens Hannchen noch für ein Kind, und glaubte, sie sähe in Wilhelm noch immer ihren Spielgefährten. Die För-

sterin hatte erst im achtzehnten Jahre, als ihr Mann sich um ihre Hand bewarb, erfahren, was Liebe sey. Wie konnte nun Hannchen schon so früh mehr davon wissen oder empfinden! — Man dachte wohl einmal flüchtig an so etwas; aber die beiden Kinder waren ja noch so jung, und in einigen Jahren konnte sich gar vieles ändern. So begnügte man sich denn, ihnen nichts in den Weg zu legen; und nun floß ihre Liebe dahin, wie ein Bach, den Kräuter und liebliche Blumen vor jedem Auge verbergen.

Gerade die ungestörte Ruhe, worin Wilhelm mit Hannchen lebte, hinderte ihn, seine Liebe zu ihr zu bemerken. Er hatte noch so viel in der Welt zu thun, und so große Plane auszuführen, daß der Gedanke an Hannchens Liebe nur wie in einem fernen Nebel vor ihm lag. Freilich belebte sie immer das Tinian, welches er suchte; freilich kehrte er von jedem Streifzuge zu ihr zurück, und sie empfing ihn nach seinen Reisen, wie jetzt nach einem seiner Ritte im Walde. So oft er ein Gemählde seines Lebens entwarf,

hob sich aus dem bunten Gemische Hannchens schöne Gestalt hervor, und belebte es durch ihr sanftes, liebliches Lächeln.

Noch hatte kein Wölkchen den reinen Himmel ihres gemeinschaftlichen Glückes getrübt; aber auf einmal bemerkte Hannchen, daß Wilhelmen etwas fehlen müsse. Und es muß etwas recht Großes seyn! sagte sie zu ihren Eltern, und ließ die Augen, die Stimme sinken.

„Wilhelmen?" fragte der Vater.

Ja. Schon seit vorgestern ist er so tiefsinnig, daß mir angst und bange wird. Er hört meine besten Worte gleichgültig an.

„Und wie heißen denn deine besten Worte?"

Hannchen erröthete; sie blieb aber bei ihrer Behauptung, und es verdroß sie ein wenig, daß man sich gar nicht darum bekümmerte.

Wenn nur keine Krankheit dahinter steckt! sagte sie Abends, als sie sich auskleidete, zu ihrer Mutter.

„Wohinter denn, Hannchen?"

Hinter Wilhelms Tiefsinn. Sie werden sehen, es geht nicht gut! – Das arme Mädchen redete wieder in den Wind. Erst nach acht Tagen bemerkte die Försterin, daß Hannchen doch wohl nicht Unrecht hätte, und daß Wilhelm ganz verändert wäre. „Was wird es seyn?" sagte der Förster ganz ruhig; „ein Verdruß etwa mit dem naseweisen Jäger von Alberode, oder so etwas."

Wieder nach acht Tagen sagte Herr Brand: „ich weiß nicht, was mit meinem Wilhelm vorgeht." (Hannchen erblaßte.) „Er ist zerstreuet," unruhig, runzelt die Stirn, und kann stundenlang auf Einen Fleck sehen."

Das ist bedenklich, erwiederte der Förster; Hannchen hat auch schon . . . Aber Mädchen! Hannchen! Daß sich Gott erbarme! Du bist ja weiß, wie ein Tischtuch! Heraus mit der Sprache! Du mußt es wissen, was ihm ist.

Nein, wirklich nicht, lieber Vater.

„Ich habe ihn gefragt," hob Herr Brand wieder an; „er antwortet aber: es fehlt mir nichts."

Hannchen stammelte, nach einem kleinen Seufzer: eben die Antwort giebt er mir; und doch sagt er mir sonst alles, was er auf dem Herzen hat.

„So? Sagst du ihm denn auch alles, was du auf dem Herzen hast?"

O gewiß, alles, bis auf . . . Sie schwieg erröthend.

„Ja, bis auf das, was Ihr Mädchen nie sagt," fiel der Vater lachend ein.

Was ist denn das, lieber Vater? fragte Hannchen unschuldig.

„Ein ander Mal, mein Kind!"

Aber was fehlt ihm denn?

„Sag du mir erst: wie ist er denn eigentlich? Spricht er denn gar nicht?"

Er spricht wohl, Vater, wenn ich bei ihm bin; und ich komme ihm jetzt fast nicht mehr von der Seite. — (Gutes, unschuldiges Mädchen! murmelte der Baron.) Aber wenn ich ihn mit Thränen bitte — und die Thränen steigen mir gleich in die Augen, sobald ich ihn nur ansehe — (Armes mitleidiges Ding! sagte die Mutter) — . . .

Ja, wenn ich ihn bitte, er soll mir sagen, was ihm fehlt; so faßt er meine Hand, wirft sie von sich, und sagt: hole der Teufel alle Schurken! oder so etwas. Oder er antwortet: nichts, gar nichts! und beißt die Lippen auf einander. Dann fragt er auch wohl einmal nach Theodoren, ob sie den jungen Rauch von ganzer Seele lieb hätte, so wie ich . . .

„Nun, fahre fort! so wie du Wilhelmen? Wird wohl so ziemlich einerlei seyn."

O nein! sagte Hannchen.

O nein! sagte die Mutter; denn Theodore und Rauch sind ja halb und halb Brautleute.

„Aber was hat er darnach zu fragen! Was geht denn das ihn an!"

Ach, Vater, das ist ja eben meine Angst. So fragt er; und dann legt er die Hand an die Stirn, und sinnt nach.

„Wie!" hob Herr Brand an; „er fragt: ob Theodore den jungen Rauch liebt? Was ist das!"

Ja, und ob es sie wohl sehr unglücklich machen könnte, wenn er nicht ihr Mann würde.

„Ich will doch nicht hoffen," sagte Herr Brand mit einem Blick auf den Förster, „daß der Junge sich in Theodoren verliebt hat?"

Nein, gewiß nicht, gewiß nicht! fiel Hannchen schnell ein: das weiß ich zuverlässig. Aber es ist doch meine Angst; denn warum fragt er das?

Man hörte Hannchen ordentlich ab, erfuhr aber weiter nichts, als daß Wilhelmen etwas im Kopfe herum gehen müsse.

Nun, es wird sich ja finden! meinten die Alten am Ende, und wurden wieder ruhig. Hannchen aber ging hinaus, um Wilhelmen noch einmal zu befragen, was ihn denn Theodorens Liebe anginge.

Wilhelm lebte in großer Unruhe, weil er seit Kurzem wußte, daß der Oberförster und Theodorens Bräutigam ein Paar schlechte Menschen waren. Er hatte den Letztern zu seinem großen Mißfallen schon oft in der Gesellschaft mehrerer jungen wilden Leute gesehen. Nun ritt er einmal mit ihm zu einem Jahrmarkt in der Nachbarschaft. Hier

traf er mehrere Pächter, die zusammen tranken. Rauch wurde lustig, und Wilhelm sah ihn mit dem hübschen Hausmädchen des Gasthofes in einer eben nicht sehr anständigen Stellung. Wilhelm schob das auf den Wein; indeß sagte er doch das nächste Mal, da er den jungen Menschen sah: „Höre, du mußt nicht so viel trinken; denn du kannst dich im Rausche vergessen!“

Was ist es denn nun mehr! erwiederte der Andre lachend.

„Aber Theodore . . .!“

Hat sie es denn gesehen? Und weiß ich denn, was sie macht? Sie ist ein hübsches Mädchen, und ich habe sie zum Sterben lieb. Aber ihres Vaters Haus . . . Bin ich denn immer bei ihr? Da geht aus und ein, wer lachen kann; da wird getanzt, getrunken, so viel man nur Lust hat. Ehe ich Theodorens Bräutigam war, hat sie ja genug mit getollt.

„Theodore? Bist du unsinnig?“

Ich meine nichts Uebles. Was thu' ich denn aber auch?

„Nun, wenn deine Braut gesehen hätte, was ich gestern sah . . .“

Theodore weiß sehr wohl, von ihrem Vater her, daß wir Männer keine Heiligen sind; und eine Heilige ist auch sie nicht, so wenig wie alle andren Mädchen. Sie hören jeden gern an, der ihnen sagt, daß sie hübsch sind. Was schadet es denn auch! . . . Die Jungfer da kenne ich schon lange. Sie thut vor den Augen auch, als wüßte sie nicht, wie ein Kuß schmeckt. Die Mädchen sind alle um nichts besser, als wir. Deine da in Eulenrode? Nun, die sieht freilich so fromm aus, wie ein Marienbild; aber halt ihr die Hand hin, so hast du sie. Ich weiß ja, was sie von dir zu Theodoren sagt.

Wilhelm erstaunte. Rauch, der nun einmal entdeckt zu seyn glaubte — er stand in dem Irrthum, daß Wilhelm mehr gesehen habe, als er wirklich gesehen hatte — hielt seinen Treulosigkeiten eine Apologie. Wilhelm schwieg, Theils aus Scham, Theils vor Abscheu; und Rauch, der ihn für halb überzeugt hielt, fuhr weiter fort: der Oberför-

ster treibt es noch ganz anders, das kannst du mir glauben. Gegen den bin ich ein Heiliger: das weiß Theodore wohl. Und daß ich sie heirathe — Sie kann sich freuen, daß sie so hübsch ist; denn was man auch von ihrer Aussteuer sagt, sie bekommt nicht einen rothen Heller. Wenn der Oberförster nicht so in das Holz hinein wirthschaftete: er hätte längst davon laufen müssen.

„Hinein wirthschaften? Was meinst du damit?"

Ei nun, er hat jährlich sechshundert Thaler, und braucht wenigstens zwölfhundert. Wo soll das herkommen, als aus der Forst? Da geht Nutzholz unter dem Nahmen Brennholz, und Brennholz unter dem Nahmen Windfall in alle Welt. Er ist jetzt nicht ohne Ursache so gut Freund mit dem Förster in Alberode. Nach der Brauerei dort gehen in finstern Nächten zwanzig Klafter für Eine. Der Braumeister soll mit Steinkohlen feuern. Ja, mit nichten! Dein alter Riebe ist ihm zu ehrlich; aber dafür kommt er auch nicht vorwärts. Was hat

er davon? Er wird nichts mehr, als die Andern, die sich einen guten Tag machen.

Wilhelm sagte geradezu: „das ist nicht wahr!" Rauch lächelte, und erzählte, um nicht für einen Lügner zu gelten, einige nähere Umstände von dem geheimen Holzhandel des Oberförsters.

Jetzt hörte Wilhelm zum ersten Male in seinem Leben von dem niedrigsten aller Verbrechen, dem Diebstahl, reden, und noch dazu mit lachendem Munde. Ohne Jemanden ein Wort zu sagen, suchte er sich zu überzeugen, ob eine solche Verworfenheit möglich sey, und streifte nun bald in des Oberförsters, bald in des Alberoders Revier umher. Er sah die Verwüstung darin, und fing an zu glauben, daß Rauch wohl Recht haben könnte. Um völlige Ueberzeugung zu bekommen, stahl er sich Nachts aus dem Bette, gab Acht, und fand nun, daß Rauch ihm noch nicht einmal genug gesagt hatte; daß der Oberförster und der Alberoder die gröbsten Betrieger waren, denen sogar an dem Scheine der Ehrlichkeit nichts gelegen seyn mußte,

da es nur geringe Mühe machen konnte, sie ihres Verbrechens zu überführen.

Dies war die Ursache seiner großen Unruhe. Er kannte jetzt zwei Betrieger, und wußte, daß seine Pflicht von ihm foderte, sie anzugeben. (Seit Kurzem war er nehmlich als Forst-Eleve angesetzt, was sein Vater, und auch Riebe für rathsam hielten, und hatte bei der Vereidigung schwören müssen, den Nutzen der Forsten auf alle Weise zu befördern.) „Wenn ich sie angebe," sagte er zu sich selbst, „so werden sie unfehlbar kassirt; dann aber geht Theodorens Heirath mit Rauch zurück, da seine Verwandten ohnedies ihre Einwilligung nur ungern gegeben haben. Und — darf ich das arme Mädchen, das gar keine Schuld hat, unglücklich machen?"

Ihn jammerte nur Theodore, der er recht gut war, weil Hannchen sie liebte. Zwar dachte er wohl daran, daß Rauch sie nicht verdiente; aber er hatte Ursache zu glauben, daß sie diesem wohl eine kleine Untreue vergeben würde; und so verlor er auch diese

Entschuldigung. Er horchte einmal bei Rieben wegen des Oberförsters hin. Riebe wußte in der That einen Theil von dessen Betriegereien. Doch als Wilhelm nun darüber eiferte, daß solche Diebstähle unbestraft blieben, sagte Riebe, um sich vor allen Vorwürfen zu sichern: zu einer Klage gehört ein vollkommner Beweis; und den kann ich nicht führen.

Wilhelm wurde nach dieser Unterredung noch unruhiger; denn eben dieser Beweis war für ihn eine Kleinigkeit. Er fragte seinen Vater: muß ich Recht thun?

„Ja, mein Sohn, sobald du weißt, was Recht ist."

Und wenn ein Unglück daraus erfolgte?

„Was Recht ist, sagt dir dein Gewissen. Weißt du aber auch, was Unglück, und was Glück ist?"

Nein, lieber Vater.

„Nun denn! über Glück und Unglück kann der Mensch nicht gebieten: er kennt es nicht einmal; nur über Recht und Unrecht hat er zu entscheiden."

Er fragte die Förſterin; und ſie antwortete ihm: thue Recht, und ſcheue Niemanden! —

„Das iſt eine einfältige Frage!“ antwortete ihm der Förſter. „Mit der Redlichkeit kann man nicht handeln, und Gott läßt ſich nichts abdingen.“ —

Er fragte Hannchen, die mildeſte von Allen. Auch ſie ſprach unbedingt das harte Urtheil über den Oberförſter und über Theodorens Liebe aus.

Wilhelm hätte ihnen gern den Fall ſelbſt vorgelegt, der ihn beunruhigte; doch er befürchtete, daß dann alle die Menſchen, die er ſo herzlich liebte, in eben die Unruhe, die ihn quälte, gerathen würden. So hatte er vier Wochen hingebracht, ohne daß es Hannchen gelungen war, ihm ſein Geheimniß zu entreißen. Noch immer blieb er ungewiß, was er eigentlich zu thun hätte, und wie er auf die beſte Weiſe zu Werke gehen könnte; doch ein Zufall endigte ſeine Unentſchloſſenheit. Er mußte den Abſchluß der Jahresrechnungen zu dem Forſtrath bringen. Die-

ser quittirte, und ließ sich mit dem jungen Menschen, der, als der Sohn eines reichen Mannes, seine Aufmerksamkeit erregt hatte, in eine Unterredung ein. Man sprach natürlicher Weise von den Forsten, und von Verbesserungen, die darin gemacht werden könnten.

Es gehen schreckliche Unordnungen vor, sagte der Forstrath, die aber fast unmöglich zu heben sind. Das hält alles zusammen, wie Pech und Schwefel.

Wilhelm zuckte die Achseln, und erwiederte: „der Anblick der Forsten, dächte ich, wäre ja schon hinreichend, den ehrlichen Mann von dem Betrieger zu unterscheiden. Unsre Forst steht lachend und gesegnet. Es ist eine Freude, darin zu thun haben."

Bis auf die Verwüstungen des letzten Sturms im November.

„O, der Sturm hörte an der Gränze von Eulenrode auf."

Und der Raupenfraß im vorigen Jahre . . .

. . . „kam nur bis an unsre Gränze."

Und der Frost im vorletzten Frühlinge.

In der Eulenroder Forst wurde kein Blatt braun. Sie dürfen nur die Eichelmast im Abschlusse ansehen."

Das heißt: der Oberförster und der in Alberode sind Betrieger?

„Das heißt es nicht, Herr Forstrath. Ich gab nur Antworten auf Ihre Fragen."

Wenn ich Sie nun frage: sind die Beiden, die ich so eben genannt habe, Betrieger? was werden Sie mir dann antworten? — Wilhelm sah ihm in's Gesicht. — Junger Mensch, es ist nicht redlich, eine Betriegerei, die man weiß, zu verschweigen. —

Wilhelm schwieg noch immer; als aber der Forstrath weiter in ihn drang, sagte er endlich mit sehr festem Tone: „ich habe das noch nicht mit mir selbst abgemacht; und das müßte erst geschehen seyn."

Ein Bauer aus Alberode hat angezeigt, daß eine Menge Holz, und sogar Nutzholz, heimlich auf die Brauerei geliefert wird. Er sagt, Sie wären Augenzeuge von solchen Betriegereien gewesen.

„Ja! Und nun folge, was da will!...

Es schmerzt mich sehr, daß ich die Veranlassung zu dem Unglück eines Menschen werden muß, eines Menschen, dessen Unglück mir schwerer auf der Seele liegen wird, als mein eignes."

Der Forstrath verlangte Erläuterung, und Wilhelm sagte ihm offenherzig, welche Folgen die Kassation des Oberförsters haben müßte. Hm! erwiederte jener: der hat bedeutende Freunde! Es ist schon genug, wenn er nur vorsichtiger wird. Und das soll er, hoffe ich, werden.

Der Bauer wurde vernommen, und erzählte arge Betriegereien von dem Oberförster, da Wilhelm ihm versprochen hatte, daß auch er sagen wolle, was er wisse. Wilhelm verließ sich bei diesem Versprechen auf des Oberförsters bedeutende Freunde, und auf die Versicherung des Forstraths, daß er nur vorsichtig gemacht werden solle. Die Betriegereien waren aber so groß, daß der Oberförster selbst wohl einsah, er wäre nicht zu retten, wenn Wilhelm auf die Seite des Bauern träte. Er zweifelte übrigens nicht

daran, daß dies geschehen würde; denn er glaubte, es sey darauf angelegt, dem Förster Riebe seine Stelle, und dem jungen Brand den Försterdienst in Eulenrode zu verschaffen. Er und seine Familie waren nun in der größten Bestürzung; Rauch hatte nehmlich Theodoren geschrieben: seine Verwandten wollten schlechterdings nicht zugeben, daß er sie heirathete, wenn ihr Vater sich nicht gänzlich rechtfertigen könnte.

Theodore setzte alle ihre Hoffnung noch auf Hannchens Freundschaft. Bleich, mit verweinten Augen und verwildertem Haare, kam sie zu dieser, und bat sie um ein Gespräch unter vier Augen. Sie fiel vor dem guten, mitleidigen Mädchen auf die Kniee, küßte ihr die Hände, und jammerte: rette uns von der Verzweiflung! Du allein kannst es. Der junge Brand wird mich und meinen Vater unglücklich machen!

Hannchen erschrak, und hatte erst nicht den Muth zu fragen; doch endlich erfuhr sie alles. Sie umarmte Theodoren, und sagte: „sey ruhig! Nicht ein Wort wird über seine

Junge kommen. Mein Vater und meine Mutter leiden es nicht. Und ich? o, ich würde sterben, wenn er dich unglücklich machen könnte." —

Hannchen lief sogleich hinüber zu Brand. Du mußt mir einen Gefallen thun, lieber, guter Wilhelm.

„Recht gern, Hannchen. Was denn? Aber du bist ja ganz außer Athem!"

Die Hand darauf, daß du's thun willst!

„Hier!"

Aber du mußt auch dein Wort halten! Hörst du?

„Wann habe ich je mein Wort gebrochen? — Das muß etwas sehr Wichtiges seyn, da du so viele Umstände machst!"

Der Oberförster — (Wilhelm runzelte die Stirn) — ist verklagt wegen Betriegerei, und ist doch unschuldig. Nun bitte ich dich in Theodorens und meinem eigenen Namen, nicht gegen ihn zu zeugen. Der Bauer, der ihn angegeben hat, beruft sich auf dich.

„Ist der Oberförster unschuldig, so werde ich ihm nicht schaden. Das glaube mir, liebes Hannchen."

So ganz unschuldig mag er wohl nicht seyn; aber du sollst doch nicht gegen ihn zeugen. Ich bitte dich darum, lieber Wilhelm, und du hast mir die Hand darauf gegeben.

„Hannchen, wenn ich zeuge, so wird der Oberförster vielleicht unglücklich; aber zeuge ich nicht, so wird ein ehrlicher Mann, der Bauer, der die Sache angegeben hat, gewiß unglücklich. Das hast du nicht bedacht, liebes Kind!"

Der Bauer? Ei nun! was geht uns der Bauer an!

„Hannchen, das kam nicht aus deinem Herzen!"

Was würde ihm denn Großes geschehen? Er müßte Abbitte und Ehrenerklärung thun: das wäre alles. Aber Theodore, die verlöre ihren Bräutigam, und ihr Vater wäre ein Bettler! . . . Lieber Wilhelm, du siehst mich nicht an. Soll ich dich vergebens gebeten haben?

„Hannchen, es thut mir weh; aber werde ich gefodert, so muß ich zeugen. Indeß, der Oberförster hat bedeutende Gönner. Glaub

mir, sie werden ihm nichts thun; er kommt mit einem Verweise davon."

Nein, nein! Theodore sagt: ihr Vater ist ohne Rettung verloren, wenn du gegen ihn aussagst. Du hättest dich gar nicht in die Sache mischen sollen. Ich möchte nur wissen, wie du dazu gekommen bist. Aber jetzt nicht; morgen, oder übermorgen. Nun, Wilhelm, lieber Wilhelm, thu deiner Schwester einmal einen recht großen Gefallen! Sieh, mir stehen Thränen in den Augen; und du sagst noch nicht Ja? O, Wilhelm mit einer Thräne könntest du mich in die Hölle locken!

„Aber auch zu einem Verbrechen?"

Verbrechen? Wer verlangt das von dir! Eine Familie unglücklich machen, das ist ein Verbrechen. Nun, Wilhelm, gieb mir die Hand darauf!

„Ich kann nicht, Hannchen.

Wilhelm, Wilhelm! mir zu Liebe; oder . . . — Sie machte finstre Augen. Wilhelm blieb aber dabei: es wäre unmöglich. Hannchen nahm ihre Zuflucht zu den zärtlichsten

Liebkosungen, und wurde zuletzt in ganzem Ernste böse. Wilhelm stand traurig da, ließ sich aber nicht erschüttern.

Hannchen ging endlich wieder zu Theodoren, und brachte ihr die traurige Nachricht, die sie indeß durch den Zusatz milderte: Wilhelm habe gesagt, er wisse, daß man dem Oberförster nicht viel thun werde.

Theodore erblaßte. Sie hatte während der Zeit Vertrauen zu Rieben gewonnen, und ihm mit halben Worten die Lage ihres Vaters gestanden. Riebe erklärte: seine Freunde können ihn nicht retten, wenn die Sache so steht. Aber wo ist denn der Bursche? Ich muß doch selbst mit ihm sprechen. — O, sagte Theodore, vielleicht schont er Ihrer Ehre, wenn er kein Mitleiden mit uns hat. Man sagt allgemein (was gewiß nicht wahr ist), Sie hätten den jungen Brand aufgehetzt, weil Sie gern Oberförster werden wollten. Selbst mein Vater glaubt das halb und halb.

Wie! sagte der Förster; das glaubt er? Und der Junge wollte mich in ein solches

Gerede bringen? Ich muß den Augenblick zu ihm hin. —

Riebe und Wilhelm legten Herrn Brand die Sache vor. Dieser bedauerte den Oberförster, nahm aber doch die Parthei seines Sohnes. Meine Ehre steht auf dem Spiele, sagte Riebe. — „Das ist ein Unglück mehr," erwiederte Wilhelm, „aber kein Grund, meinen Entschluß zu ändern." — Mit dem Bauern läßt sich alles wieder gut machen. — „Aber ich muß halten, was ich ihm und dem Forstrath versprochen habe!" — Ein Angeber ist in meinen Augen ein verächtlicher Mensch.

Beide erhitzten sich; nur Herr Brand blieb kalt, und suchte den Vermittler zu machen. Doch das war nicht möglich; denn der Förster foderte von Wilhelmen das unbedingte Versprechen, nicht gegen den Oberförster zu zeugen; Wilhelm aber blieb dabei, er könne nicht lügen, wenn sein Zeugniß gefodert werde.

Also Hannchens Bitten, die Thränen meiner Frau, und meine Ehre gelten dir nichts? Nun denn, so zeuge! so mach eine

ganze Familie unglücklich, du Unmensch! so laß meine Ehre darauf gehen, um nur deine Eitelkeit zu befriedigen! Aber mein Haus darfst du dann nicht wieder betreten; denn ich muß der Welt doch zeigen, daß ich mit dir nicht in Ein Horn blase, und daß ich dich zu diesem — wie soll ich es nennen? — zu diesem Stückchen nicht aufgehetzt habe.

Er ging, und Wilhelm war trostlos. „Mein Sohn," sagte der Vater, halb in Ernst, halb um ihn zu prüfen: „du siehst, daß du den Förster unverzeihlich beleidigen wirst. Er und seine Frau werden dich hassen; denn sie glauben nicht, daß du es redlich meinst, und daß du nur thust, was du als recht erkennst. Es ist wahr, was Riebe sagt: mit dem Bauer hat es so viel nicht zu bedeuten; das ließe sich wohl machen. Und du könntest, um doch dein Wort zu halten, irgend eine unbedeutende Kleinigkeit aussagen." Wilhelm schwankte; doch endlich sagte er entschlossen: ich muß so handeln. Sie haben mich selbst gelehrt, nur auf das Recht zu sehen, und mich um glückliche oder

unglückliche Folgen nicht zu bekümmern. Freilich schmerzen mich die Vorwürfe des redlichen, guten Försters; aber meine Rechtschaffenheit kann ich ihm nicht aufopfern.

Der Vater freuete sich insgeheim über die Tugend seines Sohnes, und berechnete dabei, mit wie viel Geld sich die übeln Folgen seiner Handlung wohl wieder gut machen ließen. Dann fuhr er fort: „mich dünkt, Wilhelm, du liebst Hannchen, und wirst ohne sie nicht glücklich seyn. Bedenke, daß du vielleicht ihren Besitz auf das Spiel setzest!"

Ja, Vater, ich liebe sie; aber — handle ich recht oder nicht?

„Das hast du zu beurtheilen, Wilhelm."

Nun denn! ich habe es beurtheilt. . . . Es wird mich sehr unglücklich machen! —

Der Vater ging zu Rieben, um alles wieder zum Guten einzuleiten; er wurde aber mit Kälte aufgenommen. — Theodore war trostlos von Hannchen weggegangen, und hatte ihr unterweges sogar den Vorwurf gemacht: sie und ihr Vater müßten nur nicht ernstlich gewollt haben; sonst wür-

de ja der junge Mensch wohl zu überreden gewesen seyn. O, hatte sie hinzugesetzt: ich sehe wohl, wie es ist. Du sollst ihn heirathen: das ist der Preis unsres Unglücks. Freilich, man sorgt für sich, so gut man kann! — Bei dem Abschiede sagte Theodore noch: ich weiß wohl, was uns stürzt! Wäre ich nur freundlicher gegen den boshaften Menschen gewesen, und hätte ich nur mit Rauch brechen wollen, den er bei mir immer verläumdete. (Hannchen erblaßte.) Ja, er wollte meine Heirath hintertreiben. Aber sag ihm, daß ich ihn hasse. Und traue du ihm nicht, Hannchen! Er hat seinen Freund verläumdet, und wollte dich verrathen. Da ich meinem Bräutigam treu blieb, so sann er auf Rache; und jetzt hat er sie, der elende Mensch!

Hannchen überdachte auf dem Rückwege diese schrecklichen Worte ihrer Freundin, und nun fielen ihr auf einmal allerlei Umstände ein, die darüber ein schreckliches Licht verbreiteten. Wilhelm hatte sich in den letzten sechs Wochen an die schöne Theodore

gedrängt, jede Gelegenheit, sie allein zu sprechen, benutzt, und sogar Hannchen selbst mehrere Male mit so vieler Unruhe gefragt, ob wohl Theodore sehr unglücklich werden würde, wenn ihre Heirath mit Rauch zurückginge. War nicht seinem eignen Vater der Wink entfallen: es sey wohl möglich, daß er Theodoren liebe? Und jetzt — was bedurfte es noch eines andern Beweises! — sagte es ja Theodore selbst, die es doch ganz unfehlbar wissen mußte. Ja, dachte Hannchen weinend; er liebt Theodoren. Und wie sehr muß er sie lieben, da er, um ihre Heirath mit Rauch zu verhindern, ihren Vater unglücklich machen will! O, der Ungetreue! der Undankbare!" — Als sie ein wenig ruhiger wurde, fand sie zu ihrem Schrecken, daß es für sie weiter gar keine Ansprüche auf ihn gab, als die Spiele in ihrer Kindheit, und ihr eignes Herz, das ihm bisher so ganz gehörte. Er hatte ihr ja nie gesagt, daß er sie liebte. Freilich war sein Betragen so gewesen, daß sie es wohl hatte glauben können; aber er betrug sich ja auch

jetzt

jetzt noch eben so. Das war also nur brüderliche Zuneigung, weiter nichts! . . . Ach, dachte sie dann, nun sehe ich erst, warum er mich nicht liebt! Wir sind ja wie Bruder und Schwester. Er kennt alle meine Fehler so genau! Theodore hat freilich ihre Fehler auch; aber die kennt er nicht. Theodorens Augen lobt er, und ich habe doch wohl eben so hübsche. Meine hat er nie gelobt; denn er ist daran gewöhnt. Wäre ich ihm fremd, gewiß er hätte mich lieb, weil ich i h n so herzlich lieb habe.

So quälte sich das arme Mädchen auf dem Rückwege, und gab alle Hoffnung auf, den Geliebten je zu besitzen. Jetzt erwachte bei ihr der schamhafte Stolz der Jungfrau. „Wenn er nur nicht gemerkt hat, daß ich ihn liebe! ach, wenn Theodore es ihm nur nicht gesagt hat!" Hannchen vergaß jetzt den Oberförster und alles Andre; sie hatte genug an ihrem eignen Leiden zu tragen. Als sie in ihres Vaters Zimmer trat, sagte dieser so eben heftig: es ist Eitelkeit von ihm, weiter nichts! Denn was geht ihn die Sache

an? Mögen der Oberforstmeister und der Forstrath darnach sehen, ob ein Sturm die Bäume niederschlägt, oder der Oberförster! Wir gehen ihn an; aber auf uns achtet er nicht. Von mir heißt es im Lande: ich hätte ihn aufgehetzt; ich wollte Menschen unglücklich machen, um Vortheil davon zu haben. Versuchen Sie es nur ja nicht, ihn zu entschuldigen. Ich weiß auch, was ein ehrlicher Kerl ist. Als ich damals dem Oberförster aus der Schlinge half, nannten Sie selbst mich einen edlen Menschen. Der will ihn jetzt hinein bringen; und er soll ein ehrlicher Mensch seyn? Eitelkeit ist es, oder wohl gar etwas noch Schlimmeres.

Brand vertheidigte seinen Wilhelm mit Wärme. Darüber kam der Förster noch mehr in Hitze. Sagen Sie Ihrem Sohne, daß ich von morgen an mein Revier selbst bereite. Ich mag keine Aufpasser und Angeber darin haben.

Der Baron nahm ganz kalt Abschied, und sagte: „Hm! Riebe ist ein braver Mann; aber Grundsätze der Tugend hat er nicht.

Es sollte mir indeß leid thun, wenn wir zerfielen; denn ich habe mich an seinen Umgang gewöhnt." Zu Hause erklärte er nun seinem Sohn geradezu, daß er recht thäte, und daß man für das Recht alles aufopfern müsse, selbst das Leben.

Am folgenden Morgen fand er eine neue Pflanze, die er und der Förster lange vergebens gesucht hatten. Er brachte sie mit nach Hause, warf sie aber unwillig auf den Tisch, weil er sie niemanden zeigen konnte. Der Vormittag währte ihm so lang, wie ein Monat, und selbst in dem Gewächshause blieb er unmuthig. So waren drei langweilige Tage vergangen; und nun dachte er mit Schrecken daran, daß der Förster wohl gar allen Umgang mit ihm aufheben wollte. Er lauerte so lange, bis er Rieben wie ungefähr antraf.

Der Teufel hat sein Spiel, sagte dieser unwillig. Ihr Sohn verwickelt mich in die allerschlimmsten Händel. Hätte ich doch um die Linde dort nie eine Sylbe bei Ihnen verloren! Die ganze Gegend sagt:

ich möchte gern Oberförster seyn, und Ihrem Sohne meine Tochter aufhängen, weil Sie ein reicher Mann wären. Ihr Sohn solle dann meine Stelle bekommen: deshalb müsse man den Oberförster um sein Amt bringen; ich sey ein ärgerer Spitzbube als der Oberförster selbst. . . . Ein schöner Ruf, worin ich stehe! Sieht es Jemand, daß ich hier nur ein Paar Worte mit Ihnen rede, so heißt es gleich, ich hetze, um eine Familie unglücklich zu machen. Kurz, Herr Brand, will Ihr Sohn oder nicht?

„Lieber Herr Nachbar, bedenken Sie doch nur, ob er kann! Bedenken Sie . . .“

Hetzen kann er, spioniren, angeben. Ei, so hol ihn — Gott vergebe mir die Sünde! Aber anders soll es werden! Ich will das Gespött der Gegend nicht seyn! Meine Frau grämt sich, meine Tochter weint. Herr, ich wollte, ich hätte Sie nie gesehen! — Er ging schnell zu Hause.

Der Baron hatte mit dem Umgange des Försters die beste Freude seines Lebens verloren. Acht Tage brachte er in der tödtlich-

sten langen Weile hin; dann redete er mit seinem Sohne, der tiefsinnig da saß, weil Hannchen ihn nicht erbittert, nicht aufgebracht, sondern höflich und feierlich, abgemessen und kalt behandelt, und ihm sogar zu verstehen gegeben hatte, daß sie ihn nicht achte.

Jetzt wendete sich der Oberförster durch einen unverdächtigen Mittelsmann an Wilhelm selbst. Dieser begriff aber gar nicht, was man eigentlich von ihm wollte; denn es kam ihm beinahe so vor, als ob ihm Theodorens Hand zum Lohn für sein Schweigen angeboten würde. — So war es wirklich. Theodore hatte ihre Vermuthung, daß Wilhelm sie liebte, gegen Rauch geäußert, und so erfuhr es der Oberförster. Dieser sah jetzt einen Weg, sich zu retten, und schlug ihn ein; doch Wilhelm antwortete nichts auf einen Antrag, den er nicht begriff, und den er deshalb falsch verstanden zu haben glaubte.

Herr Brand schlich unmuthig aus dem Garten in das Haus, und aus dem Hause

in den Garten. Jetzt schien ihm die Tugend seines Sohnes doch allzu streng, und er suchte ihn zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen. In dieser Absicht sagte er zu Wilhelm: Riebe wolle den Umgang mit ihnen gänzlich abbrechen, und folglich sey Hannchen für ihn verloren. Auch schilderte er den hülflosen Zustand, worein die Familie des Oberförsters gerathen würde. Da nun überdies der Bauer zu verstehen gegeben hatte, daß er sich gern aus dem Spiele ziehen möchte, so fingen Vater und Sohn an zu überlegen. Beide ließen ein wenig von ihren strengen Grundsätzen nach, und sprachen desto mehr von der Festigkeit in der Tugend. Kurz, sie waren schon halb entschlossen, das Recht für die Botanik und die Liebe eines schönen Mädchens aufzuopfern. Der Vater sagte das dem Förster, freilich ein wenig schamroth, aber doch mit geheimer Freude.

Ja, erwiederte dieser sehr kalt: ich weiß schon, daß es jetzt bei Ihnen anders steht; bei mir aber, Herr Brand, steht es noch eben so, wie vorher, weil ich ein ehrlicher Mann

bin. Meine Schwelle betritt Ihr Sohn nicht wieder, so wenig wie ich die Ihrige. — Er kehrte dem Baron den Rücken zu, und ging.

Riebens für den Baron unerklärliches Betragen war sehr natürlich. Der Mittelsmann hatte aus Wilhelms Schweigen geschlossen, daß dieser sich auf Traktaten einlassen wollte, und hatte nicht reinen Mund gehalten. So erfuhr denn Riebe, was die ganze Gegend wußte: Wilhelm sey durch das Anerbieten, ihm Theodoren zu geben, gewonnen. Anfangs hielt er das für ein Mährchen; doch Hannchen brach in einen Strom von bittern Thränen aus, und bestätigte die Nachricht mit zitternden Lippen. Ihr Vater blickte mit aufgehobenen Händen zum Himmel, und rief: ist das möglich! Nun, so giebt es doch keinen schlechteren Menschen auf Gottes Erdboden. Hannchen, höre auf zu weinen! Der Mensch verdient nicht, daß du nur eine Minute an ihn denkst. Laß ihn heirathen, wer Lust hat, von ihm unglücklich gemacht zu werden. — Hannchen ging in

ihr Kämmerchen, und weinte: denn es war ihr unmöglich, den Undankbaren zu vergessen; und, ohne zu wissen, wie es zuging, konnte sie, trotz allen Beweisen von seiner Bosheit, ihn doch niemals für einen so abscheulichen Menschen halten.

Wilhelm war noch immer unschlüssig; er ließ sich von dem Zufalle treiben, und wünschte, der Bauer möchte ein Mittel finden, wie er sich zurückziehen könnte. Herr Brand konnte es sich nicht verhehlen, daß ihn seine Grundsätze über diese schlüpfrige Stelle seines Lebens nicht hatten weg bringen können. „Wer sollte es glauben," dachte er beschämt, „daß ein Zeitvertreib – denn weiter ist ja die Botanik für mich nichts – mehr seyn könnte, als die festesten Grundsätze? Hat es mich nicht insgeheim gefreuet, daß mein Sohn nachgiebt?" – Vater und Sohn waren ein wenig beschämt; doch das Schicksal wollte Beide nicht weiter auf die Probe setzen.

Der Forstrath, welcher bisher die Sache des Oberförsters, trotz allen Hindernissen,

die ihm dessen Gönner in den Weg zu legen suchten, sehr ernstlich betrieben hatte, wurde schleunig versetzt, und es kam ein Gönner des Oberförsters an seine Stelle. Nun gewann die Sache sogleich ein andres Ansehen; auch führte der Oberförster eine ganz andre Sprache, als vorher. Der Bauer wurde bedrohet, und konnte sich freuen, daß man ihn nur nicht bestrafte. Der Förster Riebe bekam einen Verweis wegen der Neuerung, daß er einen jungen Unterförster in den Dienst gebracht hätte, und es wurde ihm befohlen, selbst zu thun, was seines Amtes wäre.

Der Oberförster triumphirte mit dem ganzen Uebermuthe eines gemeinen Menschen. Da der junge Brand nicht das Mindeste gethan hatte, Theodorens Hand zu bekommen, und sich auch gar nicht um ihre Verheirathung mit dem jungen Rauch bekümmerte, so sahen der Oberförster und seine Tochter wohl ein, daß sie sich in ihm geirrt hatten. Der erstere glaubte nun um so fester, Riebe habe ihn stürzen wollen;

denn daß ein Jüngling im Stande sey, aus bloßer Redlichkeit so zu handeln, wie der junge Brand, konnte ein Mensch wie der Oberförster sich unmöglich denken.

Unter dem Schutze des neuen Forstraths erlaubte er sich nun gegen Rieben alle nur ersinnliche Kränkungen; und dieser konnte sie nicht mehr, wie ehemals, mit Lachen erwiedern, da ihm, freilich nicht ein gutes Gewissen, aber doch der unbefleckte Ruf seiner Ehrlichkeit fehlte. Das Gerücht, er habe den Oberförster stürzen wollen, war nehmlich auf keine Weise zu unterdrücken, und so wurde des Oberförsters Betragen jetzt für eine gerechte Rache gehalten. Daß Riebe den Umgang mit Brand abgebrochen hatte, sah man für einen neuen schlechten Streich an. Riebe, sagte die ganze Gegend, wollte seine Tochter an den reichen jungen Brand verkuppeln, und ihn nebenher gebrauchen, dem Oberförster eins zu versetzen. Der junge Brand war in Theodoren verliebt, und betrog den alten Heuchler. Er verlangte von dem Oberförster Theodoren, wenn er

schweigen sollte. Riebe warf nun den jungen Menschen zum Hause hinaus. Der Oberförster wurde gerettet, und der junge Betrieger bekam seine Strafe; denn Theodore heirathete einen Andren.

Das alles ließ der Förster in Alberode Rieben zutragen, und erreichte dadurch seinen Zweck, des Mannes Leben zu verbittern. Er verbreitete jetzt sogar das Gerücht: der Förster Riebe bemühe sich wieder um die Freundschaft des jungen Brand, weil er seine Tochter gern anbringen wolle, die er nicht mehr hüten könne. Kurz, was nur die gemeinste Bosheit von pöbelhaften Verläumdungen ersinnen kann, wurde ausgebreitet, und in Riebens Hause hinterbracht. Die sonst so glückliche Familie lebte jetzt in einsamer Verschlossenheit und düsterem Trübsinn, weil jedermann ihren Umgang floh.

Und an dem allen war Wilhelm Schuld. Hannchen wagte es einmal, ihn zu vertheidigen, ob er gleich ihr Herz am tiefsten gekränkt hatte. Aber ihr Vater trat vor sie hin, und sagte mit rauher Stimme: hat er

nicht Theodoren verführen wollen? spionirte er nicht die Betriegereien ihres Vaters bloß darum aus, daß er sich das Mädchen erzwingen könnte? Er ist ein Bösewicht, mein Kind; und er thut noch mehr, als du weißt: Dinge, die du nicht einmal hören darfst!

Diese Worte machten Hannchen sehr neugierig. Sie brachte ihre Mutter, als sie mit der allein war, auf das, was der Vater gesagt hatte; und nun hörte sie mit Schrekken und Abscheu: Rauch erzähle, daß Wilhelm ausschweife und sich mit jedem hübschen Mädchen einlasse. Rauch erfuhr nehmlich von Theodoren nur im Allgemeinen, daß Wilhelm sie vor ihm gewarnt habe. Da er nicht wissen konnte, wie viel dieser ihr entdeckt hatte, so hielt er es für rathsam, mit dreister Stirn ihm sein Leben anzudichten; und man sprach nun in der ganzen Gegend sehr bald von den zügellosen Ausschweifungen des jungen Menschen. Auch der Vater Brand wurde nicht verschont, und selbst Hannchen brachte man mit in's Spiel. Beide Familien wurden allgemein verabscheuet;

und sie konnten einander nicht darüber beruhigen oder trösten, da jede Verläumdung den Bruch ihrer Freundschaft nur noch größer machte.

Der Baron hatte also den Preis seines Wankens in den Grundsätzen der Tugend verloren, und Wilhelm — war unglücklich, ohne sich damit trösten zu können, daß er der Tugend ein Opfer gebracht habe; denn auch er hatte in seinem Entschlusse gewankt. Endlich wurde ihm das Gefühl seiner Verlassenheit zu schwer. Er benutzte einen Augenblick, da Hannchen allein zu Hause war, und ging zu ihr. Blaß und traurig stand er da, hielt ihr schweigend seine Hand hin, und sagte: „Hannchen, kannst auch du mich hassen? auch du, die treue Freundin meines ganzen Lebens?" Sie antwortete nur durch Thränen. „Ich habe alles verloren," fuhr er mit sanfter Stimme fort. „Ach, Hannchen, wenn du wüßtest, welche Qual eine hoffnungslose Liebe ist, so . . ."

Das deutete Hannchen auf Wilhelms Liebe zu Theodoren; denn ihr hatte er ja

noch nie ein Wort von Liebe gesagt! Sie wußte nicht, daß er erst seit Kurzem, durch Unterredungen mit seinem Vater, sein eignes Herz hatte kennen lernen. Jetzt fielen ihr die Dinge wieder ein, die sie nicht einmal hören durfte; und sie sagte mit zornigem Blicke: o geh, du Heuchler! Ich hasse dich!

Das hatte er nicht erwartet, und er ging in tiefem Schmerze langsam zurück. Kaum hörte Hannchen ihn die Thür zumachen, so gereuete sie auch schon ihre Härte; denn noch immer liebte sie den Undankbaren.

Wilhelm verschwieg seinem Vater, daß er bei Hannchen gewesen war. Er gab nun alle Hoffnung zur Versöhnung auf, und dadurch bekam er einige Ruhe, so daß er endlich wieder arbeiten konnte. In Riebens Hause wurde aber die Unruhe immer größer. Auf einmal untersuchte man jetzt sein Revier, und fand darin sehr viel zu erinnern, sogar, daß er fremde Holzarten angepflanzt hatte, was freilich nur auf eine mündliche Erlaubniß des Forstrathes geschehen war.

Alle kleinen Vortheile, zu denen ihn ein langes Herkommen berechtigte, wurden ihm jetzt als Betriegereien angerechnet. Nun setzte sich endlich sein Stolz zur Wehre. Er schrieb an den Minister: „ich sehe, man will mich drücken; aber die Leute, die das wollen, sind Betrieger, nicht ich."

Das gab einen Prozeß, worin auch noch die Register zur Sprache kamen, die er dem Oberförster einmal gebracht hatte. Der Förster in Alberode gab eine Klage ein, worin es hieß: Riebe habe ihm damals mit Gewalt die Register genommen, woraus des Oberförsters Unschuld erweislich gewesen wäre. Die Sache wurde so vorgestellt, als hätte Riebe die Register unterschlagen wollen, um den Oberförster von seinem Amte zu bringen.

Frau, sagte der Förster eines Tages, als er wieder eine Schrift hatte beantworten müssen: ist es doch, als wäre ich ein ganz anderer Mensch geworden. Ich habe Grillen, ich bin mißmuthig, und mache dir üble Stunden. Alles ist mir im Wege, sogar du

und Hannchen. Denn sieh, kommt mir einer von Brands zu Gesichte, so geht der Verdruß mir gleich durch Mark und Bein. Ich halte es nicht mehr aus. Sie haben mich so lange gehetzt, bis ich ihnen das Geweihe zeigen mußte; und das ist immer das letzte. Ich soll weg. Darauf legen sie es noch stärker an, seitdem sie sehen, daß es mit der Pachtung des jungen Rauch nicht fort will. Der soll an meine Stelle hieher. Nun, in Gottes Nahmen, wenn du damit zufrieden bist. Die Linde dort oben? Was hilft sie uns, wenn wir immer nur darunter weinen! Wir haben zur Noth unser Auskommen, wenn wir fleißig sind und das Unsrige zu Rathe halten. Und sieh, bleibe ich noch länger hier, so werde ich am Ende ein Spitzbube, wie die Andren, oder fange sonst etwas Schlimmes an: denn das Blut im Leibe kocht mir.

Die Försterin sagte weinend: das wollte ich dir schon lange vorschlagen, lieber Mann. Die Linde geht mir freilich nahe. Ach, ich dachte, es sollte noch allerlei darunter vorgehen, daß wir mit noch mehr Freude in

ihrem

ihrem Schatten sitzen könnten. Dort oben gab ich dir mein Ja. Als noch alles gut war, dachte ich zuweilen, auch Hannchen sollte einmal unter der Linde ihr Ja sagen; denn da waren sie ja Beide immer am liebsten. — Hannchen fing bitterlich an zu weinen, und ihre Thränen waren nicht zu stillen.

Der Förster schrieb auf der Stelle an die Kammer um seine Entlassung, und dieses Schreiben war wieder in seinem alten Tone, ehrerbietig und männlich. Sobald er den Abschied hatte, ließ er seinen Prozeß ruhig liegen, und man vergaß, daß er nicht mehr antwortete. Eines Morgens ging er nun mit seiner Familie unter die Linde; und Wilhelm, der gerade im Gebüsche lag, konnte sie beobachten. Hannchen hüllte das Gesicht in ihr Taschentuch; die Mutter knieete auf dem Grabe ihres Vaters; der Förster allein war ziemlich heiter. Er brach einen Zweig von dem Baume ab, und sagte: „gesteh nur, Frau, die Linde war gut und böse, wie alles in der Welt. Unter ihr gabst du mir

dein Herz; aber sie war auch die Veranlassung, daß wir mit denen da unten bekannt wurden. Nun, Gott segne sie, und lasse den Vater noch Freude an seinem Sohn erleben! Es ist ja alles vorbei, und hier will ich mich an die glücklichen Stunden erinnern, die ich mit ihnen gehabt habe. Mögen sie nun den Hügel und das Gehäge dort unten wieder hinnehmen. Ich habe darüber schon das Nöthige an die Kammer und die Regierung geschrieben. Alle Jahr, oder doch alle zwei, wollen wir einmal hieher wallfahrten und uns freuen, daß wir lieber die Linde und Amt und Brot hingegeben haben, als unsre Rechtschaffenheit. — Die Familie ging wieder nach Hause, und schon eine Stunde nachher verließ sie Eulenrode und die Gegend dieses Dorfes.

Wilhelm war erst am vorigen Abend von einer Reise zurückgekommen, die sein Vater mit ihm gemacht hatte, um ihn zu zerstreuen und zu erheitern. Er wußte also nicht, daß Riebe schon einige Wagen mit Sachen weggeschickt hatte. Gegen Abend stand er auf

der Höhe, und sah zu seiner Verwunderung, daß die Fensterladen in des Försters Hause verschlossen waren. Ein Bauer, der über den Hügel gegangen kam, blieb bei ihm stehen, zeigte nach dem Hause hin, und sagte: es war doch ein ehrlicher Mann; und wenn der Rauch hieher kommt, wie es heißt —

„Wie? sind denn Riebens fort?" fragte Wilhelm, halb starr vor Schrecken.

Nun ja, diesen Morgen. Der Oberförster hat es so lange getrieben, bis er Rieben vom Dienste weg, und seinen Schwiegersohn heran hatte. Wir werden ja sehen, wer's länger macht. Ein ehrlicher Mann war Riebe, das weiß das ganze Dorf.

Wilhelm hörte nicht mehr, was der Bauer sagte, sondern starrte nur das Haus an. Endlich ging er langsam auf den Lindenhügel, setzte sich auf die Stelle, wo Hannchen gesessen hatte, und sah mit trübem Blick auf das liebliche Thal zu seinen Füßen und auf die beiden Häuser in dem Gebüsche. So blieb er in schwermüthigen Gedanken sitzen, bis die Sonne untergegangen war.

Sein Vater, der ihn endlich aufsuchte und fand, sagte ihm traurig: Riebens sind fort! und Beide kehrten nun schweigend in ihre öde Wohnung zurück. Der Vater lebte jetzt mit Widerwillen in Eulenrode, und schon nach einigen Tagen schlug er dem Sohne vor, das Dorf zu verlassen. — Wenn Sie wollen, erwiederte Wilhelm mit wehmüthigem Lächeln. Doch hier hätte ich lieber gelebt, als anderswo.

Herr Brand sprach nun nicht wieder vom Wegziehen, und brachte seine Tage eben so schwermüthig hin, wie sein Sohn, der jetzt in völliger Unthätigkeit lebte, und oft sehr lange auf der Stelle saß, wo Hannchen zuletzt gesessen hatte. Er setzte sich einmal zu ihm, und sagte mitleidig: „mein Sohn, du liebtest Hannchen."

Ja, und ich liebe sie noch. O, ich fühle, daß ich sie ewig lieben und ewig um sie trauern werde.

„Sie lieben, ja, mein Sohn, das magst du, so lange dein Herz es dir befiehlt. Doch ewig um sie zu trauern, deine Tage hier in

der Einsamkeit zu verträumen, nicht einmal so viel zu seyn, wie ein Baum, der doch wenigstens einem Müden Schatten giebt: — dazu, mein Sohn, bist du nicht geboren. Du sollst den Schmerz ertragen, doch nicht deine Bestimmung in ihm finden." Wilhelm lächelte, weil er zu fühlen glaubte, daß sein Vater etwas Unmögliches von ihm foderte. „Du lächelst, mein Sohn?"

Ja; denn ich weiß, daß ich nicht anders kann.

„Du weißt? Was weißt du denn! Daß der Schmerz um eine verlorne Geliebte süß ist, weil er keine Anstrengung kostet. Was hast du denn gethan, um Herr deines Schmerzes zu werden, daß du schon sagen kannst: ich weiß! Junger Mensch, ich verlor eine geliebte Frau, deine Mutter, und verlor sie auf eine schreckliche Weise. Ich habe meinen Schmerz bekämpft, und die Zeit hat ihn in ein sanftes Andenken verwandelt. Was hast denn du schon gethan? Sind das die Hoffnungen, zu denen deine stolzen Lebensplane mich berechtigten? Hier willst du dein Leben

verseufzen? Deine erste aufopfernde Handlung . . ." —

O wäre sie das gewesen, lieber Vater! Ich würde dann nicht glücklicher seyn, aber doch weniger trauern.

„Nun denn! deine erste männliche Handlung, — denn, mein Sohn, es ist nicht so leicht, seinen Grundsätzen ganz unerschütterlich treu zu bleiben: das habe ich noch in meinen alten Tagen lernen müssen — der erste Beweis deiner Tugend kostet dir die Ruhe deines Herzens; und nun willst du der Tugend auf immer entsagen, und unmännlich nur dem Schmerze leben?"

Ich der Tugend entsagen? ich?

„Was anders! Der Unthätige kann nicht tugendhaft seyn! — Wähle irgend eine Lebensart, irgend eine Beschäftigung, oder auch nur irgend einen Zeitvertreib, wenn du noch nicht stark genug zu einer Arbeit bist. Was du auch wählen magst — ich bin reich, mein Sohn, und jede Laufbahn ist dir offen. Stehe nur nicht länger da, wie eine Pflanze, die an dem Boden haftet."

Wählen Sie für mich, mein Vater.

„Du brauchst Menschenkenntniß. Geh auf Reisen, mein Sohn, und besuche zuerst die Hauptstädte in Deutschland. Laß uns Beide den Ort verlassen, der uns immer an unsern Verlust erinnert. Ich selbst bedarf wieder einer Beschäftigung, an die ich gewöhnt bin. In einer lachenden Gegend an der Elbe will ich mit einem Pflanzenkenner leben, und bisweilen eine kleine botanische Reise mit ihm machen. Du kommst zu mir, wenn dir die großen Städte zum Ekel geworden sind, was sie dir, wie ich hoffe, bald werden sollen. Denn, mein Sohn, zum Glücke des Lebens gehören, wie ich dir schon oft gesagt habe, Stille, Genügsamkeit, einfache häusliche Sitten, und das vertraute Leben mit Weib und Kind. (Wilhelm seufzte.) Ja, sogar die Tugend hängt von ihnen ab. Freilich habe ich hier gelernt, daß auch sie nicht immer vor Unglück schützen; aber können sie das nicht, so können sie uns doch trösten. Laß dir die Grundsätze der Tugend heilig seyn, mein Sohn. Vergiß aber nicht, daß

der Mensch schwach ist, und verdamme niemanden, der sie einmal übertritt. Es giebt auch Menschen — merke dir das! — die tugendhaft sind, ohne zu wissen, was ein moralisches Princip ist. So war der Förster Riebe tugendhaft, weil jedermann wußte, daß er es war; und seine Frau, weil sie sich unter der Linde verlobt hatte, und weil ihr Vater da begraben liegt."

Er wollte fortfahren, weil er nun bei seinem Lieblingsgegenstande war. Wilhelm unterbrach ihn aber: ich soll doch nicht sogleich abreisen, lieber Vater?

„Das wünschte ich allerdings. Ich will das kleine Gütchen hier verkaufen, und habe dafür schon eins an der Elbe in Vorschlag."

Verkaufen, lieber Vater? Dieses Gut, wo ich so glücklich gewesen bin, und wo ich so gern einmal mein Leben beschließen möchte? O nein, lieber Vater! Hier ist und war ja alles, woran ich mit Freude denke; hier sehe ich Hannchen, wohin ich blicke."

Es wurde nun beschlossen, das Haus mit allem Zubehör zu verpachten. Da aber Wil-

helm mit Zuversicht glaubte, daß er spätstens schon nach einem Jahre hier die Ruhe und Einsamkeit wieder suchen würde, so bat er seinen Vater, sich einen Theil des Gartens, nebst dem Hügel mit der Linde, vorzubehalten, und ihm auf diesem ein kleines einfaches Häuschen bauen zu lassen, worin er fürs erste wohnen könnte, wenn er aus der Welt in seine geliebte Einsamkeit zurückkehrte. Sein Vater gewährte ihm diese Bitte; und nun ließ Wilhelm an der Stelle, wo Hannchen ihre letzten Thränen geweint hatte, eine Art von einfachem Altar errichten, mit der Inschrift: „Treue Liebe wählte diesen Ort zu ihrem stillen Aufenthalt."

Schon die Beschäftigung bei dem Hausbau zerstreuete ihn; und es machte ihn sogar froh, daß er noch einige Wochen vor seiner Abreise in der Hütte wohnen konnte. Er begleitete seinen Vater nach dessen neuem Wohnsitze, nahe bei einer Stadt an der Elbe, wo derselbe für mehr Eleganz gesorgt hatte, um seinen Sohn allmählich an die Lebensart seines Standes zu gewöhnen. Hier

blieben sie noch einige Monate zusammen, und machten viele Bekanntschaften.

Herr Brand setzte seinem Sohn eine sehr beträchtliche Summe aus, über die er völlig Herr seyn sollte, und redete ihm auch zu, einen Bedienten auf die Reise mitzunehmen; doch das schlug Wilhelm aus. Als der Tag der Trennung da war, wiederholte der Vater noch einmal seine Ermahnungen, und schloß zuletzt: „ich traue deiner Tugend, mein Sohn. Du kannst einmal unbesonnen handeln; doch nie wirst du ein Verbrechen begehen."

Gewiß nicht, mein Vater! . . . Ach, ich würde die Reise gern antreten, wenn wir nur hätten erfahren können, wo Riebe geblieben ist! —

3.

Die Reise.

Berlin war die erste Stadt, die Wilhelm besuchen sollte. Er hatte, obgleich sein Vater zu Extrapost rieth, doch die ordinaire Post gewählt, weil er sich auf der mehr Unterhaltung versprach, und weil er einen eignen Wagen für zu großen Luxus hielt. — Unter seinen Reisegefährten fand er sich nun auf einmal wie in einer neuen Welt, und hörte bloß. Als er zwei Tage mit ihnen gereist war, hatte er eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe von ihrem Kopfe und ihrer Geistesbildung; und am dritten Tage kam er mit einem Theile von ihnen nach Berlin. Er trat in einem Wirthshause ab, wo man ihn aber kaum aufnehmen zu wollen schien, weil er mit einer sehr schüchternen Miene gefragt hatte, ob er wohl ein Logis bekommen könne. Man wies ihm ein Zimmer im Hinterhause an, und er erkun-

digte sich, wieder sehr demüthig, bei dem Wirthe, ob nicht eins vorn heraus zu bekommen wäre.

O ja, sagte der Wirth, ihn von oben bis unten messend; nur ist es theuer. Wilhelm dachte jetzt daran, daß er nicht viel baares Geld mehr hatte. Er zog sein Taschenbuch hervor, und fragte blätternd: „wie mache ich wohl diese Papiere zu Gelde?" Der Wirth sah mit Erstaunen drei Wechsel, jeden von zweihundert Louisd'or, und sagte nun sehr ehrerbietig: freilich ist dieses Zimmer für Sie zu schlecht! Und Sie haben sogar selbst mit helfen müssen, Ihren Koffer herauf zu schaffen! Die faulen Schurken, die Markörs! — Hm! dachte Wilhelm: so hat mein Vater doch Recht, daß man in großen Städten geachtet wird, wenn man nur Geld hat — Er aß an der table d'hôte, um Bekanntschaften zu machen, weil ihn sein Vater eben hierzu nach Berlin geschickt hatte; doch er machte keine. Ein Paarmal redete er seine Nachbarn an; sie antworteten ihm aber kalt, und so blieb

er in einer Gesellschaft von funfzig Personen allein. Er hörte von weiter nichts sprechen, als von der neuen Literatur, vom Schauspiel, von Kunst und Künstlern, von Vorlesungen, von Staatssachen; und von dem allen in gleichem Tone, leicht und oberflächlich. Es wird noch eine gute Zeit hingehen, dachte er, ehe ich von dem allen mitreden kann.

Zu seinem Erstaunen hörte er, daß junge Männer mit lachendem Leichtsinn über Weiber und eheliche Treue sprachen, daß sie Kokketterie Grazie, ein intriguantes Wesen Feinheit, und Bosheit Witz nannten. Er besuchte das Schauspiel, und wurde an sich selbst irre, wenn seine Nachbarn das verspotteten, was ihn zu Thränen rührte, und das ganz übermäßig lobten, was ihm lange Weile machte. Es währte nicht lange, so kümmerte er sich gar nicht mehr um Urtheile über das Theater, und sah, was ihm gefiel.

Noch immer hatte er keine Bekanntschaft gemacht, einige junge Leute ausge-

nommen, von denen er sich aber wegen ihres Leichtsinns bald wieder zurückzog. Er redete an öffentlichen Orten jeden an, der ihm interessant schien; die Berliner fanden aber seine Bekanntschaft nicht der Mühe werth, und an dem Talente sich aufzudrängen, fehlte es ihm gänzlich. So war und blieb er denn allein, und dachte endlich verdrießlich: hier lerne ein Andrer die Menschen kennen! Sie reden ja mit keinem Fremden, der nicht etwas ist, oder bedeutet!

Er wurde, durch Vermittelung seines Wirths, in einige Ressourcen und andere geschlossene Gesellschaften aufgenommen; es ging ihm aber darum nicht besser, als vorher. Lieber Herr Brand, sagte sein Wirth endlich; ich weiß nicht, wie es zugeht — Sie sind vielleicht der einzige Fremde, der hier lange Weile hat. Aber, wie kann das auch anders seyn? Sie sind kein Freund vom Trinken, vom Spielen und von ....

„Nun?"

Nun, von Frauenzimmern, so von gewissen Galanterieen, was auch von Ihnen sehr gut und löblich ist.

„Lieben denn alle Menschen hier in Berlin Spiel und Trunk und das dritte, was Sie sagen?"

Behüte Gott, lieber Herr Brand! Aber die Leute, die das nicht lieben, haben ihre Arbeit, ihre Sorgen, und so weiter. Doch, wie ist es mit Ihnen! Sie haben Geld vollauf, und ich wollte es Ihnen verdenken, wenn Sie arbeiteten. Nun brauchen Sie also Gesellschaft, Umgang. So mit Wildfängen, das habe ich Ihnen schon abgemerkt, wollen Sie nichts zu thun haben, und die stillen ehrbaren Familien sind vorsichtig in ihrem Umgange mit jungen Leuten. Uebrigens fehlt Ihnen auch noch etwas, etwas —

„Und das ist?"

Ja, zu nennen weiß ich es nicht: so eine gewisse Kunst, über alles mitzusprechen — etwas Interessantes zu sagen — mit guter Manier sehen zu lassen, daß man reich ist — einen Ball zu veranstalten, oder eine andre Lustbarkeit — so in den hiesigen Ton zu kommen.

Auch das versuchte Wilhelm, und es gelang ihm wieder nicht: er hatte für sein Geld nur lange Weile. „Jetzt weiß ich, was mir fehlt," sagte er endlich: „ein bestimmtes Geschäft. Meine Zeit liegt mir zu schwer auf den Schultern." Der Wirth lächelte, und hätte ihn gern beredet, die Lustbarkeiten fortzusetzen, weil er glaubte, daß ein so einfältiger junger Mensch mit so vielem Gelde nichts Besseres thun könne. Wilhelm fing an Musik, Sprachen, Zeichnen und Mahlen zu treiben, und machte, zum Erstaunen aller seiner Lehrer und seines Wirthes, sehr schnelle Fortschritte. Jetzt hatte er freilich nicht mehr lange Weile; allein dennoch blieb in seinem Herzen eine Sehnsucht, die keine Arbeit, die kein Vergnügen wegschaffen konnte.

„Meine Lehrer," schrieb er seinem Vater, „sind mit meinen Fortschritten zufrieden. Doch, ich fühle nur zu sehr, daß mir der erwärmende Hauch fehlt, der die Töne unter meinen Fingern beseelen, und die Wissenschaften lebendig in mein Herz einführen sollte. Ich arbeite, wie ein Gefangener,

dessen

dessen Arbeit erzwungen ist. Mein Herz bleibt kalt; es nimmt keinen Theil an Allem, was ich thue. Die Naturwissenschaft öffnet meinen Geist; doch ich kann ruhig die unendliche Kraft überdenken, mit welcher Weisheit und Güte sich in ihr ausdrücken. Ich erschrecke darüber, daß mein Herz bei ihren hohen Wundern nicht vor Liebe und Dank erzittert. Da zähle ich die Staubfäden der Blüthen, ordne, klassificire; und so zerrinnt die Natur unter meinen Augen in die kleinliche Lust eines recht genauen Systems. Mir fehlt der Geist, mit dem ich an Hannchens Seite von dem Lindenhügel hinunter auf das wallende grüne Meer unseres Gartens und der Fluren vor mir sah, und die Unendlichkeit dahinter erblickte, und die ewige Liebe darüber ausgebreitet. Ich gehorche Ihnen, lieber Vater, und bin darum noch hier. Auch weiß ich wohl, daß mir der Aufenthalt hier nützlich ist. Aber ist es meine Schuld, wenn mein Herz sich nach dem Hügel sehnt, auf welchem ich noch immer Hannchen sehe, deren Herz einfach, groß und gut war, wie

die Natur, die ich hier nur zerlege? O, die welken, geruchlosen Blumen in meinen Herbarien, und die duftenden dagegen, die ich an Hannchens Seite pflückte, und die sie an ihrem Herzen voll Liebe verwelken ließ! Hier sitze ich vor einem präparirten, ausgespritzten Herzen! Soll ich mich nicht nach einem sehnen, das in der Brust eines Menschen voll edler Empfindungen schlägt? Ja, ich bleibe noch; aber im Herbst will ich auf ein Paar Tage nach Eulenrode reisen, dort die fallenden Blätter zu sehen, und zu klagen, daß auch die Blüthen meines Lebens schon gefallen sind.“

„Weiß man denn noch immer nicht, wo Hannchen und ihre Eltern seyn mögen? Unser Pächter schrieb mir: im Sächsischen, hieße es, wo sie Verwandte hätten. Vergessen Sie doch ja nicht, Sich zu erkundigen, wo Ihr Freund und Hannchen geblieben sind. — Schicken Sie mir kein Geld; denn ich bin nun eingerichtet und lebe einfach. Das Meiste kosten mir meine Lehrer. Die Summen, die ich sonst für langweilige Vergnügungen

aufwendete, gebe ich jetzt Armen, deren vom Elend abgezehrte Gesichter mir jedem Reichen seine Pracht und seinen Luxus vorzuwerfen scheinen."

Diesen Brief fand der Wirth, in Wilhelms Abwesenheit, eines Abends auf dem Tische liegen. Hm! dachte er lachend; habe ich doch einen solchen Brief von einem Sohn an seinen Vater in meinem Leben noch nicht gesehen! Der junge Mensch schreibt ja, wie ein Buch. Wenn er nur halb so gut spräche! Ich muß das doch einmal meinem Wildfang von Sohne vorlesen, der immer nicht Geld genug zu seinem Vergnügen bekommen kann. — Er schrieb sich das Blättchen ab, und steckte es zu sich.

Im Herbste reiste Wilhelm nach Eulenrode, und erkundigte sich sehr angelegentlich nach Riebens Aufenthalt; doch bekam er nur Nachrichten, die bei näherer Erkundigung ungegründet waren. Uebrigens fand er in Eulenrode alles ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte. Der Garten schien ihm nicht mehr so paradiesisch, und sein Häus-

chen geschmacklos; selbst die Menschen fand er nicht mehr so herzlich, wie ehemals, auch bemerkte er, daß sie ein wenig roh und ungeschliffen wären. Berlin hatte, ohne daß er selbst es wußte, schon auf ihn gewirkt, und ihm mehr Politur, mehr Geschmack gegeben. Er liebte die Natur vielleicht noch inniger als vorher: sie mußte aber schön seyn; er dachte noch mit der herzlichsten Liebe an Hannchen: er sah aber ein, daß er jetzt mit ihr anders würde wohnen und leben wollen; er brachte acht Tage in dem stillen Genusse seiner Träumereien zu: allein er fühlte, daß er in Berlin doch lieber allein leben möchte, als in Eulenrode, und es kostete ihm keine Ueberwindung, wieder dorthin zurückzukehren.

Seine Empfindungen gestand er seinem Vater offenherzig; doch setzte er hinzu, daß keine Zeit, keine Macht, keine Zerstreuung im Stande wäre, Hannchens Bild aus seiner Seele zu vertreiben, und die zärtliche Trauer zu schwächen, womit er unaufhörlich ihren Verlust beklagen würde. Wirklich dach-

te er an Hannchen noch mit dem Feuer einer ersten Leidenschaft. Er verglich sie mit allen Mädchen, die er kennen lernte, und nie fand er den einfachen Sinn, die holde wahre Unschuld, die edle Würde bei so vieler Kindlichkeit, den Ernst bei so vielem Frohsinn wieder. Ihm war sogar kein Mädchen nur eben so schön, wie Hannchen, die ihm für die schönste der Grazien galt.

Ungeachtet dieser Vergleichungen, die sämmtlich zu Hannchens Vortheil ausfielen, machte doch die Zeit die Sehnsucht seines Herzens immer sanfter. Er arbeitete jetzt mit größerem Eifer; und — was ihm selbst ein Wunder schien — je mehr seine heiße Sehnsucht sich verminderte, desto größer schien sein Talent für die Kunst zu werden.

Das Karneval kam, und sein Wirth versprach ihm Wunderdinge von der großen Oper. Er fand sie prächtig; aber bemahlte Leinwand blieb ihm doch Leinwand, und das Ballet ein Ballet. „Ich gäbe für Eure Opern," sagte er, „nicht einen blühenden Garten, so groß wie mein Zimmer."

In Berlin kann man alles haben, erwiederte der Wirth triumphirend: mitten im Januar einen blühenden Garten. Ich will Sie hin bringen. — Nach Tische führte der Wirth den jungen Brand in ein langes Gewächshaus, wo Laube an Laube, blühende Pfirsiche, Kirschen, Rosenstöcke, und mancherlei Blumen mit dem Dufte und dem Anblicke des Frühlings täuschten. Wilhelm fand eine Menge Menschen da, die in den abgesonderten Lauben Kaffee tranken. Alle Plätze waren besetzt, und es blieb nur noch Einer in einer kleinen Laube bei zwei Frauenzimmern übrig, mit denen sein Wirth bekannt zu seyn schien. Der Frühling mitten im Winter hatte ihn so überrascht, daß er heute wärmer war, als gewöhnlich. Er sprach mit Enthusiasmus von dem Vergnügen, das er hier genösse, und es freuete ihn, daß die Berliner, was er ihnen nicht zugetrauet hatte, Freunde von diesem Frühlinge waren.

Hatten Sie Ursache daran zu zweifeln? fragte das ältere Frauenzimmer, die Mutter des jüngern, mit freundlichem Ernste.

Ja; dem jungen Herrn gefällt es gar nicht in Berlin, fiel der Wirth ein: er ist für sein Alter allzu ernsthaft.

Ich liebe, sagte die Tochter, dieses Gewächshaus, und dennoch bin ich nie darin, ohne ein wenig zu spotten. Es sollte zehnmal so breit, und zehnmal so hoch seyn. Aber wäre es das auch, ich würde mich dennoch darüber aufhalten: denn sehe ich auf die Fenster, so wird mir alles lächerlich. (Die Mutter warf ihr einen ernsten Blick zu.) Ich weiß, liebe Mutter, Sie wollen mich erinnern, daß ich so gern hier bin, und im Winter lieber alle Tage hier wäre. Ja, das ist wahr. Aber das machen die Blumen, die blühenden Bäume. Die Fenster hingegen . . . —

Sie sagte gerade eben das, was Wilhelm dachte; aber dennoch gefiel es ihm nicht, weil sie es in einem so lustigen, schäkernden Tone sagte. Er warf einen Blick auf ihr Gesicht. Sie war nicht schön; doch ein sprechendes Auge lachte so schalkhaft über einem allerliebsten Stutznäschen, daß man mit ihr

heiter werden mußte, sobald man sie nur ansah.

Sie wußte über jedes vorübergehende Frauenzimmer etwas zu sagen, und sie that das so heiter, und mit so guter Laune, daß nur ein Mensch wie Wilhelm es ihr verübeln konnte. Nicht lange, so ging ein Mann mit einem ausgezeichnet häßlichen Gesichte vorbei. „Nun, und der?" sagte die Mutter, die den Muthwillen ihrer Tochter nicht zu mißbilligen schien. — Dem, liebe Mutter, möchte ich wohl einmal einen herzlichen Kuß geben, troß seinen Negerlippen. Ich kenne ihn nicht genau; er kommt aber oft hieher: schon Eins, warum ich ihn leiden mag. Zweitens, ist seine Familie immer bei ihm. Das wollte nun eben nicht viel sagen. Aber seine Töchter, ein Paar sehr hübsche Mädchen, hangen mit großer Zärtlichkeit an ihm. Auch sein Sohn kommt oft mit: ein bescheidener junger Mensch; die Kinder erweisen dem Vater eine so ungeheuchelte Achtung, und der Vater ihnen eine so gütevolle Liebe, daß er nothwendig ein vortrefflicher Mensch

seyn muß. Die Familie kennt mich schon, liebe Mutter; denn wenn ich allein hier bin, dränge ich mich zu ihr, und ich verlasse ihre Gesellschaft nie, ohne den Vorsatz zu erneuern, einmal eine recht gute Hausfrau zu werden. Und das ist, wie Sie selbst gestehen müssen, für ein Mädchen von achtzehn Jahren viel.

So plauderte das Mädchen mit einer sehr angenehmen Stimme fort; allein sie gefiel dem jungen Brand nicht im mindesten, weil er sie immer mit Hannchen verglich. Sie hatte einen schöneren Hals, schönere Arme und schönere Hände, als Hannchen; aber sie wollte das alles auch zeigen, wie ihren Witz. —

Es kamen einige von ihren Bekannten in die kleine Laube, und Wilhelm wurde in seiner übeln Meinung von ihr bestärkt, da sie sich sogleich in den Ton eines jeden, der mit ihr sprach, zu finden wußte. Sie neckte, wer ihr vorkam, auch sich selbst, und zwar gerade sich am allermeisten. Mutter und Tochter schienen übrigens als ver-

vertraute Freundinnen mit einander umzugehen.

Auf dem Rückwege fragte der Wirth seinen Hausgenossen triumphirend: ist das nicht ein herrliches Mädchen?

„Wie Sie das meinen, ja!"

Die wird einmal ihrem Manne keine lange Weile machen, denk' ich. Gute Laune, vom Morgen bis auf den Abend. Immer gelacht, immer gescherzt.

Wilhelm hatte das Mädchen bald wieder vergessen; desto mehr dachte er aber an das schöne Gewächshaus. Nach ein Paar Tagen ging er des Morgens dahin, um zu frühstücken; und heute fand er in der größten Laube die Mlle. Lange ohne ihre Mutter. Er konnte nicht umhin, sie zu grüßen und anzureden. Sie zeigte auf einen Stuhl, und sagte: es ist heute so leer; ich glaube, wir sind allein hier. Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten?

„Ich habe Sie vielleicht gestört, Mademoiselle."

Nein, es ist mir sogar lieb, daß ich nicht

allein bin. Freilich, so oft ich hieher gehe, wünsche ich immer, einmal gar keinen Menschen anzutreffen; doch, bin ich nur zehn Minuten hier, so rede ich im Nothfall den Menschen an, der die Blumentöpfe begießt. Meine Mutter wirft mir vor, ich sey wetterwendisch. Aber damit thut sie mir Unrecht. Das Eine beweist nur, daß ich fühlen kann, und das Andre, daß ich glücklich bin. Ja, ich wünsche mir oft die Einsamkeit; und dann weiß ich doch nicht viel damit anzufangen. Zuweilen wünsche ich mir gar, wie Robinson auf einer wüsten Insel zu wohnen, ob ich gleich wohl einsehe, daß es sehr schrecklich seyn muß, immer und immer allein zu leben.

„Ich finde das so schrecklich nicht."

So müssen Sie sehr unglücklich seyn, wenn es anders bei Ihnen nicht ein wenig Verstellung, oder eine Selbsttäuschung ist. Und Sie, unglücklich? — Sie beobachtete ihn lächelnd mit ihren blitzenden und scharfen Augen.

„Glauben Sie nicht, daß man unglücklich seyn kann?"

O ja! Hier in Berlin hört man sehr oft: „ich bin recht unglücklich! Denken Sie nur, ich habe von dem Atlaß nicht mehr bekommen können.“ Im Grunde, behauptet meine Mutter, ist jedes Unglück der jungen Leute nicht viel mehr, als so etwas; und sie mag wohl Recht haben: denn man kann sich sogar wünschen, recht unglücklich zu werden, um recht tugendhaft seyn zu können. Das ist wohl auch mir schon begegnet. Euer Muth, sagt meine Mutter, ist Leichtsinn; und, wie ich mich fühle, hat sie Recht.

„Ja, wie Sie Sich fühlen!“

Herr Brand, erwiederte sie schnell und lächelnd, wie ich mich fühle, ungefähr eben so fühlt sich jedes junge Mädchen. Der ganze Unterschied in den Charakteren junger Leute besteht meistens nur in Worten, oder in den Gewohnheiten des elterlichen Hauses. Beim Anfange der Laufbahn ist jeder munter, lebhaft und muthig. — Und nun sagte sie viele seltsame Einfälle über die Begeisterung junger Herzen, so daß Wilhelm beinahe unwillig wurde.

Jetzt kam der häßliche Mann mit den Negerlippen und den hübschen Töchtern. Mamsell Lange ging ihnen mit einer unbeschreiblich angenehmen Freundlichkeit entgegen, und war gegen diese Familie so gefällig, so gütig, so kindlich, daß Wilhelm dachte: die Heuchlerin! Als der Mann wieder weggegangen war, sagte Mamsell Lange: nichts rührt mich mehr als der Anblick einer frohen, durch Liebe und Vertrauen glücklichen Familie, weil er so selten ist.

Wilhelm dachte bei diesen Worten an sich und Riebens Haus, und fing an zu erzählen. Luise — so hieß Mlle. Lange — hörte ihm lächelnd zu. Je begeisterter er von seinen Freunden sprach, desto heller und verklärter von Freude wurde ihr Auge; und jetzt war sie in der That sehr schön. Sie sind sehr glücklich gewesen, sagte sie endlich, indem sie ihr Strickzeug zusammen legte. Auch ich bin es; denn ich habe eine vortreffliche Mutter. Sie nahm mit einer Verbeugung von Wilhelm Abschied; und als sie die Thür hinter sich zumachte, hatte er sie über seine Träumereien von Hannchen schon wieder vergessen.

Er traf sie noch an einigen Morgen im Gewächshause, entweder allein, oder in Gesellschaft ihrer Mutter; und je öfter er sie sah, desto angenehmer schien sie ihm. Zugleich machte er aber die Bemerkung, daß es mehreren jungen Leuten so ginge, daß Luise viele Bekanntschaften hätte, und daß sie mit Allen in demselben Tone — heiter und freimüthig — spräche.

Als der März herankam, hörten die Zusammenkünfte im Gewächshause auf; Wilhelm hatte sich aber, trotz seiner üblen Meinung von Luisen, schon so an ihre Unterhaltung gewöhnt, daß er sie nur ungern entbehrte. Er traf sie im Schauspiel an, und sagte ihr, nach einem Gespräche über andre Gegenstände, ein wenig verlegen, daß er sich auf den künftigen Winter freue, weil er sie dann im Gewächshause wieder zu sehen hoffe. Sie lächelte, nannte ihm sehr unbefangen den Garten, den sie jetzt fast täglich um die und die Zeit besuchte, und setzte ohne alle Zurückhaltung hinzu, daß seine Gesellschaft ihr recht angenehm seyn würde.

Das fiel ihm auf, und er fragte zu Hause seinen Wirth nach den Verhältnissen der Madame Lange und ihrer Tochter. Ja, sagte der Wirth; die Frau lebt, so viel man weiß, von einem kleinen Vermögen, und hält sich schon, so lange ich denken kann, hier in Berlin auf. Sie ist sehr klug, und der Tochter fehlt es auch nicht an Verstand. Wer sie genauer kennt, hört nicht auf sie zu loben. Andre hingegen haben doch so ihre Bedenklichkeiten: denn es gehen bei der Madame Lange viele junge Leute aus und ein; das ist aber eben kein gutes Zeichen. Mehr weiß ich Ihnen nicht zu sagen. Man muß hier in Berlin auf seiner Hut seyn, lieber Herr Brand. Die Mamsell kann wohl wissen, daß Sie reich sind. So oft ich sie gesehen habe, hat sie mich ordentlich über Sie examinirt. Also, wie gesagt, behutsam wäre ich in Ihrer Stelle, ob ich gleich nichts Böses von den Frauenzimmern weiß.

Es verhielt sich wirklich so, wie der Wirth sagte. — Luise hatte den jungen Brand in einigen Gesellschaften gesehen, und seine

Bescheidenheit war ihr aufgefallen. Nun fragte sie den Wirth: wer ist der Fremde? und lächelnd erzählte dieser von ihm allerlei durch einander, was sie nicht zusammen zu reimen wußte, da seine brennenden, geistvollen Augen, bei einer so frischen gesunden Farbe, und sein in Berlin so seltnes Erröthen der Bescheidenheit ihr bewiesen, daß er ein Mensch von Kopf und guten Sitten seyn müsse. Selbst durch des Wirthes Aeußerungen von dem, was Brand über Berlin und über den Genuß des Lebens gesagt hatte, wurde ihr der junge Mensch so interessant, daß sie jenen, wenn sie ihn sah, öfters fragte: was macht denn Ihr Herr Brand? Endlich gab ihr der Wirth einmal das Fragment aus einem Briefe des jungen Menschen, und es gefiel ihr so sehr, daß sie es auch ihrer Mutter zeigte. Seitdem wünschte sie ihn wiederzusehen, wozu denn auch das Gewächshaus Gelegenheit gab. Luise nannte ihm jetzt den Garten, wo er sie finden könnte, weil sie seine verständige Unterhaltung liebte; Wilhelm aber, der das

mit

mit den Winken des Wirthes zusammen=hielt, glaubte in dieser Offenheit ein Anlok=ken zu sehen; und Luise mußte also in seiner Meinung verlieren.

Aber dennoch ging er schon am folgenden Tage nach dem von Luisen genannten Gar=ten. Er fand sie mit ihrer Mutter in einer Gesellschaft von fröhlichen jungen Leuten, die indeß keinen Augenblick die Gränzen des Anstandes überschritten. Wenn ihn nicht sein Mißtrauen gegen Luisen beunruhigt hätte, so würde er hier einmal Vergnügen gefunden haben; denn der Ton dieser Ge=sellschaft gefiel ihm. Er bemerkte, daß man Luisen gewissermaßen mit größerer Achtung behandelte, als die andern jungen Frauen=zimmer, und daß sie keinen der jungen Männer vorzog, ob ihr gleich von allen gehuldigt wurde. Es schien ihm zuweilen, als ob sie gerade ihn ein wenig auszeichne=te; aber — sein Wirth hatte ihm ja gesagt: vielleicht weiß Mlle. Lange, daß Sie reich sind!

Man verabredete eine neue Zusammen=

kunft; und Wilhelm, dem die Unterhaltung in dieser Gesellschaft gefallen hatte, nahm mit Vergnügen Theil daran. Er beobachtete Luisen, bemerkte aber weiter nichts, als daß sie unbefangen und von fröhlicher Stimmung war. Jetzt machte er nähere Bekanntschaft mit einigen jungen Männern; und, zu seiner Verwunderung, sprachen sie alle mit Achtung von der Tochter und von der Mutter. Er führte Luisen, als sie einmal ohne ihre Mutter in dem Garten gewesen war, nach Hause, und sie bat ihn, mit hinein zu gehen, weil es ihr den Abend sonst an Unterhaltung fehlen würde. Madame Lange saß in einem eleganten Zimmer bei einem Buche; und Luise erzählte ihr nun die kleinen Vorfälle im Garten so lebhaft und so lustig, daß Wilhelm das genossene Vergnügen noch einmal genoß.

Die Mutter fragte ihn, wie es zuginge, daß er sie nicht früher besucht hätte; und er sagte: das wisse er selbst nicht, und könne es sich kaum vergeben. Man lud ihn ein, zum Abendessen zu bleiben. Es versteht sich,

sagte die Mutter scherzend, daß Sie sich der Ordnung meines Hauses unterwerfen müssen, nach welcher kein Wein, und nur ein Butterbrot im eigentlichsten Verstande gegeben wird. Wirklich wurde außer kalter Küche nur noch Obst auf den Tisch gebracht; aber Luise schälte es mit ihren schönen Händen, und heitre Fröhlichkeit würzte das frugale Mahl. Wilhelm bat um Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, und erhielt sie. Dabei sagte aber die Mutter, wie ganz zufällig, daß sie den Vormittag immer für sich behielten, und daß ihre Gesellschaften Abends nur bis zehn Uhr dauerten.

Er ging öfter wieder hin, und fand an manchem Abend einen kleinen Cirkel, der von den Grazien belebt zu werden schien. Man sang am Fortepiano, man führte einzelne Scenen aus guten Schauspielen auf, las neue Werke aus dem Fache der schönen Wissenschaften, und lobte oder tadelte, lachte oder spottete. Fast immer nahmen die Mütter der jungen Mädchen Theil an der Gesellschaft, und sie schienen mit den Töchtern

wieder jung, so wie diese mit ihnen weise zu werden.

Wilhelm kannte nun die Madame Lange und ihre Tochter schon genug, um die vortheilhafteste Meinung von Beiden zu haben. Er dachte indeß: zur Frau möchte ich Luisen nicht; sie würde mich nicht lieben, weil sie sich nur in Gesellschaft glücklich fühlt. Freilich, der Verstand gewinnt bei solchen Gesellschaften, doch das Herz gewiß nicht.

Aber, dachte er einmal, ist es denn auch wahr, daß sie den Vormittag niemand bei sich sehen? Da sie so sehr an Gesellschaft gewöhnt sind, so können sie schwerlich mehrere Stunden allein seyn. Das muß ich doch heraus zu bringen suchen. — Er frühstückte am folgenden Morgen in einem Conditor-Laden, schräg gegenüber, und ließ das Haus der Madame Lange nicht eine Sekunde aus den Augen. Es währte nicht lange, so sah er einen jungen Mann, der oft in den Abendgesellschaften zu seyn pflegte, und den Luise vorzüglich zu achten schien, hinein gehen. Er wartete über eine Stunde, und

der junge Mann kam nicht wieder. Nun denn! dachte er lächelnd; warum nicht, wenn er Luisens Geliebter ist! — Um seiner Sache gewiß zu werden, lauerte er am folgenden Morgen wieder; und auch heute ging derselbe junge Mann, um eben die Stunde wie gestern, hinein. „Also, darum müssen sie den Vormittag für sich haben!" dachte Wilhelm; und am dritten Tage war er — ohne eigentlich selbst zu wissen, warum oder wozu — wieder in dem Conditor-Laden. Heute ging ein andrer junger Mann aus den Abendgesellschaften zu der Madame Lange; der erste blieb aus. Am fünften Tage machte ein dritter einen Morgenbesuch, und alle drei hielten regelmäßig Tag und Stunde. Wilhelm schüttelte den Kopf; indeß seine Neugierde war einmal erregt, und er mußte der Sache auf den Grund kommen. Luise hatte ihn um eine Zeichnung gebeten; er steckte sie zu sich, wartete ab, bis der eine junge Mann in das Haus gegangen war, und folgte ihm nach einer halben Stunde. Als er anklopfte, rief man augenblicklich: herein. Er öffnete

die Thür, und Luise saß mit dem jungen Herrn auf dem Sofa; die Mutter arbeitete am Fenster.

Er gab seine Zeichnung ab, und empfahl sich nach einer Viertelstunde, ohne etwas mehr zu wissen, als vorher. Man hatte ihn ohne alle Verlegenheit empfangen: Luise war, wie immer, ruhig, mit einem heitern Gesichte, aufgestanden, und hatte ihm sehr freundlich für die Zeichnung gedankt, übrigens aber kein Wort gesagt, um ihn aufzuhalten, als er wieder gehen wollte. Was wußte er nun? — Er beobachtete die drei Herren, welche des Vormittags kommen durften, sehr genau, und bemerkte, daß Luise sie wirklich auszeichnete. Noch mehr. Als sie ihn wieder um etwas zu bitten hatte, setzte sie mit einem leichten Errröthen hinzu: er möchte, wenn er sich selbst damit bemühen wollte, doch nicht des Vormittages kommen. „Da habe ich ja meinen Abschied!" dachte er, und war ein wenig empfindlich; denn - er mochte es sich gestehen wollen, oder nicht — die heitre, witzige Luise war ihm schon längst nicht

mehr gleichgültig. Es half ihm nichts, daß er eben nicht günstig von ihr urtheilte, und bisweilen vor sich selber sagte: sie weiß sehr wohl, daß sie schöne Arme hat. Denn trotz dem allen konnte er von den runden, weißen Armen und von den feinen, zarten Fingern, die das Fortepiano so vortrefflich spielten, kein Auge abwenden. Er mußte gestehen, daß er noch nie einen schöneren Hals und Nacken gesehen hätte. Sah er sie einmal tanzen, so konnte er es gar nicht unterlassen, sie nachher sogleich aufzufodern, um sich noch einmal über die Grazie in ihren Bewegungen zu freuen; las sie vor, so drang der liebliche Wohllaut ihrer Stimme in seine Seele, und erregte alle Empfindungen seines Herzens. Genug, er interessirte sich für sie; und, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht für sie interessirte, sagte er endlich: „aber die Morgenbesuche! Und — sie ist kalt. Geist hat sie freilich, aber kein Gefühl. Nichts kann sie interessiren, nicht die Menschen, nicht die Liebe, nicht die Freundschaft; nur die Conversation. Sie ist kokett!"

(Er erschrak, als er das gesagt hatte.) „Aber ja! setzte er hinzu: denn sie will gefallen. Sagt sie nicht selbst, daß sie ihr Haar vorn herunter frisirt, um ihre hohe Stirn zu verbergen? Dachte Hannchen je daran? Und nun gar die leidigen Morgenbesuche! Sie ist sonst immer offen: warum schweigt sie denn gerade von denen, wie von dem tiefsten Geheimnisse?"

Er dachte jetzt daran, daß alle die drei zu Morgenbesuchen privilegirten jungen Männer reich waren. Zwar schämte er sich Anfangs seines Verdachtes; doch immer kam er wieder darauf zurück. Freilich war der Aufwand, den Madame Lange machte, nicht groß; allein er hatte auch von ihren Bekannten schon herausgebracht, daß ihr Vermögen nicht beträchtlich seyn könne. Sollten wohl, dachte er, die Privilegirten Geld hergeben oder Geschenke machen? Er wollte darüber durchaus Gewißheit haben. Als nun Luise einmal einen theuren Halsschmuck, den eine ihrer Freundinnen trug, mit Lebhaftigkeit lobte, kaufte er einen ganz ähnlichen,

und fand bald nachher eine Gelegenheit, ihr auf eine feine Weise ein Geschenk damit zu machen.

Nein, lieber Herr Brand, sagte Luise lachend; es gehört mit zu den Gesetzen unseres Hauses, daß keiner meiner Freunde mir irgend etwas schenken darf, auch nicht das Mindeste, etwa ein kleines Buch, oder eine neue Arie ausgenommen. Ich muß also Ihr Halsband ausschlagen.

Wilhelm behandelte das erst als Scherz, und wurde dann empfindlich; doch Luise blieb unbeweglich, und am Ende rief sie ihre Mutter zu Hülfe. Diese sagte sehr ernst: ich gönne meiner Tochter die Freuden der Geselligkeit, und glaube wohl daran zu thun. Doch eben darum darf auch nicht der kleinste Verdacht auf ihre Sitten fallen. Sie muß durchaus von jeder Beziehung, von jedem Verhältnisse, das sie beschränken könnte, frei bleiben; und das bliebe sie nicht, wenn sie irgend ein Geschenk annähme. — Wilhelm mußte sein Halsband wieder einstecken, und Luise war heiter, wie zuvor.

Eines Tages, als Wilhelm mit Mutter und Tochter allein war, sprach er von seinen Beschäftigungen, und erwähnte der Naturgeschichte als seines Lieblingsstudiums. Luise erinnerte sich an den Brief von ihm, den ihr sein Wirth mitgetheilt hatte. Ich habe manches darüber gelesen, hob sie etwas schüchtern an; aber ich komme nicht weiter. Mich dünkt, es gehören Vorkenntnisse dazu, die mir fehlen; denn ich verstehe so vieles nicht. Wilhelm erbot sich, ihr zu erklären, was sie nicht wüßte. Sie lächelte, und sagte: ja, fange ich einmal etwas an, so mag ich es gern recht eifrig treiben. Wenn Sie also Zeit und Lust haben, mein Lehrer zu werden?

„Recht gern."

Das müßte aber ganz in der Ordnung geschehen, die unsre Einrichtung erlaubt. Dienstags und Freitags hätte ich von acht bis zehn Uhr Morgens Zeit.

„Von Herzen gern."

Aber, mein lieber Lehrer, gerade von acht bis zehn Uhr! Sie müssen nicht weg-

bleiben, auch nicht früher kommen, oder später gehen; denn der Vormittag, das wissen Sie, ist mein Eigenthum.

Und, setzte die Mutter hinzu, darf ich Sie bitten, von diesem Unterrichte gar nicht zu reden? in unsern Gesellschaften kein Wort davon zu erwähnen? auch in der Folge gar nicht zu thun, als wüßte Luise etwas von der Naturgeschichte?

„Recht gern. Aber darf ich fragen, warum?"

Das Hervorstechen einer Person, besonders eines Frauenzimmers, tödtet die Geselligkeit. Man beneidet oder man verachtet ein Mädchen, das für eine Gelehrte gilt. Meine Luise soll sich Kenntnisse erwerben, und recht viele, aber nicht, um damit zu glänzen. Diese Kenntnisse müssen nur ein Schatz seyn, über den sie sich in der Einsamkeit freuen kann.

„Also haben Sie wohl mehr Unterricht, Mlle. Lange?"

Ja, noch einigen. . . . Nun, schon morgen fangen wir an. Ich werde fleißig seyn,

und Sie sollen eine gelehrige Schülerin an mir finden.

Wilhelm war nun zweimal wöchentlich Luisens Lehrer im strengsten Sinne des Wortes, wobei die Mutter immer gegenwärtig blieb. So wie er kam, befragte ihn Luise über etwas aus der vorigen Stunde, das ihr undeutlich geblieben war, oder das sie genauer wissen wollte. Sie schrieb sich nach jeder Lektion die Hauptsachen auf, und Wilhelm erstaunte über ihren richtigen scharfen Verstand, und über ihre mannichfaltigen Kenntnisse. Er empfahl ihr Bücher; und erst bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß sie Französisch und Englisch fertig las, und auch, daß sie sehr gut zeichnete. Jetzt waren ihm die Morgenbesuche der drei Herren enträthselt; auch konnte er nun leicht wissen, worin jeder von ihnen Luisen unterrichtete.

Er fand immer mehr, daß Luise zu den vorzüglichsten Mädchen gehörte; denn nach und nach erfuhr er auch, daß sie bei allen ihren Kenntnissen doch sehr geschickt in weiblichen Arbeiten war, und sich allen Putz,

alle Kleider selbst machte. Da nun ihre Mutter auch sehr einfach lebte, so sah er ein, daß ihre Haushaltung sehr wohl von einem mäßigen Vermögen bestritten werden konnte.

Luise blieb so fleißig und aufmerksam, wie im Anfange; doch alle Kenntnisse dienten ihrem heitern Geiste nur zu Quellen der Freude und des Scherzes. O, dachte Wilhelm oft; wenn dies Mädchen bei diesem Geiste auch ein Herz hätte! Doch, auch ein Herz mußte er ihr bald zugestehen. Er sprach eines Tages über den Zusammenhang in der Natur: wie Ein Wesen um des andern willen da ist, bis zu dem Menschen hinauf, dem Könige der Erde, der den Segen der Natur überall verbreitet, der die Erde zu einem großen Garten macht, die wilden Raubthiere in unbewohnte Wüsten verscheucht, und die hülflosen nützlichen Thiere in Schutz nimmt. Von diesen Ideen wurde Luise ergriffen, und es stiegen Thränen in ihre schönen Augen. Und diese Erde, diese Welt voll Leben, sagte sie bewegt, hat Gott dem menschlichen Herzen, das er

mit seiner Liebe erfüllte, anvertrauet. Darum machte er Tugend und Liebe zu unsren Gesetzen. Und so viele Tausende vergessen das, oder haben es nie gewußt, und wollen es nicht wissen! Sie hatte dabei Wilhelms Hand gefaßt. Ihre Mutter trat jetzt heran, und sagte, mit einem ernsten Blicke auf die Tochter: „es ist in der That ein großer Gedanke, Luise! Aber, erhole dich, mein Kind; du bist außer dir."

Luise ging auf ein Paar Minuten hinaus, und Wilhelm konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen. „Thränen," dachte er, „fromme Thränen in diesen Augen voll Muthwillens und leichter Spötterei?" — Luise kam mit heitrer Miene, und nur mit einer kleinen Röthe auf den Wangen, wieder herein. Wilhelm wollte sich den ihm so neuen Anblick, Luisens Augen in Thränen, noch einmal verschaffen; er konnte aber nicht wieder in die erste Begeisterung kommen: denn Luise unterbrach ihn jede Minute mit einer neuen Frage, bis die Stunde vorüber war.

Er ging unruhig nach Hause. „Seltsam!“ dachte er; „ich habe nie einem Menschen mehr Unrecht gethan, als diesem Mädchen. Daß sie ihre Kenntnisse verbirgt, daran thut sie vielleicht ganz Recht; aber wenn sie ein volles Herz hat, wenn die Wunder der Natur sie begeistern können: warum verbirgt sie auch das? Die Mutter und die Tochter, beide haben sonderbare Grundsätze. Ich möchte wissen, worin sie eigentlich bestehen! Die Tochter geht höchst unbefangen und vertraulich mit so vielen jungen Männern um, und keiner von allen bringt ihr Herz in Bewegung. Sie läßt sich gerade von den liebenswürdigsten Männern, für die sie sich am meisten zu interessiren scheint, unterrichten, und man sieht, daß sie nur lernen will. In Gesellschaft ist sie offen, zutraulich; unter vier Augen vorsichtig und abgemessen. Abends, vor jedermanns Augen, scheint sie eine Aspasia, und Morgens in ihrem Zimmer ist sie bis an das Kinn, bis an die Fingerspitzen verschleiert und eingehüllt.

Er hatte wohl bemerkt, daß die Mutter mit der kleinen Herzensergießung ihrer Tochter nicht zufrieden gewesen war; indeß, er wußte nun einmal, daß Luise ein fühlendes Herz hatte, und er wollte sich den Anblick desselben noch öfter verschaffen. Jetzt schloß er sich näher an Luisens übrige Lehrer; doch alle drei wußten nicht das Mindeste mehr zu erzählen, als er selbst. Sie unterrichteten in Gegenwart der Mutter, konnten nie zu einem andren Gespräche kommen, und gingen wieder, sobald ihre Stunde verflossen war.

Wilhelm allein wußte, daß Luise auch Gefühl hatte; denn die andern Drei erklärten einstimmig: sie hat erstaunlich viel Geist und Talent; aber sie ist kalt. Gesellschaftliches Vergnügen, Zeitvertreib, gilt ihr für alles, und wahrscheinlich hofft sie auf einen sehr reichen Mann, um eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen.

Das Räthsel, welches Wilhelm nicht aufzulösen wußte, ließ sich ganz natürlich erklären. Als Luise heranwuchs, dachte Ma-

dame Lange mit Unruhe an die Erziehung ihrer Tochter. Sie sah ein, daß die meisten Mädchen an zwei Klippen scheitern: an Eitelkeit, und an ihrem eignen Herzen voll Sehnsucht nach Liebe; und doch wünschte sie, daß ihre Tochter ausgezeichnete Geistesbildung mit einem Herzen voll Gefühls vereinigt besitzen möchte. Da sie es für unmöglich hielt, in der Hauptstadt — worin sie, um ihre Tochter vorzüglich zu erziehen, leben wollte — allem Umgange mit Männern zu entsagen: so fiel sie darauf, ihre Tochter so an solchen Umgang zu gewöhnen, daß er dem Herzen derselben nicht im mindesten gefährlich werden könnte. Hierzu war ihr das Vertrauen ihrer Tochter in einem hohen Grade nöthig; und dies gewann sie, da sie das Mädchen gleich nach den ersten Kinderjahren als Freundin behandelte, und ihr die Ursachen oder Gründe ihrer meisten Handlungen offenherzig angab.

Dies war für Madame Lange das Schwerste bei ihrer Erziehung gewesen; indeß hatte sie alle Schwierigkeiten überwunden. Luise

war in ihrem funfzehnten Jahre wirklich die zärtlichste, innigste Freundin ihrer Mutter, und hatte zu ihr das Vertrauen einer jüngeren Schwester. So konnte denn die Mutter alle Handlungen und das ganze Benehmen ihrer Tochter gegen das männliche Geschlecht nach ihrem Plane lenken. Sie sammelte um Luisen einen kleinen Zirkel von jungen Leuten, und störte nie durch Runzeln auf der Stirn ein Vergnügen derselben, sondern suchte es im Gegentheil noch zu vermehren. Schon früh hatte sie Luisen die besten Lehrer gegeben, und sogar selbst an dem Unterrichte Theil genommen. Noch aus diesen früheren Jahren her schrieb sich die Einrichtung, daß des Vormittags kein Besuch angenommen wurde, und daß die Nachmittage und Abende dem Vergnügen gewidmet waren. Die Beschäftigungen in den Vormittagsstunden blieben allen ihren Bekannten ein Geheimniß; denn die Mutter sagte: du mußt nicht beneidet werden, mein Kind, weil du sonst nicht geliebt wirst. Einfache Bescheldenheit wird dir die Liebe aller deiner

Freundinnen erhalten, wenn du nicht glänzen willst. Selbst die Geschicklichkeiten, welche sich nicht wohl verbergen lassen, Klavierspielen, Singen u. s. w., mußt du nur ohne Ansprüche zeigen.

Gegen ihr Herz gab ihr die Mutter nur Eine Schutzwehr: Frohsinn und Heiterkeit. Sie sagte: „nie darf ein junger Mann dein Herz in Bewegung, oder dein Auge in Thränen sehen; denn sonst kann er, oder ein Andrer, leicht gewonnenes Spiel mit dir haben. Es werden dich Viele umflattern und umschmeicheln. Glaube ihnen nicht ein Wort von allem, was sie sagen; spotte und scherze darüber, und laß dich nie mit ihnen auf einen Streit über einen ernsthaften Gegenstand ein."

Solche Lehren gab die Mutter sehr oft, und bestätigte sie mit hundert Beispielen. Luise hatte bisweilen Zweifel. Aber, fragte sie, sind denn alle Männer Betrieger?

„Nein, mein Kind; doch wenn du meinen Rath befolgst, so wirst du den Betrieger besser von dem Rechtschaffnen unterscheiden.

Nur der ist kein Betrieger, der dir seine Hand anbieten darf, und wirklich anbietet."

Aber wie wird es am Ende? Einen muß ich doch wohl sehen lassen, daß ich mehr kann, als lachen?

„Der Eine, liebste Tochter, wird sich wohl zeigen. Es müßte schlimm seyn, wenn wir Beide ihn nicht ausfinden wollten; und dieser Eine, wenn du ihn liebst, sehe dann dein ganzes schönes Herz, den Reichthum deines gebildeten Geistes, alle deine Talente, und bekomme durch dich das schönste Glück des Lebens. Doch, Luise, unser armes Herz — ich habe dir von meiner Jugend erzählt — es ist so schwach, daß wir immer glauben, der Erste, welcher Liebe von uns verlangt, sey der Eine; daß wir ihm bereitwillig Liebe schenken, eine Minute glücklich sind, und dann unser ganzes Leben vertrauern. Wir Beide finden den Einen gewiß, der deines Herzens werth ist; und dieser Eine wird auch dich finden, und dein Herz erkennen.

Luise fing an zu bemerken, daß sie sich

durch ihr Betragen die Achtung der jungen Männer erwarb, und daß man sich beschei-dener gegen sie betrug, als gegen ihre Freun-dinnen. Ihr Ton wurde ihr endlich zur Gewohnheit, und ihr ganzes Benehmen völ-lig sicher. Sie konnte offner gegen die Män-ner seyn, als ein gewöhnliches Mädchen; denn ihr rechnete niemand diese Offenheit als Anlockung oder Koketterie an; und schien das ja einmal einer thun zu wollen, so brachte ihn Luisens Witz bald wieder in die gehörigen Schranken. War unter den jungen Männern einer, von dem sie glaubte, daß sie vielleicht mit ihm glücklich seyn könn-te, so zeichnete sie ihn durch ein edleres Ver-trauen aus, wovon aber nur er selbst etwas bemerken konnte. Sie und ihre Mutter be-obachteten ihn dann, und zogen nähere Er-kundigung über ihn ein; doch schon einige Mal hatten sie die Entdeckung gemacht, daß sie einen Leichtsinnigen oder einen Heuchler für einen guten Menschen gehalten hatten. Als Luise noch einige Jahre älter war, be-warben sich viele Männer um das liebens-

würdige Mädchen; sie lernte aber immer mehr, daß es schwer seyn würde, einen Mann zu finden, dem sie das Glück ihres Lebens anvertrauen könnte. Ihr Herz war einmal nicht ganz frei geblieben; doch sie hatte den Muth gehabt, die Leidenschaft im Entstehen zu unterdrücken, weil der junge Mann, durch den sie getäuscht war, sich schon ganz früh als unedel, und ihrer nicht würdig zeigte. Gerade diese kleine Verirrung ihres Herzens war ihr vortheilhaft: sie ging seitdem mit den schönsten, gebildetsten und geistreichsten Männern vertraulich um, ohne daß ihr nur Einer gefährlich wurde.

Wer sollte glauben, daß ein so ruhiges, so gesichertes Herz durch ein Paar Worte in Bewegung gebracht werden konnte! Und doch hatte Wilhelms Brief an seinen Vater das vermocht. Luise las ihn mit großer Rührung der Mutter vor, und sagte: auf diese Paar Zeilen hin, könnte ich dem jungen Brand mein Herz geben, wenn nicht der Nahme Hannchen darin vorkäme.

Die Mutter lächelte. „Auf diese Paar

Zeilen hin? Kann ein Sohn nicht Ursachen haben, seinem Vater so zu schreiben? — Das wäre nicht vorsichtig, liebe Luise."

Darauf hin nicht, liebe Mutter! Aber — in diesen wenigen Zeilen scheint mir ein Charakter von edler Größe zu liegen.

„Lies noch einmal, mein Kind." Luise that es „Ja, du hast Recht. Es spricht darin eine hohe Liebe zu der Natur, und ein herzliches Gefühl. Ich würde dem jungen Manne auf diese Zeilen hin deine Hand gönnen, ob ich gleich wohl weiß, daß sogar ein Bösewicht in einer guten Stunde so etwas schreiben könnte."

Nur würde es gezierter seyn; nicht so herzlich. Rechnen Sie noch hinzu, was er von dem Gebrauche seines Geldes sagt, und was sein Wirth von ihm erzählt. Ich möchte ihn wohl näher kennen! — Der Zufall wollte, daß sie und Wilhelm einander in dem Gewächshause antrafen. Daß er dann Umgang in ihrem Hause erhielt, war nicht ganz Zufall. Sie gestand das ihrer Mutter auch sehr offenherzig, und diese schwieg, weil

sie glaubte, ein junger Mann, der schon eine Braut hätte, könnte ihrer Tochter nicht gefährlich seyn.

Luise fühlte ihr Herz ein wenig stärker pochen, so oft sie an Wilhelms Hannchen dachte. Sie verhehlte das ihrer Mutter, nahm sich aber vor, desto sorgfältiger auf ihr Herz zu achten; und das gelang ihr, so daß sie gegen ihn sich eben so unbefangen betragen konnte, wie gegen jeden Andern. Da sie nun ihres Herzens so sicher war: warum hätte sie nicht Unterricht von ihm nehmen sollen? Wirklich ging alles so gut, daß Luise ihrer Mutter nun sogar gestand, ihr Herz wäre sonst zuweilen ein wenig unruhig geworden, wenn sie an Hannchen gedacht hätte.

Das arme Mädchen hatte nicht darauf gerechnet, daß Wilhelm anders unterrichten könnte, als ihre übrigen Lehrer. Diese erklärten, erläuterten, wurden durch Luisens Fleiß sogar ein wenig pedantisch, zeigten auch, so oft sie nur konnten, ihre Gelehrsamkeit, und machten Luisen zuweilen ein

feines Kompliment. Aber — die Mutter wich nicht von der Stelle, und Luise brachte sie bei jeder Abschweifung durch eine Querfrage, oder einen guten Einfall, wieder auf den Unterricht zurück. Wilhelm war Anfangs blöde, und die Anwesenheit der Mutter that ihm Zwang an, was Luise an seinen Blicken bemerkte. Als er aber erst hineingekommen war, kümmerte ihn die Mutter gar nicht, und er sprach mit einem Feuer, mit einer Begeisterung, die nur ein volles Herz ertheilen kann, und durch die er Luisens ganze Seele bewegte. Sie half sich am Ende immer damit, daß sie ihren Lehrer durch einen witzigen Einfall aus seiner Begeisterung brachte, und sich so von ihrem Herzklopfen befreiete. Aber es that ihr sehr weh, daß sie so zu handeln gezwungen war; denn was mußte er von ihr denken! Sein finstres Auge sagte es ihr ja auch, daß er sie im Herzen für ein Geschöpf ohne alles Gefühl erklärte.

Sie bereuete es oft, ihn zum Lehrer angenommen zu haben, da sie bei ihm mehr

auf ihrer Hut seyn mußte, als sonst in ihrem ganzen Leben; indeß war sie bald entschlossen. Die nächste Stunde verwandelte sie in eine Art von Gespräch. Sobald es ihr nur so vorkam, als wollte er wieder in Begeisterung gerathen, fiel ihr etwas aus der vorigen Stunde ein, das sie noch erläutert zu haben wünschte. So ging denn alles eine Zeitlang gut, bis auf den Tag, da seine Begeisterung sich ihr mittheilte, und die Thränen in ihren Augen ihm verriethen, daß auch ihr Herz empfinden könne.

Kaum war Wilhelm fort, so warf sich Luise ihrer Mutter an das Herz, und sagte, unzufrieden mit sich selbst: Brand ist ein gefährlicher Mensch, liebe Mutter! Er kann nichts sagen wie ein Anderer. Ich bin freilich eine kleine Thörin, daß ich mich so fortreißen lasse.

„Gefährlich, Luise? Wie so denn?"

Ei nun! seine schönen großen Bilder von der Harmonie der Natur, erhitzen — ich kann es nicht leugnen — meine Phantasie, und bringen mein ganzes Herz in Bewegung.

„Und denkst du denn nicht mehr an ein gewisses Hannchen, das ihm sehr werth seyn muß?"

Luise umarmte ihre Mutter, halb lachend, halb weinend. Nie ist mir ein Geständniß so schwer geworden! Ja, es beunruhigt mich.

„Nie habe ich dein Vertrauen auf eine so harte Weise gefordert, wie in diesem Augenblicke, liebe Tochter! Aber jetzt hast du meine mütterliche Sorge um dich auch reichlich vergolten. Sieh, Luise, das ist unser Herz! Ein junger Mann, von dem du weißt, daß seine Hand schon versagt ist, bringt dennoch dein Herz in eine unruhige Bewegung. So schwach sind wir! Ach, mein Kind, deine Mutter! war noch schwächer!

Mutter und Tochter umfaßten einander, und weinten schöne Thränen — Thränen, unter welchen Luisens Muth sich wieder erhob. Ich will ihn nicht wiedersehen, liebe Mutter! sagte sie entschlossen.

„Was würde er von dir denken! und was seine Freunde, die alle auch unsre

Freunde sind, von ihm! Du mußt ihn wiedersehen, und sogar noch seine Schülerin bleiben." —

Der Unterricht ging fort. Wilhelm wollte Luisens schönes Herz noch öfter sehen; Luise aber, ihm den Anblick ihres schwachen Herzens entziehen. Trotz allen seinen Bemühungen, gelang es ihm dennoch nicht, seinen Wunsch nur noch Einmal zu erreichen; und nun glaubte er ganz fest, daß Luise gefühllos wäre, und alles in der Welt nur für den Verstand berechnete. Er sagte ihr das sogar. Es that ihr weh, daß gerade der Mann, der ihr so werth war, sie mehr verkannte, als jeder andre; sie lächelte indeß bei seiner Erklärung, und sagte mit sanfter Stimme: kalt bin ich nun wohl nicht; aber wir haben zwei verschiedene Ansichten der Dinge: Sie eine poetische, und ich eine etwas prosaische. Es ist die Frage, wer von uns Beiden Recht hat.

Nach einiger Zeit war Madame Lange kränklich, und die Stunden, so wie die Abendgesellschaften, wurden ausgesetzt. Als

die Mutter sich wieder wohl befand, drängte sich Wilhelm aufs neue an Luisen; doch sie schien es nicht zu bemerken, und war in ihrem gewöhnlichen Frohsinn. Wilhelm, dem sie mit jedem Tage unbegreiflicher wurde, dachte unmuthig: ihre Mutter hat Recht; Luise ist wetterwendisch.

Trotz dem allen konnte er aber nicht aus ihrem Hause wegbleiben, und war gern in ihrer Gesellschaft. Jeden Abend hoffte er auf eine Aenderung ihres Betragens; doch sie blieb immer freundlich, und bei guter Laune. Er hoffte, daß auch der Unterricht wieder anfangen sollte; Luise sprach aber nicht davon. Endlich übertrat er seinen Vorsatz, und fing selbst davon an; Luise hatte aber eine so gute Entschuldigung, daß er nichts dagegen sagen konnte. Sie machte jetzt Auszüge aus Büchern, und gab sie ihm zum Durchsehen; und wenn er einen dieser Aufsätze las, dachte er jedes Mal: o, wenn dies Mädchen ein Herz hätte!

Er reis'te wieder nach Eulenrode, und fand dort alles, wie er es verlassen hatte.

Auf dem Lindenhügel mußte er sich beinahe zwingen, an Hannchen zu denken; denn sonst hätte er, anstatt ihrer, die lachende Luise vor sich gesehen. O, dachte er unter der Linde; wenn sie Hannchens Herz hätte: wie glücklich könnte ich seyn! Er erschrak vor sich selbst, daß er hier, wo ihn das Andenken der glücklichsten Kindheit umgab, das hatte sagen können. Um sich selbst dafür zu bestrafen, beschloß er, einen halben Monat hier zu bleiben, und richtete sich auch sogleich dazu ein. Doch schon nach einigen Tagen fühlte er eine seltsame Unruhe; und fragte er sein Herz, so sagte es ihm ganz laut: diese Unruhe sey weiter nichts, als Verlangen, Sehnsucht nach Luisen.

Er umfaßte den kleinen Altar, den er dem Andenken Hannchens gewidmet hatte, und weinte — aber nur Thränen über seine Untreue. „Nein, Hannchen!“ sagte er endlich; „nie werde ich dich vergessen. Und, wenn ich jenes kalte Geschöpf auch liebte, ja, wenn sie auch mein wäre; dennoch würde ich sagen: Hannchen war besser, sanfter, edler!“

Er eilte wieder nach Berlin, und sobald er die Thürme der Stadt erblickte, dachte er mit Angst, aber dennoch mit Sehnsucht, an Luisen. Was sollte er bei ihr? was konnte er von ihr hoffen? Indeß, sobald er sich umgekleidet hatte, ging er zu ihr, und pochte leise an. So wie Luise ihn erblickte, sprang sie auf, und es schien, als wollte sie ihm entgegeneilen; doch sie blieb stehen, und sagte ruhig: guten Abend, Herr Brand! Wilhelm war nichts weniger als ruhig. Da er hörte, daß Luise allein zu Hause wäre, so nahm er sich vor, das unergründliche Herz des Mädchens einmal zu erforschen; und wirklich machte er ihr heute den Sieg nicht leicht: denn sie entschlüpfte ihm immer nur erst dann, wenn er sie am gewissesten zu halten glaubte. Hundertmal wollte er das Gespräch wieder ins Leidenschaftliche spielen, und eben so oft wußte sie es anders zu wenden. Endlich schwieg er verdrießlich; es währte aber nicht lange, so hatte sie ihn heiter geplaudert.

Luise sah ganz augenscheinlich, daß Wil-

helm auf dem Wege war, sie zu lieben, oder sie wirklich schon liebte. Er hatte ihr öfters von Hannchen erzählen müssen. Aus dem, was er sagte, ging hervor, daß er diese geliebt hatte, doch nicht, daß sie Ansprüche auf seine Hand machen konnte. Wie viel er aber verschwieg: das war eine Frage, die sie sich nicht zu beantworten getraute; und ob er von Hannchen geliebt würde: auch das blieb ungewiß. Ihr Herz mochte ihr sagen, was es wollte — die Mutter hatte Recht, daß es gefährlich, ja sogar unrecht sey, dem jungen Manne nur einen Funken von Hoffnung zu geben.

Wie? sagte Luise zu sich selbst, mit wahrem Ernste: wie? ich, die Freundin einer solchen Mutter, ich sollte meinem schwachen Herzen erliegen? das wäre der Lohn für die Jahrelange Sorgfalt meiner Mutter? Ich könnte eben so schwach seyn, wie ein andres Mädchen, das die Beute ihrer Unwissenheit wird?

Sie gestand ihrer Mutter noch heute die geheimsten Empfindungen ihres Herzens,

und sagte offenherzig: ihr Herz sey schwach gegen den jungen Mann, der, wie sie sehe, mit der Leidenschaft zu ihr kämpfe. In demselben Augenblicke fühlte sie ihr Herz erleichtert und stärker. — Man untersuchte genau, was man von dem jungen Menschen wußte. Seine Unruhe, die ihn hin und her riß, und die ein Kampf der Liebe mit der Pflicht schien, sagte deutlich, daß es nicht schwer seyn würde, ihn zu fesseln; aber — durfte man die Rechte verletzen, welche Hannchen haben konnte, oder auch vielleicht nur in Brands Vorstellung hatte?

„Brand, und des Försters Tochter,“ sagte die Mutter, „liebten sich. Vielleicht gestanden sie es einander nie, weil der Zufall keine Gelegenheit dazu gab. Aber — möchtest du zwischen zwei Herzen treten, Luise, die nur ein Zufall trennte, als ihre Tugend, und alle schönere Empfindungen sie vereinigt hatten?“

Nein, antwortete Luise; und sie zerdrückte eine Thräne, die so eben aus ihren Augen hervorbrechen wollte. Mutter und Tochter

umarmten einander, und ohne daß sie noch weiter ein Wort sprachen, wußte jene, was Luise thun würde. Diese war, sobald sie aller Hoffnung auf Wilhelms Liebe entsagt hatte, über ihr Benehmen gar nicht mehr zweifelhaft, und Anfangs sogar muthig genug, ihn nicht einmal zu vermeiden. Aber die Mutter sagte lächelnd: „liebes Kind, das Herz trauet sich in der Stunde eines großen Entschlusses mehr Stärke zu, als es hat. Fliehen ist unser Sieg, die Gelegenheit vermeiden, unser Triumph. Glaube mir, ich wäre sehr glücklich gewesen, wenn ich mich nicht für stärker gehalten hätte, als ich war. Ich betrog mein Herz, weil ich mir einbildete, es wäre unmöglich, daß ich es je betriegen könnte."

O, Ihnen fehlte nur eine Mutter, wie Sie eine sind.

„Ich hatte schon erfahren, wie schwach ich seyn konnte. Alle Tugenden waren mit mir im Bunde; und — dennoch siegte die Leidenschaft!" — —

Ganz und gar konnte Luise den Umgang

mit dem jungen Brand nicht abbrechen; sie vermied ihn aber, ohne ihn merken zu lassen, daß sie es absichtlich thäte. Er suchte eine Gelegenheit, einmal wieder mit ihr allein zu seyn; doch immer vergebens. Endlich machte er Anspielungen; Luise bemerkte sie aber nicht. Er war unmuthig und bitter; Luise blieb heiter und fröhlich. Sie fragte ihn wohl einmal nach der Ursache seiner übeln Laune; doch auf seine Antwort schien sie kaum Acht zu geben.

Wilhelm vermuthete, daß Luise schon einen Andern liebte, und hatte bald diesen, bald jenen in Verdacht, je nachdem Luise mit dem Einen oder dem Andren freundlicher sprach. Jetzt verfolgte er sie, so oft er nur konnte, auf jedem Schritte, und traf sie auch zuweilen in einem Garten, oder im Theater; doch es schien, als wäre ein böser Dämon mit im Spiele: denn Luise hatte überall einen Bekannten oder eine Freundin, die sie anredete, und von der sie nicht wieder los kommen konnte.

Einmal traf er sie wirklich allein; aber

nun kündigte sie ihm sogleich sehr fröhlich an, daß heute einer der glücklichsten Tage ihres Lebens wäre. Vor ihrer lauten Freude konnte er gar nicht zu der Frage kommen: warum sie ihn jetzt so vernachläßige. Doch endlich faßte er ihre Hand, und that seine Frage ohne alle Einleitung oder Uebergang. Luise antwortete ein wenig empfindlich, als wäre sie durch seine Frage beleidigt. Aber, sagte sie endlich lachend, daß ich mir doch diesen frohen Tag durch Ihre üble Laune verderben ließe! Heute nicht ein Wort davon. Wenn ich einmal nicht gut geschlafen habe, dann sollen Sie eine ganze Stunde haben, mir Ihre Beschwerden aus einander zu setzen. — So entschlüpfte sie schnell, und am Ende wurde er gegen seinen Willen durch ihre Fröhlichkeit heiter.

Er dachte nun daran, ihr zu schreiben. Doch jetzt kam er zu der Frage: was kann ich ihr sagen? Er mußte sich gestehen, daß er noch gar nicht mit sich selbst eins werden konnte, und daß er Luisen, aber auch Hannchen liebte, doch mit dem Unterschiede,

daß die Liebe zu der letztern nur noch ein zärtliches Andenken an ihre Tugenden, die Liebe zu der ersteren aber eine wirkliche Leidenschaft war.

Anstatt Luisen zu schreiben, schrieb er seinem Vater, und erkundigte sich auch in Eulenrode nach Rieben, wobei sich indeß der geheime Wunsch in seiner Seele regte, daß er keine Nachricht von ihm bekommen möchte. Jetzt, da seine Briefe abgeschickt waren, plagte er Luisen nicht mehr mit übler Laune und mit Versuchen, sie allein zu sprechen. „Aber — wenn nun Hannchen gefunden würde?" fragte er sich einmal; „wenn sie noch unverheirathet wäre und mich liebte; wenn sie glaubte, daß meine Erkundigungen nach ihr eine Bewerbung, eine Art von Liebeserklärung wären! Hätte ich mich doch lieber gar nicht nach ihr erkundigt!" — Diesen Gedanken hatte er kaum dunkel gedacht, als er schon fühlte, daß seine Wangen von Schamröthe glüheten. „Dahin wäre es gekommen," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „dahin, daß ich wünschen könnte, dich nie wieder zu

sehen, gutes, liebes Hannchen? Nein, wenn ich dich finde, so gehört dir meine Hand, wie dir mein Herz schon lange gehört hat." Er war Hannchen eine große Genugthuung schuldig, und gab sie ihr dadurch, daß er jetzt Luisen nur selten besuchte, daß er in seinem Betragen ganz ruhig war, und nicht mehr, wie ehemals, jede ihrer Bewegungen mit funkelnden Augen verfolgte.

Das kam Luisen ganz unerwartet. Sie sagte wohl lächelnd: endlich habe ich meinen Wunsch erreicht! Aber doch war ihr Wilhelms Betragen nichts weniger als angenehm; wenigstens hätte sie gern gewußt, warum es so auf einmal ganz anders geworden wäre.

„Nun, mein Kind," sagte die Mutter, „eine Liebe ohne alle Hoffnung vergeht von selbst. Er hat den Muth verloren, dein Herz zu gewinnen, und eben daher auch die Lust, sich vergebens zu bemühen."

Das ist die Liebe der Männer! erwiederte Luise ein wenig bitter. — Sie erinnerte sich nicht, daß sie ihrer Mutter erst

vor einigen Tagen gesagt hatte: ich hätte nicht geglaubt, daß die Liebe so sehr vergänglich wäre. In der That, ich fühlte mehr für ihn, als ich Ihnen gestand. Und jetzt? Ich kann ihn ohne alles Herzklopfen sehen und hören.

Ohne daß Luise es bemerken konnte, wurde sie jetzt von ihrer Mutter sehr genau beobachtet; und diese sah mit Unruhe, daß ihre Tochter sich dem jungen Brand so viel näherte, als es die jungfräuliche Würde nur immer erlaubte. Eines Abends war dies etwas merklich geworden. Als die Gesellschaft weggegangen war, küßte die Mutter ihre Tochter, und sagte: „das arme Herz! wie schwach es auch in der Brust einer Heldin ist!"

Luise erröthete; doch nahm sie allen ihren Muth zusammen, um so dreist, als sie nur konnte, zu fragen: reden Sie von meinem Herzen, liebe Mutter?

„Keine Schwäche zu haben, mein Kind, ist nicht das Loos der Menschen."

In der That, wenn Sie mich meinen, liebe Mutter . . .

„Laß uns schweigen, mein Kind. Ich will dich lieber schwach sehen, als hören, daß du deine Schwäche verbirgst. Vielleicht wäre ich in deiner Stelle bei weitem nicht einmal so stark gewesen, wie du; und jetzt habe ich von dir etwas sehr Schweres gefodert: das Geständniß einer Eitelkeit. Komm, mein Kind; ich liebe dich dennoch."

Das sagte die Mutter in so weichen, liebevollen Tönen, daß Luisens Herz nicht länger widerstehen konnte. Ja, sagte sie, und beugte sich weinend auf die Hand ihrer Mutter: ja, ich war eitel. Ach, ich fürchte, Sie werden ihre Tochter nicht mehr in mir erkennen wollen.

„Meine Tochter, meine Freundin! Ich bin eine glückliche Mutter! Meine Luise vertrauet mir selbst das, wovor sie erröthet. ... Nicht wahr, es beleidigte dich, daß er dich so kalt verließ?"

O Mutter, ich suchte ihn, ich drängte mich ihm auf; ja, ich sagte absichtlich, daß ich morgen in dem Gewächshause allein seyn würde. So weit trieb mich meine Eitelkeit!

„Ich habe es gehört, Luise; und nun mußt du morgen hingehen. Das soll deine Strafe seyn; denn ich glaube, er wird, um dich zu demüthigen, nicht kommen. Ich bemerkte, als du das sagtest, ein Lächeln auf seinen Lippen, das mich um meiner armen Luise willen schmerzte."

Nein, liebe Mutter. Er soll mich nie wieder sehen! — —

Am folgenden Morgen hob Luise an: es sollte meine Strafe seyn, sagten Sie gestern? Wenn Sie es schicklich finden, so . . .

„Wir gehen zusammen," fiel die Mutter ein, die wirklich glaubte, daß Wilhelm sich nicht einfinden würde. Aber — er kam; und Madame Lange ließ nun Luisen, um sie zu bestrafen, eine Stunde lang mit ihm allein.

Luise dachte: meine Mutter soll mit mir zufrieden seyn. Sie betrug sich freundlich gegen Brand, ob sie gleich empfindlich war, und wußte das Gespräch so zu lenken, daß er sie die ganze Stunde in der Botanik unterrichten mußte. — Heute war sie ihm noch unbegreiflicher, als sonst.

Endlich bekam er Briefe von seinem Vater, und aus Eulenrode. Aller Erkundigungen ungeachtet hatte man nicht eine Spur von Hannchen finden können. In Eulenrode war einmal das Gerücht gegangen, sie wäre verheirathet; man wußte aber die Veranlassung dieses Gerüchtes nicht. „Verheirathet?" dachte Wilhelm. „Nun denn, wenn nur glücklich!" — Der Mensch macht seine ungewissen Tugenden, seine eigennützige Großmuth so gern zum Gegenstande der Vorsehung! Wilhelm blickte gen Himmel, und sagte: „ich habe alles gethan, was ich konnte. Jetzt werde ich noch drei Monate warten. Erfahre ich während der Zeit nichts von Hannchen, so will der Himmel nicht, daß sie mein werden soll, so ist mir Luise bestimmt. — Es kostete ihm in der That nicht viel, noch drei Monate zu warten; denn es war jetzt zu Anfange des Novembers, folglich in einer Jahreszeit, wo niemand gern reis't, und wo es also sehr unwahrscheinlich war, daß er durch irgend jemand Nachricht von Hannchen bekommen könnte.

Während der drei Monate wollte er nun dem guten Hannchen auch desto treuer seyn: wie eine Witwe desto tiefer trauert, und desto einsamer lebt, je mehr sie schon entschlossen ist, sich einen zweiten Man zu nehmen. Er ging zwar bisweilen zu Luisen, doch eigentlich nur in der Absicht, zu beobachten, ob irgend ein Mann sich ihr näherte. Wahrscheinlich würde er das armselige Opfer, das er dem guten Hannchen brachte, noch verkümmert haben, wenn er in Gefahr gestanden hätte, Luisen zu verlieren.

Ein Monat war vorüber, und er freuete sich über seine Stärke. Im zweiten erbrach er jeden Brief mit zitternder Hand, ohne sich selbst gestehen zu wollen, warum. Auch der dritte war verlaufen, und weder sein Vater, noch seine Bekannten in Eulenrode hatten ihm Nachricht von Hannchen gegeben. Nun war er frei; „denn," sagte er, obgleich unruhig, zu sich selbst, „ich habe gethan, was ich konnte." Er wartete, um sich gar nichts vorwerfen zu dürfen, noch drei Tage. Dann aber ging er Morgens

vor neun Uhr nach Luisens Wohnung. Auf dem Wege dahin dachte er ununterbrochen an Hannchen, und der Gang wurde ihm, zur Ehre seines Herzens, in der That sehr sauer.

Luise war jetzt völlig überzeugt, daß Wilhelm sie vergessen hätte. Er warf zwar noch bisweilen einen Blick auf sie, der das Gegentheil zu sagen schien; doch sie fürchtete sich vor einer neuen Demüthigung, und that ihm daher gar keinen Schritt entgegen. Die ganze Sache war in ihrem Kopfe abgemacht, und eben darum gestand sie ihrer Mutter offenherzig: sie hoffe nicht, mit irgend einem Manne so glücklich seyn zu können, wie sie es mit Brand gewesen seyn würde. Die Mutter schloß hieraus, daß Luisens Herz noch nicht ganz ruhig wäre, und äußerte das auch. Die Letztere versicherte aber das Gegentheil.

Wilhelm trat sehr unruhig in Luisens Wohnung, und wurde unter dem Vorwande abgewiesen, daß Madame und Mamsell nicht zu Hause wären. Er blieb zweifelhaft stehen. „Wann kommen sie zurück?" — Das

weiß ich nicht. Den Abend sind sie gewiß zu Hause; es wird wohl Gesellschaft hier seyn.

Am Abend wollte er sie nicht sprechen; denn er fürchtete, daß Luise ihm sagen würde: er möchte nicht wieder außer der gewöhnlichen Zeit zu ihr kommen.

Den folgenden Morgen wiederholte er seinen Besuch eine halbe Stunde früher, und bekam dieselbe Antwort wie gestern. Am dritten Tage eben so; doch mit dem Zusatze: ich soll Ihnen bestellen, Madame hätte schon zwei Abende vergebens auf Sie gewartet, um von Ihnen zu hören, was Sie ihr zu sagen haben.

Wilhelm schrieb auf eine Karte: er bitte Madame Lange, eine Stunde zu bestimmen, in der er sie ungestört sprechen könne. Am Abend bekam er die schriftliche Antwort, daß Madame Lange ihn am folgenden Morgen um elf Uhr unter den Linden erwarten würde.

Das störte seinen Plan sehr merklich; denn er hatte schon auf eine leidenschaft-

liche Scene gedacht, die unter den Linden — weil sie an einem freundlichen Wintertage sehr besucht seyn mußten — nicht zu spielen war. Indeß er ging, und Madame Lange kam ihm mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit entgegen.

Sie haben mir etwas Wichtiges zu sagen?

„Etwas sehr Wichtiges. Der Himmel gebe nur, daß ich einen guten Anfang finde! Doch — am besten ist es wohl, wenn ich ohne Umschweife rede." (Madame Lange lächelte, und ging ruhig neben ihm her.) Nach einer Pause fing er wieder an: „Ich liebe Ihre Tochter, und glaube, daß sie mich — nicht verachtet. Nun bitte ich Sie um die Hand Ihrer Luise."

Ja, das ist sehr wichtig, lieber Herr Brand! . . . Ihre gerade Offenheit gefällt mir so gut, daß ich Willens bin, eben so offen zu seyn. Weiß Ihr Vater von Ihrem Antrage? und hat er seine Einwilligung dazu gegeben?

„Nein, ich habe ihm noch nicht darüber geschrieben. Aber er wird zuverlässig mit

meiner Wahl zufrieden seyn.“ — Er schilderte nun den Charakter seines Vaters sehr umständlich, und sprach von ihm mit vieler Wärme.

Darf ich wissen, was einen so guten Sohn, wie Sie, abgehalten hat, einen so vortrefflichen Vater bei dem wichtigsten Schritte seines Lebens um Rath zu fragen?

Wilhelm gerieth in Verwirrung. Er hatte sich bei seinem Vater so angelegentlich nach Hannchen erkundigt, daß dieser glauben mußte, er liebe die Gespielin seiner Kindheit noch immer; das konnte er aber Luisens Mutter unmöglich gestehen, und er stammelte daher nur einzelne Worte.

Madame Lange wollte ihn von seiner Verlegenheit befreien. Nicht wahr, lieber Brand, Sie wünschen Sich von mir völlige Aufrichtigkeit und wahres Vertrauen? Meine Frage hat Sie in Verlegenheit gesetzt. Erlauben Sie mir, daß ich sie fürs erste als ungethan ansehe. — Seit wann lieben Sie meine Tochter?

„Fast schon, seitdem ich sie kenne. Ich

achtete ihren Verstand, bewunderte dann ihre Kenntnisse und Geschicklichkeiten, und ehrte ihre Bescheidenheit. Aber noch immer wußte ich nicht, ob auch ihr Herz empfinden könnte. Ich überzeugte mich davon, und seitdem liebe ich sie unbeschreiblich."

So schien es mir wirklich, und auch Luisen. Aber nun wurden Sie auf einmal kalt, fremd, und zogen Sich immer mehr von uns zurück, bis Sie mich heute durch die ganz unerwartete Erklärung, daß Sie meine Tochter lieben, überraschen. Wie hängt das alles zusammen?

Wilhelm bedachte sich einen Augenblick; dann erzählte er offen und mit Wärme von seinen und Hannchens Jugendjahren, von der Uneinigkeit und Trennung beider Familien, und von seinen vergeblichen Bemühungen, Hannchens Aufenthalt zu erforschen. „Dies." setzte er am Ende hinzu, „ist die wahre Ursache, warum ich meinem Vater noch nichts von meiner Liebe gesagt habe."

Aus Ihrer Erzählung, lieber Brand, kann ich in der That nicht errathen, wen

Sie

Sie mehr lieben, Hannchen oder meine Tochter; und eben so wenig, ob Sie von Hannchen frei zu seyn glauben, oder nicht. Sie reden von ihr, wie von einer verlornen Braut. Hätten Sie Hannchen also vor drei Tagen, oder auch gestern, oder nur diesen Morgen wiedergefunden, dann . . .?

„Was auch meine Antwort bei Ihnen wirken kann — ja, wenn ich Hannchen gefunden hätte, so würde ich ihr meine Hand gegeben haben."

Ich achte Sie jetzt mehr als jemals wegen Ihrer Aufrichtigkeit. Und wenn Luise auch nicht die Ihrige wird, so werde ich doch nie aufhören, ihr einen so edlen Mann, wie Sie, zu wünschen. Aber doch wäre es mir lieb, wenn ihr ein Mann mit einem ungetheilten Herzen seine Hand anböte.

„Mit einem ungetheilten Herzen? Madame Lange . . .!"

Keine Wärme, lieber Brand! Müßten Sie nicht zu meiner Luise eigentlich sagen: wäre Hannchen noch vor einer Stunde gekommen, so hätte ich ihr mein Herz gege-

ben; da das aber nicht geschehen ist, so gebe ich es Ihnen. Sie fühlen ohne Zweifel, daß dies für ein Mädchen nicht sehr schmeichelhaft seyn kann.

„Madame, ich hätte Hannchen meine Hand gegeben; mein Herz aber gehört ungetheilt Luisen."

Guter, lieber Brand, das ist etwas Anderes. So stellten Sie es Anfangs nicht! Die zarte Schonung, die Sie dem lieben Mädchen sogar in diesem Augenblick erweisen, ist mir der sicherste Beweis Ihres feinen Gefühles. Sie werden bei dieser Unterredung das Herz der Mutter gewinnen, wenn auch nicht die Hand der Tochter. — Also Ihre Hand würden Sie Hannchen gegeben haben. Und doch wohl darum, weil Sie glaubten, sie habe Rechte darauf? Wollen Sie mir nun wohl sagen, wodurch Hannchen diese Rechte verloren hat?

„Rechte, Madame," antwortete Wilhelm ein wenig verlegen — „Rechte auf meine Hand hatte sie wohl nicht, wenigstens keine anderen, als die mein Herz ihr geben wollte."

Warum aber nahm Ihr Herz dem Mädchen die Rechte wieder, die es ihm einmal gegeben hatte?

„Sie sind eine Sophistin! Erklären Sie mir lieber gerade heraus: Luise liebt Sie nicht. Das wird mich weniger schmerzen, als wenn Sie mir, auch in den mildesten Worten, sagen: Sie sind ein schlechter Mensch. Das bin ich gewiß nicht. Ja, mein Herz gab Hannchen Rechte, und noch jetzt bin ich nicht ganz ruhig über das Schicksal dieser weichen, zärtlichen Seele. Aber — wie lange muß ich warten, bis diese Rechte verjährt sind? Hannchen kann keine Ansprüche auf meine Hand machen; ich habe ihr nie gesagt, daß ich sie liebe. Doch hätte sie auch Ansprüche, und sie verschwände, ließe nichts von sich hören, und meine Versuche, sie wieder zu finden, wären alle vergeblich: wie dann? Entscheiden Sie selbst!"

Was thaten Sie denn aber, das Mädchen wieder aufzufinden, dem Ihr Herz Rechte auf Ihre Hand gab?

Wilhelm erröthete, und sagte ein wenig

leiser: „ich that, was ich konnte; ich schrieb, ich — suchte sie selbst.“

Suchten Sie? fragte Madame Lange mit einem festen Blicke: eben so, wie Sie Luisen gesucht haben würden?

„So wohl nicht!“ antwortete er beschämt. . . . „Sie verurtheilen mich!“

Nein, mein lieber Freund. Aber, wenn ich Ihnen sagte: ja, Luise soll die Ihrige seyn; und Hannchen käme in dem Augenblick zu uns: — würden Sie das Mädchen ohne Unruhe sehen?

„Wäre das die Bedingung, so müßte ich Luisen und jedem andren Mädchen entsagen; denn nie werde ich Hannchen ohne Unruhe sehen. Sie ist so weich, so gut!“

Nicht weicher, und nicht besser als Sie, mein Lieber! . . . Nun, Sie haben drei Monate gewartet, ehe Sie Ihre Liebe erklärten, um Ihr Herz vor allen Vorwürfen zu sichern. Glauben Sie nicht, daß auch wir, ich und Luise, dasselbe thun müssen? Warten Sie noch drei Monate, und suchen Sie während der Zeit die Freundin Ihrer Ju-

gend. Sie liebten Hannchen, und Ihre Liebe verging. Kann nicht auch Ihre Liebe zu meiner Tochter vergehen? . . . Finden Sie Ihre Freundin, so wird Ihr Herz Ihnen sagen, was Sie zu thun haben. Ist Ihr Suchen vergeblich, und Sie lieben meine Luise dann noch, so kommen Sie zurück.

„Und dann? Liebe Mutter! und dann?"

Dann wird Luise Ihnen sagen, ob Ihr Herz Sie liebt. . . . Wann wollen Sie reisen?

„Heute, wenn ich nicht ohne Hoffnung gehen muß."

Sie sollen Abschied von Luisen nehmen. Doch dürfen Sie ihr nicht eher etwas sagen, als bis Sie ganz frei sind. Das werden Sie aber erst in drei Monaten seyn, wenn Sie bis dahin Hannchen nicht finden. Ueberlassen Sie es mir, Ihr Andenken in dem Herzen meiner Tochter zu erhalten. Sie ist frei, und soll es noch drei Monate bleiben: das verspreche ich Ihnen sicher. Aber — Sie nehmen nur Abschied von Luisen!

Wilhelm ging unruhig neben der Ma-

dame Lange her. Er sah wohl, daß man ihm nicht abgeneigt war. Aber die drei Monate! — Und wenn er nun Hannchen fand! wenn sie ihn noch liebte!

Luise sah ihre Mutter mit großer Erwartung an, da sie Wilhelmen mitbrachte. „Herr Brand," hob Madame Lange mit einem sanften Lächeln an, „macht einen Abschiedsbesuch bei dir. Er wird Berlin verlassen." Luise wurde ein wenig blaß, was Wilhelm auch bemerkte; indeß verbarg sie ihr Erschrecken unter einem freundlichen Lächeln, und fragte: wohin gehen Sie?

„In drei Monaten kommt er zurück," fiel die Mutter ein, weil sie sah, daß Wilhelm durch diese Frage verlegen wurde.

Wilhelm nahm fast nur mit Blicken und Verbeugungen Abschied; denn er getrauete sich kaum, ein Wort zu sagen. Als er Luisens Hand küßte, fiel eine Thräne aus seinen Augen; und auch Luise war gerührt.

Die Mutter erzählte ihrer Tochter gleich nachher ihre ganze Unterredung mit Wilhelm. „Er ist ein edler Mann," sagte sie

ernst, weil Luisen ein Seufzer entschlüpft war; „und es würde mir leid thun, mein Kind, wenn du nicht fühltest, welcher Triumph auch für dich in dieser Reise liegt. Wie stolz wirst du auf diesen Mann seyn können, wenn er nach drei Monaten zurückkehrt!"

Und wenn er nicht zurückkehrt? fragte Luise sehr sanft, damit ihre Worte nicht den Ton eines Vorwurfes haben sollten.

„So ist ein gutes, weiches Mädchen durch eine edle Aufopferung für zwei Menschen glücklich. Ich wünschte, mein Kind, daß du nicht einmal daran dächtest, wie unwahrscheinlich es ist, daß er Hannchen finden wird; und wie wahrscheinlich, daß, wenn er sie auch fände, die lange Trennung doch alles geändert haben kann."

Nein, ich will auch nicht daran denken! sagte Luise; und doch dachte sie in dem Augenblicke an sonst nichts, als hieran. —

Wilhelm reiste noch an demselben Tage ab, und zwar zu Pferde, weil er auf diese Art mehr nach seiner Willkühr forschen

konnte. Ihm fiel das Gerücht von Hannchens Verheirathung wieder ein, und er ging über Eulenrode; doch niemand wußte etwas von Riebens Familie. Nun reis'te er zu seinem Vater, der ihn mit der herzlichsten Liebe aufnahm, und dem er bald erklärte, daß er diese Reise nur in der Absicht, endlich Hannchens Aufenthalt zu erforschen, machte. Der Vater bewunderte die ausdauernde Liebe seines Sohnes. Beide sprachen viel von den vergangenen Zeiten, und durch diese Gespräche wurden in ihrem Herzen manche zerrissene Fäden der alten Neigung wieder angeknüpft.

Herr Brand wünschte sich Riebens Gesellschaft, weil er niemanden gefunden hatte, mit dem er so herzlich leben konnte, wie mit dem. „Seltsam," sagte er eines Morgens zu seinem Sohne, „daß wir oft die sichersten Mittel, so nahe sie uns auch liegen, nicht sehen! Riebe ist so gut wie gefunden; wir dürfen ihn ja nur etwa in zehn Zeitungen und andern öffentlichen Blättern auffodern, uns seinen Aufenthalt wissen zu lassen. Er

hielt zwar wenig von politischen Nachrichten; doch sehr gern las er alle Ankündigungen. Oder, wenn er die jetzt auch nicht mehr läse, so wird doch am Ende wohl irgend jemand zu ihm sagen: Herr Förster, da fodert ein gewisser Brand Sie auf, ihm Nachricht von Ihrem Aufenthalt zu geben." — (Er bemerkte nicht, wie betreten Wilhelm wurde.) „Nun? glaubst du nicht, Wilhelm, daß dieses Mittel das beste ist?"

Freilich! Nur . . . wenn . . . Es hat seine Schwierigkeiten, glaube ich.

„Nein, es kann gar nicht fehlschlagen. Wir finden Rieben auf diese Weise ohne allen Zweifel."

Hm! ja! Wenn er nun aber keine Zeitungen liest? Mich dünkt, daß . . . wenn . . . — Er brach das Gespräch ab, und ging unmuthig in den Garten. O, sagte er da zu sich selbst: als ich sie zu finden wünschte, weil ich sie noch liebte, da fiel mir ein so leichtes, sichres Mittel nicht ein; und jetzt, da es mein Unglück seyn wird, sie wiederzufinden —!

Er dachte sich Hannchen, wie sie bei der Auffoderung in frohes Erstaunen gerathen und die Arme nach ihm ausstrecken, wie in ihren schönen blauen Augen Thränen der Freude stehen würden. Aber dennoch blieb er dabei, das Schicksal treibe seinen Spott mit ihm. Nach einigen Minuten beschloß er, mit einer Scham, die an Selbstverachtung gränzte, des Einfalls nicht wieder zu erwähnen, und, wenn er könnte, die Ausführung zu hindern. Ist es denn, dachte er, meine Pflicht, mich selbst unglücklich zu machen? Ich liebe Luisen, ich werde sie ewig lieben; und nun . . .!

Er überlegte sehr sorgfältig. In dem schlimmsten Falle konnte er ja Hannchen kalt behandeln. Welche Ansprüche hatte sie denn auf ihn? Nichts gab ihr das Recht, nach einer so langen Trennung noch eben so zutraulich gegen ihn zu seyn, wie ehemals. Seine Freundschaft, seinen brüderlichen Beistand durfte sie fodern; doch weiter nichts. Auch konnte er ihr gleich in der ersten Viertelstunde sagen: ich bin verlobt. Dann muß-

te sie ja schweigen. Aber — die Auffoderung in den Zeitungen! gab die ihr nicht alle Ansprüche auf seine Liebe wieder, und noch neue dazu? Was anders konnte sie glauben, als daß er sie suche? Und durfte er so grausam seyn, ihre aufs neue geweckte Liebe zu täuschen? Aber, fragte er, liebt sie mich denn? hat sie mich jemals geliebt? (Ehemals hatte er wohl daran zweifeln können; doch jetzt, da er die Liebe kannte, nicht mehr. In allen ihren Blicken, in jeder ihrer Bewegungen war ja die innigste Liebe unverkennbar gewesen. Und die neue Försterin in Eulenrode, die Tochter des Oberförsters, hatte ihm ja mit klaren Worten gesagt, daß Hannchen ihn geliebt habe. Und sie liebte ihn noch; denn wo war in ihrer Einsamkeit ein Mann, der sein Andenken aus ihrem Herzen vertilgen konnte?) — Also, wenn ich sie auffodere — was kann sie anders glauben, als daß ich sie noch liebe, und sie suche, um ihr meine Hand anzubieten? Und darf ich denn ein Herz, das die Natur so weich, so zärtlich gebildet hat, zerdrücken?

O, das Schicksal hat mich zu stetem Elend bestimmt!" — Nein die Auffoderung durfte nicht geschehen; sonst war er verloren. Er kämpfte gewaltsam mit sich selbst; doch endlich gewann seine Leidenschaft für Luisen den Sieg über sein Mitleiden, und über die sanfteren Gefühle seiner ersten Jugendliebe.

Sein Vater erwähnte der öffentlichen Auffoderung nicht wieder. Er hatte bald bemerkt, welche Wirkung dieser Vorschlag auf seinen Sohn gethan hatte; und als er nun hörte, mit welchem Eifer dieser von Luisen redete, errieth er den wahren Zusammenhang ganz richtig. Nun wollte er, ehe er weiter etwas thäte, erst seinen Sohn mit sich eins werden lassen, besonders als er sah, daß dieser mit sich selbst kämpfend umher ging.

„Es sollte mich jammern," sagte der Vater, der jetzt noch öfter als sonst an Rieben dachte, einmal ganz unvermuthet — „es sollte mich jammern, wenn es dem alten Riebe nicht wohlginge. (Wilhelm sah ihn fragend

an.) „Sein Vermögen war nur klein; und die jetzigen theuren Zeiten! Er hatte sich an manche Bequemlichkeit gewöhnt, die er wohl schwerlich noch wird haben können. Auch seine Frau und Hannchen werden jetzt wohl Manches entbehren müssen, was sie sonst hatten. Traurig, wenn die braven Leute mit Sorgen zu kämpfen hätten! Und anders kann es doch wohl nicht seyn, sie mögen sich einschränken, wie sie wollen."

Mit Sorgen? fragte Wilhelm, wahrhaft mitleidig. Ich glaubte, der Förster wäre reich.

„Reich? Das Höchste, was er haben kann, sind drittehalb hundert Thaler jährlich."

Wilhelm sagte in sichtbarer Angst: o, ich Unmensch! ich harter, gefühlloser Unmensch! Möge das Schicksal mit mir thun, was es will! Sorge? Noth? diese guten Menschen? Nein, nein! sie sollen ganz wieder glücklich werden! Ich will eine Auffoderung machen; und wehe mir, wenn darin nicht die treueste Liebe spräche! Jedes Wort soll Hannchen eine neue Hoffnung

geben, und ihr Herz von einer Last befreien. O, konnte ich sie so vergessen!

Er brachte seinem Vater nach einer Viertelstunde die Auffoderung. Dieser lächelte, als er sie las, und schloß sie ein. „Morgen sollst du das erst noch einmal lesen, guter Wilhelm. Du wirst dich wohl besinnen; denn das . . .”

Nein! Ich werde nicht ein Wort ausstreichen, das Hannchen beruhigen und trösten könnte! — —

Am folgenden Morgen nahm der Vater die Auffoderung aus dem Schranke, und sagte seinem Sohne, er möchte Abschriften davon besorgen, und Briefe an die und die Zeitungs-Comptoire schreiben. Er selbst setzte sich zu Pferde, und ritt in's Feld. Wilhelm las mit einem wehmüthigen Lächeln noch einmal, was er geschrieben hatte. Dann schrieb er muthig ab, und schickte die sämmtlichen Briefe auf das nächste Postamt. Von dieser Stunde an betrachtete er sich aber auch als Hannchens Eigenthum; und, um sich zu zerstreuen, ja, um früher Entschei-

dung seines Schicksals zu bekommen und Hannchens Sorgen früher zu endigen, reis'te er weit und breit umher: doch nirgends fand er eine Spur von Rieben und dessen Familie.

Als Herr Brand die Ankündigung in den Zeitungen gerade eben so abgedruckt sah, wie sein Sohn sie zuerst geschrieben hatte, strahlten seine Augen von Vaterfreude. „Und warum," sagte er, mit einem triumphirenden Blicke auf die unterzeichneten Nahmen: „Brand, Vater und Sohn" — „warum soll mein Nahme nicht mit unter diesen Zeilen stehen, die der edelsten That gleich sind? War ich es nicht, der ihn lehrte, nach ewig festen Grundsätzen, und nicht nach den wankelmüthigen Empfindungen des schwachen Herzens, zu handeln? Wenn die Menschen wüßten, was diese Paar Zeilen dem Herzen eines Jünglings kosten: sie würden nicht so flüchtig darüber weg sehen!"

Er küßte seinen Sohn, als dieser zurück kam, redete über den Werth tugendhafter Grundsätze, und erstaunte, als Wilhelm ihm

offenherzig sagte, daß er nur aus Mitleiden mit dem Schicksal seiner alten Freunde diese Zeilen geschrieben hätte, und daß er mit kalter Ueberlegung sein Glück gewiß nicht aufgeopfert haben würde.

Der Triumph des Vaters wurde noch mehr gestört, als ihm Wilhelm gestand, was in seinem Herzen vorgegangen war, und was noch jetzt darin vorging. Er mußte zwar die Handlungen seines Sohnes — kleine eigennützige Schwächen abgerechnet — als tugendhaft gelten lassen; aber er konnte doch ihn selbst nicht tugendhaft nennen: denn gerade seine edelsten Handlungen waren Wirkungen von Gefühlen, und nicht von ruhigen kalten Grundsätzen einer unerschütterlichen Tugend.

Aber was ihm Wilhelm von Luisen und ihrer Mutter erzählte, brachte ihn auf den Gedanken, daß diese beiden Frauenzimmer nach den reinsten Grundsätzen der Tugend handelten. Dies bewies ihm die ruhige Besonnenheit, womit sie unverändert nach ihrem Plane lebten. Nun wurden ihm die beiden

Frauen-

zimmer noch interessanter, und Wilhelm mußte ihm jeden kleinen sie betreffenden Umstand erzählen. Die Festigkeit, womit die Tochter — wahrscheinlich doch mit einem Herzen voll Liebe zu seinem Sohne — jede Gelegenheit, ihn zu sprechen, vermieden hatte, erregte seine innigste Hochachtung. Er sagte: „das sind doch endlich einmal zwei Menschen, die nach Grundsätzen, nach reinen Principien der Tugend, handeln! Und wenn auch Luise deine Frau nicht wird (woran ich nach dieser Ankündigung fast zweifle), so muß ich sie doch einmal sehen, um ihr zu sagen, wie sehr ich sie achte." Er sprach jetzt unaufhörlich von Madame Lange und ihrer Tochter; und hätte er früher so viel von ihnen gewußt, so würde er vielleicht seine eigenen Grundsätze, der Bewunderung für fremde aufgeopfert, und schwerlich zugegeben haben, daß sein Sohn die Auffoderung an Rieben gerade in diesen Ausdrücken gemacht hätte.

Mit jedem Posttage erwartete Wilhelm nun, daß Riebe sich melden würde; doch der zweite Monat kam, ohne daß es geschehen

war. Jetzt wurde die Auffoderung wiederholt, und abermals vergebens. Im dritten Monat fing Wilhelm an, für Rieben und seine Familie wirklich besorgt zu werden. Er ritt die letzten Wochen weit umher, sie zu suchen; doch alle seine Mühe war verloren. Mit dem Ablaufe des Monats kam er wieder zu seinem Vater, und sagte mit unverstellter Betrübniß: jetzt habe ich keine Hoffnung mehr, sie jemals wiederzusehen! — Bei seinen Nachsuchungen war in seinem Herzen so manche entschlummerte Empfindung erwacht. Er hatte sich lebhaft an Hannchens sanfte Güte und milde Weiblichkeit erinnert. Jetzt fühlte er in manchen Augenblikken sogar sein Herz beinahe wie zwischen Hannchen und Luisen getheilt. Luise war ihm freilich das Ideal der weiblichen Vollkommenheit, Hannchen aber das Ideal der reinsten Herzensgüte. Wenn er Beide mit einander verglich, fand er Hannchen schöner, Luisen nur reitzender. Er liebte diese wie ein Mann, jene wie ein Bruder, Beide mit Zärtlichkeit.

Endlich erinnerte ihn sein Vater an die Reise nach Berlin. Wilhelm selbst hatte zeither nicht daran denken mögen; doch jetzt ergriff seine Phantasie die Vorstellung mit Ungestüm. Er fragte seinen Vater mit abgewendetem Gesichte: habe ich nun gethan, was die Pflicht von mir foderte? — „Ja, mein Sohn; reise mit Gott! Und wenn du alles so findest, wie du es wünschest, so gieb mir Nachricht; ich will dann selbst zu dir kommen."

Schon auf der Reise nach Berlin flammte Wilhelms Liebe zu Luisen wieder stärker auf. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er eine Karte an Madame Lange, und bat sie, ihm eine Stunde zu bestimmen, in der er sie sprechen könnte. Sie beschied ihn auf den nächsten Morgen nach einem Saal in eben dem Garten, wo er sie und Luisen zum ersten Male gesprochen hatte.

Luise fühlte in der That eine lebhafte Neigung zu dem jungen Manne: nicht die glühende Leidenschaft eines erst so eben erwachten Herzens, sondern eine wohlgeordnete tu-

gendhafte Liebe, die sich mit auf die feste Ueberzeugung gründete, daß sie schwerlich einen Mann finden würde, dessen Sitten so rein, dessen Herz so unschuldig wäre, und mit dem sie so glücklich zu seyn hoffen könnte, als mit Wilhelm. Sie hatte daher den Befehl ihrer Mutter, daß er seine erste Geliebte aufsuchen sollte, ein wenig übereilt gefunden, und ihr dies auch offenherzig gesagt. Die Mutter blieb bei der Behauptung, daß es recht gewesen sey, so zu handeln; doch im Grunde verließ sie sich darauf, daß der junge Mann so gar emsig eben nicht nachforschen würde, und daß es doch gewiß nicht leicht sey, eine in der stillsten Einsamkeit lebende Familie aufzufinden. So sehr sie ihrer Tochter diese Gedanken zu verbergen suchte, so entfielen sie ihr dennoch einmal in einem Gespräche; und Luise sagte: nun so ist es nichts weiter als ein Prunken mit Tugend, das nicht einer Unruhe meines Herzens werth ist. — Sie fühlte noch in demselben Augenblick das Harte dieser Worte, und sagte: o liebe Mutter, ich bin sehr unbesonnen gewesen!

„Was du sagtest, mein Kind, war hart, aber aufrichtig. Und — du hast Recht. Ich wollte mit einer Tugend prunken, die ich nicht ganz hatte; denn ich verließ mich auf den guten Ausgang. Sieh, Luise, deine Mutter hat noch nicht aufgehört, eitel zu seyn!"

Von jetzt an schwieg Luise, und verbarg, um der Mutter zu schonen, ihre Sorgen. Sie stellte sich heiter, und wurde es. Auf einmal las die Mutter Brands Auffoderung in einem öffentlichen Blatte. Sie erschrak, umarmte dann ihre Tochter mit wehmüthiger Zärtlichkeit, reichte ihr stillschweigend das Blatt hin, und wies auf die Stelle, die sie lesen sollte.

Auch Luise erschrak, und heftete die Augen fest auf das Blatt, damit nur die Mutter ihr bleiches Gesicht nicht sähe.

„Kannst du ihn vergessen, mein Kind?" fragte die Mutter leise.

In dieser Frage hörte Luise schon die Entscheidung ihres Schicksals. Ich habe ihn also verloren! sagte sie, mit übel verhehltem Schmerze.

„Muß denn dieses Blatt der Familie in die Hände fallen? Es ist ja möglich, daß sie am Ende von Deutschland wohnt."

Wenn nun aber die Anzeige in mehreren Zeitungen steht? fragte Luise aufs neue, noch trostloser.

Die Mutter bestellte sich alle Deutsche Zeitungen, die in Berlin zu bekommen waren; und während eines Zeitraums von acht Tagen fand sie die Auffoderung noch in zehn andern, so daß die Familie des Försters höchst wahrscheinlich Nachricht davon erhalten mußte. Sie verhehlte die Zeitungen ihrer Tochter nicht, damit diese sich auf den Ausgang vorbereiten könnte. In einer Stunde des Unmuthes sagte sie einmal vor sich selbst: „der junge Mensch ist ein Thor! So bringt er sich um Luisen!" Doch fast schon in demselben Augenblicke fand sie auch, wie sehr sie ihm Unrecht that, und wie edelmüthig er durch seine Auffoderung handelte.

Während der ersten Tage sprachen Mutter und Tochter wenig mehr als einzelne Worte, weil sie es Beide vermeiden wollten

ihre Unruhe noch zu vergrößern. Endlich konnte die Mutter das nicht länger ertragen. „Mein Kind," hob sie an, „wir sind auf dem Wege, mißtrauisch gegen einander zu werden; und das wäre das Schlimmste, was uns begegnen könnte. In meinem Herzen ist nichts als Liebe, als Mitleiden für dich, und — Mißvergnügen über meine Eitelkeit."

Beider Herzen öffneten sich gegen einander, und liebten sich wieder. Wilhelm gewann bei dieser Versöhnung; denn Mutter und Tochter fanden, daß Er kein Spiel mit der Tugend getrieben hatte. Luise tadelte in der Anzeige nur einige Ausdrücke, die ihr nicht ganz aufrichtig schienen, weil Hannchen daraus schließen mußte, daß Wilhelms Liebe zu ihr noch fortdaure. Doch die Mutter sagte: „wenn er sie wiederzufinden hoffte; wenn er entschlossen war, ihr seine Hand zu geben — und das war er augenscheinlich —: konnte er dann anders schreiben? mußte er nicht seiner Jugendfreundin so deutlich, als es der Wohlstand erlaubte, sagen: ich liebe dich?"

Luise fand bei dem allen Wilhelms Tugend ein wenig gar zu weit getrieben; sie schwieg aber: denn — sie konnte ihrer guten Mutter doch nicht gestehen, daß sie sich sehr unglücklich fühlte.

Mutter und Tochter bekamen indeß bald wieder einige Hoffnung. Die Auffoderung in den Zeitungen wurde einmal über das andre wiederholt: daraus konnte man schließen, daß die Familie des Försters sich noch nicht gefunden hatte. Aber nach einigen Wochen stand die Auffoderung in keiner Zeitung mehr, ohne daß sich errathen ließ, ob eine Antwort erfolgt sey, oder nicht; und Wilhelm hatte seit der Abreise auch nicht ein einziges Mal geschrieben. Endlich waren die drei ängstlichen Monate verflossen; und noch immer kam er nicht. Er hat sie gefunden! sagte Luise schon am zweiten Tage des vierten Monats; am dritten und vierten war ihr nichts gewisser; am fünften hörte sie ihrer Mutter ruhig zu, als diese einige Zweifel an dem Wiederfinden vorbrachte; am sechsten verstärkte sie selbst diese Zweifel, ob sie gleich alle Hoffnung aufgegeben hatte.

Endlich kam Wilhelms Karte an die Mutter. Luise überdachte jedes seiner Worte, und es war nicht Eins darunter, an dem sie merken konnte, ob er Hannchen gefunden hätte oder nicht. „Auf jeden Fall," sagte Madame Lange, „ist es besser, wenn wir ihn an einem öffentlichen Orte sprechen. Das giebt der Unterredung mehr Besonnenheit."

Am folgenden Morgen stand Wilhelm, als sie kamen, schon am Eingange des Gartensaales.

Luise schloß aus der Gleichgültigkeit in seinem Gesichte (worin indeß die Mutter ein ihnen entgegen starrendes Auge bemerkte), daß er ihnen bloß seine Verbindung mit Hannchen ankündigen wollte. Er ergriff aber die Hand der Mutter ungestüm, und sagte: „hier bin ich wieder. Ich hoffe, Madame, Sie werden noch eben die Gesinnunnungen für mich haben, wie vor drei Monaten." Luise erröthete in dem Gefühl der höchsten Freude.

Die Mutter fragte mit einem sanften Lächeln: Sie wissen also noch immer nichts von der Freundin Ihrer Jugend?

„Nein; und ich habe sie gesucht — glauben Sie mir, ich habe jedes Mittel angewendet, ihren Aufenthalt zu erforschen!" — Er stand glühend, mit funkelnden Augen, da. Die Mutter faßte eine seiner Hände, und legte sie schweigend in Luisens Hand. Wilhelm konnte nicht reden. Er sah mit den großen starren Augen erst auf die Mutter, und dann auf die Tochter, welcher Thränen aus den Augen brachen.

Mein Kind, sagte die Mutter, hast du kein Wort für den edlen jungen Mann, der deiner Liebe so werth ist?

Luise lehnte das erblaßte Gesicht an die Brust ihrer Mutter, und drückte Wilhelms Hand. Er warf sich vor ihr nieder. Die Mutter befürchtete, daß unvermuthet jemand kommen und Zeuge des Auftrittes werden möchte. Sie führte daher die Liebenden in den Garten, und ließ sie dort in einem entlegenen Gange allein. Hier erst sagte Luise: ja, mein guter Brand, ich habe Sie schon lange geliebt! Und nun war Wilhelm von seinem Glücke wie berauscht.

Die Mutter bat ihn auf dem Rückwege, sie erst am folgenden Morgen wieder zu besuchen. Als sie mit Luisen in ihrem Zimmer war, sagte sie: ich weiß fast nicht, ob ich die schwärmerische Begeisterung des jungen Mannes gut finden kann. Luise aber war fast eben so begeistert; sie sagte mit funkelnden Augen und glühenden Wangen: gönnen Sie mir doch das schönste Glück meines Lebens, mich von einem edlen Manne so geliebt zu sehen! — Die Mutter lächelte. Ganz in der Stille ließ sie alle Besuche für heute absagen, und schrieb an Brand eine Karte, daß er den Nachmittag kommen möchte.

Madame Lange mußte ihm noch zehnmal wiederholen, daß Luise sein wäre. Als sie in ein andres Zimmer gegangen war, umfaßte er Luisen, und seine Lippen begegneten den ihrigen. Die Mutter ging öfter hinaus, und so oft sie wieder herein kam, sah sie dasselbe Schauspiel. Sollte man es glauben, sagte sie endlich, daß die Liebe auch zwei solche Menschen in Kinder verwandeln kann? Sie setzte sich zwischen Beide, und nun mußte

Wilhelm von seinen Reisen während der drei Monate erzählen. Da er gar nichts verhehlte, so sah die Mutter wohl, daß er doch nicht so ganz heroisch tugendhaft gewesen war, wie sie bisher glaubte. Luise fand es sehr gut, daß seine Hand bei dem Schreiben der Auffoderung gezittert hatte; die Mutter fand es nur verzeihlich.

Leidenschaft macht alle Menschen gleich. Luise, auf deren ruhige Besonnenheit ihre Mutter bisher so stolz gewesen war, dachte jetzt an nichts, als an die Stunde, da ihr Geliebter kommen würde; sie drückte jede Blume, die er ihr geschenkt hatte, verstohlen an den Mund, konnte stundenlang neben ihm sitzen, entbehrte gern bei Lächeln, Zuwinken, Händedrücken und Seufzern jeder andern Unterhaltung, und fand alles bewundernswürdig, was der Geliebte sagte und that. Selbst die mittelmäßigen Verse, die Wilhelm auf sie machte, schienen ihr vortrefflich, und sie konnte nicht aufhören, sie zu lesen. Ungefähr eben so war es auch mit ihm. Er hörte nicht auf den vortrefflichen

Gesang der größten Sängerin, und lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, sobald er nur einen Ton von Luisen vernahm. Die Mutter wünschte, daß jetzt der Unterricht in der Naturgeschichte wieder angehen möchte; doch es wurde ein bloßes Spiel daraus. Luise fand, trotz allem, was die Mutter sagte, in der Liebe den Zweck ihres Daseyns, und die Quelle aller Tugenden.

Als die Leidenschaft endlich ein wenig ruhiger geworden war, fragte Madame Lange einmal nach Wilhelms Planen für die Zukunft. Er antwortete: „ich gehe mit meiner Luise nach Eulenrode, in meine Einsamkeit, die von der Liebe für die Liebe gebildet ist.“ — Das wird meine Tochter nicht wollen, lieber Brand; denn sie hat tausendmal erklärt, daß sie unmöglich ihr Leben auf dem Lande zubringen kann. Aber Luise hielt jetzt eine Lobrede auf die Einsamkeit, und konnte alles in der Welt entbehren, nur nicht ihren Geliebten. So wie sie liebte, und geliebt war, hatte und war noch nie ein Mädchen geliebt. Sie haßte die Stadt, und die

Gesellschaften noch mehr; denn diese hinderten sie ja an dem ungetheilten Besitze des Geliebten.

Wenn die Mutter einmal mit großer Mühe ihre Tochter zu einiger Besonnenheit und Ruhe gebracht hatte, vereitelte Wilhelm durch ein einziges Wort alle ihre Bemühungen. Sie mußte sich nun entschließen, die Hochzeit der Liebenden noch auf eine unbestimmte Zeit hinauszusetzen, bis Beide erst wieder des Ueberlegens fähig wären und auf die Zukunft denken könnten.

4.
Das Wiedersehen.

Als Wilhelm eines Tages wieder zu seiner Luise gehen wollte, erblickte er unter den Linden von ungefähr einen Mann, in dessen Gesichte Gram und Angst zu lesen war, und der ihm große Aehnlichkeit mit dem Förster Riebe zu haben schien. Er kehrte wieder um, folgte dem Manne nach, ging an ihm vorüber, sah ihm in's Gesicht, faßte dann auf einmal seine Hand, und sagte leise: „sind Sie hier, in Berlin?" Der Förster erkannte ihn an der Sprache. O Gott, lieber Wilhelm! Mein armes Hannchen! sie ist fort! — Hilf mir sie suchen! Ich unglücklicher Mann! sie ist verloren!

Wilhelm war besonnen genug, den alten Riebe nach seiner Wohnung zu führen, und ihm unterweges zu versichern, daß Hannchen sich wiederfinden würde. Als Riebe sich ein wenig erholt hatte, erzählte er — freilich sehr unzusammenhängend und mit öfteren

Unterbrechungen — was ihm und seiner Familie seit ihrer Entfernung von Eulenrode begegnet war.

Der Förster hatte das Unentbehrlichste aus seiner Haushaltung durch einen Bauer aus einem nahen Dorfe nach einem zwei Meilen entfernten Städtchen bringen lassen. Als er mit Frau und Tochter in den Wagen stieg, fühlte auch er, was es kostet, sich von einem Orte zu trennen, wo man glücklich gewesen ist. Der Försterin war es, als sollte sie zum Tode gehen, da sie den Lindenhügel und das Grab ihres Vaters verlassen mußte. Sie hatte die Linde immer als ein sichtbares Zeichen von der Güte des Himmels angesehen; und der Mensch entbehrt dies oft weniger gern, als das Glück selbst.

Hannchen war noch unglücklicher, als ihre Eltern, da sie jetzt alles verlor, was für ein junges Herz einigen Werth hat. — Als Riebe im Wagen das bleiche Gesicht und die nassen, gen Himmel blickenden Augen seiner Gattin sah, und seine Tochter mit verhülltem Gesichte sanft weinen

hörte,

hörte, sagte er auf einmal: „Gott verdamme den Unmenschen, der uns so weit gebracht hat! Frau, du siehst an den rechten Ort, gen Himmel! Der wird uns überall bedecken."

Ach, mir wird überall die Linde fehlen! erwiederte seine Gattin seufzend. Riebe verwünschte die Linde, die sein Unglück verursacht hatte, und hörte nun seine Frau noch lauter seufzen. Er ging alles das Schlechte durch, das Wilhelm an ihm und seiner Familie begangen haben sollte, und kränkte dadurch das Herz seiner Tochter, die jetzt, da sie von Wilhelm getrennt war, einigen Trost darin fand, ihn für weniger schuldig zu halten. „Ja," sagte Riebe, „von Tugend und Treue schwatzen: das hatte er von seinem Vater gelernt, der auch immer mit Grundsätzen prahlte, und doch nicht viel taugte. Glaubten wir nicht Alle, er hätte dich lieb? Hannchen, deine Seele ist so rein, wie der blaue Himmel; und doch hat er dich betrogen! Da sah er Theodoren. In jeden hübschen Arm, in jede Fußspitze eines hübschen

Mädchens verliebt er sich. Nun betrog er seinen Freund, und auch Theodoren. Er spionirte des Oberförsters Gänge aus. Deine Thränen bewogen ihn nicht, zu schweigen, als das noch gut gewesen wäre. Endlich ließ ihm der Oberförster Theodoren anbieten. Da schwieg er; da verkaufte er die Wahrheit für noch weniger als dreißig Silberlinge: für ein Paar Küsse von rothen Lippen! . . . Was schluchzest du, Hannchen? Meinst du, es geht mir nicht nahe, wenn ich deine Mutter todtenblaß sehe, und dich weinen höre? Du hast nicht das Grab deines Vaters verlassen, nur einen tückischen Menschen, weiter nichts!"

Riebe suchte nur seinem eigenen Schmerze Luft zu machen; doch — das Gesicht seiner Gattin wurde immer blässer, und das Schluchzen seiner Tochter immer lauter. Er stieg endlich von dem Wagen ab, um seine Thränen nicht sehen zu lassen.

Die Familie kam Abends spät in dem Städtchen an, wo ein Verwandter sie aufnahm; aber schon am folgenden Morgen

merkte Riebe, daß er hier nicht aushalten würde. Nach einigem Suchen fand er endlich in einem kleinen Dörfchen von einigen Feuerstellen, das mitten in einer Haide an der Gränze des Sächsischen lag, ein zerrüttetes Bauergut, und kaufte es um einen billigen Preis.

Er richtete sich ein, so gut er konnte, pachtete einen kleinen Busch, welcher der Gemeine gehörte, und dessen Anpflanzung eben deshalb versäumt war, auf so viele Jahre, daß es der Mühe verlohnte, Anpflanzungen zu machen. Ueber die Arbeiten seines neuen Standes, die ihm einen Theil seines Unterhaltes verschaffen mußten, vergaß er bald die Vergangenheit. Auch die Försterin kam in eine etwas bessere Stimmung, als ihr Mann auf einen Hügel im Busche eine Linde pflanzte. Nur Hannchen fand die Ruhe ihres Herzens nicht wieder, obgleich ihr Vater den Busch in einen Englischen Garten verwandelte, um ihr doch Einiges von dem wiederzugeben, was sie verloren hatte. Sie that ihre Arbeit in wehmüthiger Stille. Die fri-

sche Röthe ihrer Wangen war verschwunden, ihr großes blaues Auge hatte seinen heiteren Glanz verloren, und sah mit geduldiger Trauer jedem neuen Morgen entgegen.

Sie erwähnte Wilhelms nicht mehr, weil ihr Vater, so oft er diesen Nahmen hörte, in Hitze gerieth. Doch nannte er selbst ihn, so mußte sie ihr Auge trocknen. Sie ging alle vierzehn Tage mit ihrer Mutter in die Kirche auf dem benachbarten Dorfe, und weiter nirgends hin. Ein Spaziergang in das Gebüsch war alles Vergnügen, das sie sich erlaubte. Sie war jetzt noch kindlicher, noch sanfter, noch gehorsamer, als sonst; sie lächelte sogar, wenn ihr Vater lange die Augen auf ihr fest hielt. Doch dies Lächeln ging dem Vater immer durch das Herz: so wehmüthig war es!

Riebe würde sich in seine neue Lage gefunden haben, da seine Aecker bei seinem verständigen Fleiße sehr ergiebig wurden, und seine Anpflanzungen im Busche vortrefflich fortkamen. Aber er konnte seine Gattin nicht wieder völlig heiter machen, und

der Gram seiner Tochter war ganz unheilbar. Es fanden sich im Dorfe selbst und in der Nachbarschaft, einige Freier zu Hannchen; Riebe mochte ihr aber nicht einmal etwas davon sagen, da der Abstand von Wilhelm zu diesen Menschen allzu groß war. Das machte ihm hauptsächlich Unruhe. Was sollte Hannchen werden? wo bleiben, und was anfangen, wenn er starb? Er hatte sich Anfangs beinahe wie ein andrer Bauer gekleidet; jetzt aber holte er seinen grünen Rock wieder hervor, und auch Hannchen und seine Frau mußten sich wieder besser kleiden, als bisher. Nach und nach kaufte er feinere Möbel, und gab überhaupt seiner Wohnung eine mehr städtische Einrichtung, damit kein Freier aus den gebildetern Ständen abgeschreckt würde. Die bessere Kleidung machte auf Hannchen wirklich einen angenehmen Eindruck, da sie sich bisher in dem Anzuge eines Bauermädchens, als gänzlich von dem Freunde ihrer Jugend getrennt, betrachtet hatte. Auch die Mutter sah jetzt in ihrer vorigen Kleidung wieder ein wenig heiterer

in die Zukunft; doch mit Unmuth bemerkte Riebe, daß Beide in ihrer Zukunft weiter nichts sahen, als das Bild des jungen Brand. Er glaubte, sie zur Vernunft bringen zu müssen. Sie haben, dachte er, Essen und Trinken, Dach und Fach, Kleider und Schuh, alles was die vierte Bitte nennt, und noch darüber. Meine Frau hat einen Hügel mit einer Linde, meine Tochter ihre schattigen Spaziergänge. Was wollen sie mehr? Doch, als er seiner Frau nun vorstellte, daß sie mit dem allen wohl zufrieden seyn könne, nannte sie ihm mit sanften Thränen zehn und zwanzig Dinge, die sie ehemals gehabt hatte, und die sie jetzt entbehren mußte.

„Das alles brauchen wir ja aber nicht!" sagte Riebe unmuthig; und seine Frau antwortete ihm nur mit einem Seufzer. Er bewies, daß sie hier glücklich lebte, und sie weinte immer stärker, weil sie an alle die kleinen Vorzüge dachte, die sie in Eulenrode, durch das Amt ihres Mannes und durch den freundschaftlichen Umgang mit dem reichen Brand gehabt hatte. Hannchen fürch-

tete, der Vater könnte ihr einen Ersatz für den geliebten Wilhelm geben wollen, wie ihrer Mutter für den Lindenhügel. Sie sagte mit dem Lächeln der Geduld: ich bin glücklich! und ging hinaus, ihren Träumen nachzuhangen.

Der Förster war nicht so hart, wie er Hannchen zu seyn schien. Er selbst glaubte das nicht so recht, was er mit Eifer als Wahrheit vertheidigte; aber er hoffte, Frau und Tochter am Ende überreden zu können, daß sie glücklich lebten. Ach, meine schönen, nesseltuchenen Gardinen! sagte die Försterin seufzend, und warf einen betrübten Blick auf die kahlen Fenster. — „Frau, sag mir, kann nur Ein Sonnenstrahl in das Zimmer? Und ist nicht die Linde da eine bessere Gardine, als jede andre, wäre sie auch von Batist? In der Blüthezeit hast du den Wohlgeruch noch obendrein!" Das half nicht. So gut die Försterin auch war, sie seufzte dennoch über den Mangel an Gardinen, selbst wenn sie erst so eben das Spiel der vom Winde bewegten Blätter und die angenehme Kühle

im Zimmer gelobt hatte. Er schalt darüber; doch er selber sah, wenn ihn einmal ein rechtlicher Mann besuchte, ängstlich auf die Fenster. Sein Unmuth brach in Spöttereien aus; Weiber können über Unglück nur weinen.

Mit Hannchen kam der Förster noch viel weniger zurecht; sie war mit allem zufrieden, und dennoch weinte sie oft verstohlen. Daß Liebe zu dem jungen Brand im Spiele war, vermuthete er wohl; aber er hatte in seinem zwanzigjährigen Ehestande vergessen, was diese Leidenschaft in einem jungen Herzen wirkt. „Ich weiß ja," sagte er lächelnd, „wie einem in der Jugend zu Muthe ist. Denke doch nur zurück, liebe Frau!" — Nun eben darum! erwiederte seine Gattin, die sich noch sehr wohl erinnerte, wie ungern sie sich von ihrem Bräutigam getrennt hatte, wenn er auch nur auf ein Paar Stunden in den Wald geritten war. Er verstand sie nicht. „Siehst du wohl?" hob er wieder an; „das vergißt sich. Sie nähme lieber den, das ist wahr; aber da sie ihn nun ein-

mal nicht bekommen kann, so nimmt sie auch einen Andern. Es wird ihr eben so gehen, wie dir mit der Linde." — Es ist aber die alte Linde nicht! — „Nun, doch immer eine Linde!"

Nach einiger Zeit ließ Riebe wieder Gardinen vor die Fenster hängen, und alles kam fast wieder in die vorige Ordnung. Nun war seine Gattin wieder heiterer, und auch Hannchen, glaubte er, sollte es werden. Ein junger Mensch aus der Nachbarschaft, der Sohn eines Pächters, der ein kleines Freigut hatte, begegnete Hannchen einmal, machte sich ein Gewerbe bei ihrem Vater, und gewann sogleich dessen Neigung, so daß er Umgang im Hause erhielt. Er war ein fleißiger junger Mensch, der sich durch artiges Betragen und durch die Kleidung von den gewöhnlichen Bauern unterschied. Hannchen betrug sich aber so gleichgültig gegen ihn, daß er wohl sah, er für sich allein würde es bei ihr nicht weit bringen. Deshalb wendete er sich mit einem bestimmten Antrage an den Vater. „Hm!" erwiederte dieser:

„weiß meine Tochter schon davon? . . . Ich für meine Person habe gar nichts gegen den Antrag.“

Am Abend erzählte er seiner Frau, was geschehen war. Trotz allen ihren Versicherungen von Hannchens fester Treue, war sie über den Vorschlag sehr vergnügt, zweifelte gar nicht, daß sie eine gehorsame Tochter seyn würde, und wollte gleich morgen mit ihr reden. Hannchen erschrak so sehr, daß sie erblaßte und einer Ohnmacht nahe war. Sie fiel ihrer Mutter um den Hals, und sagte: wollen Sie mich nach Jahr und Tag im Sarge sehen? — Als die Mutter noch weiter in sie drang, erklärte sie feierlich, daß jede Heirath ihr Tod seyn würde; und endlich erhielt sie das Versprechen, daß der Freier abgewiesen werden sollte.

„Aber worauf hofft denn das Mädchen?“ fragte der Vater. „Ich will selbst mit ihr reden!“ Hannchen, die nun schon gefaßt war, sprach so bestimmt und so rührend von ihrem nahen Tode, wenn sie zu einer Heirath gezwungen würde, daß sie auch ihren

Vater furchtsam machte. „Aber, mein Kind,“ fragte er, „was willst du denn?“ Jetzt brachen ihre Thränen hervor. O, ich möchte sterben! Nur das ist mein Wunsch! — Der Freier wurde höflich abgewiesen, und heirathete bald nachher ein andres Mädchen. Nun sprach der Vater murrend von Närrinnen, die nicht wüßten, was sie wollten, und denen man den Kopf zurecht setzen sollte; dann schwieg er. Doch die Mutter wiederholte, obgleich sanfter, etwas Aehnliches, so oft sie von irgend jemand gehört hatte, daß der junge Mann in guten Umständen wäre und mit seiner Frau recht glücklich lebte.

Es meldete sich ein zweiter Freier, ein ältlicher Mann mit einem ziemlich beträchtlichen Vermögen, aber von zweideutigem Rufe. Dies Mal hörte die Mutter kaum auf Hannchens Klagen, und erklärte ihr geradezu, daß sie diesen Mann heirathen müßte. Der Vater war sanfter; er bat seine Tochter nur: sie möchte ihm die Freude machen, sie noch vor seinem Tode versorgt zu sehen. Hannchen sagte ihm entschlossen: wollen Sie

mich einem Manne von schlechtem Rufe aufopfern? — Der Vater schwieg, und zog Erkundigungen ein, die Hannchens Aeußerung von dem üblen Rufe des Mannes bestätigten. Er wies nun den Freier ab, sagte dann aber: kommt nun einmal wieder einer, der dich haben will, so sollst du ihn nehmen, wenn er nur ein rechtschaffner Mann ist, er mag übrigens seyn, wer er will.

Doch nun fand sich kein Freier mehr; denn es ging das Gerücht: Hannchen sey halb und halb mit einem reichen Manne versprochen, der sie zwar sitzen lasse, auf den sie aber noch immer rechne. An diesem Gerüchte war die Mutter Schuld; sie that nehmlich in ihren Strafpredigten oft die Frage: worauf wartest du denn? auf Brand? Ja, hoffe einer nur auf reiche und vornehme Leute! Dies hatte die Magd gehört und weiter erzählt. Das dadurch entstandne Gerücht kam auch den Eltern zu Ohren, und zwar mit Zusätzen, welche ihren Unmuth noch vergrößern mußten. Jetzt war eine böse Zeit für Hannchen. Der Vater machte bei allen Ge-

legenheiten bittre Anmerkungen, und die Mutter brach dann in Vorwürfe aus, die dem Herzen der Tochter sehr wehe thaten. Doch Hannchen trug das alles mit himmlischer Geduld, und suchte nur die Liebe ihrer Eltern wieder zu gewinnen, die sie freilich nicht verloren hatte, da alle Vorwürfe, welche sie jetzt hören mußte, aus keiner andern Quelle herkamen, als aus der Sorge für ihr künftiges Schicksal.

In ihrer gänzlichen Verlassenheit entstand bei ihr doch wieder eine neue schöne Hoffnung. Sie hatte ja nur für den geliebten Wilhelm die beiden Heirathsanträge ausgeschlagen, und um seinetwillen trug sie ja auch die harten Vorwürfe ihrer Eltern. Mußte er sie für diese Treue nicht belohnen? Und womit sonst konnte er dies thun, als mit seinem Herzen und seiner Hand? Aber — wie sollte er erfahren, was sie um seinetwillen litt? Sie mußte alles der Vorsehung überlassen; und das that sie mit desto froherem Muthe, da sie keine andere Hoffnung hatte, als diese einzige. Sie hängte sich mit

der ganzen Kraft ihres weichen Herzens an die süßen Träumereien, durch welche sie in ihren einsamen Stunden so glücklich war. Jetzt erinnerte sie sich ihrer ganzen Kindheit, jeder kleinen Scene mit Wilhelm, jedes Wortes, jeder Miene von ihm. Es würde ihr immer unwahrscheinlicher, daß er Theodoren geliebt haben könnte, und zuletzt fand sie das unmöglich. Er hatte nur sie geliebt, er konnte nie eine Andre lieben. Nun waren ihre Hoffnungen Gewißheit, und sie genoß bei aller Härte ihrer Eltern eines so reinen Glückes, als vielleicht die Wirklichkeit nicht geben kann. Wilhelm war ihr treu, suchte sie auf, und mußte sie endlich finden: das war der Traum, der in sehr mannichfaltigen Farben und Gestalten immer wiederkam, und dessen Erfüllung sie mit solcher Zuversicht erwartete, daß sie sogar anfing, ihre Mutter etwas davon merken zu lassen. Ihre Phantasie ermattete endlich unter der steten Anstrengung, und jetzt hatte sie nur noch den sehnlichen Wunsch, einmal nach Eulenrode zu reisen.

Ihre Mutter äußerte zufälliger Weise dasselbe. Nun sprach Hannchen so oft von dem Lindenhügel und dem Grabe ihres Großvaters, daß der Wunsch bei ihrer Mutter ein sehnliches Verlangen wurde. Man führte den Vater leise auf diesen Gedanken. Er schwieg; denn er war entschlossen, den Wunsch seiner Frau nicht zu erfüllen, weil er nicht aufs neue Unzufriedenheit mit ihrem jetzigen Aufenthalte bei ihr erregen wollte. Doch sie und Hannchen bestürmten ihn mit Bitten und Thränen, so daß er endlich dachte: schlimmer, als es jetzt ist, kann es doch nicht werden.

Die Familie reiste ab. Der Vater bemerkte, noch fern, die Linde auf dem Hügel zuerst, und zeigte sie seiner Familie. Die Mutter weinte Thränen einer frommen Erinnerung; Hannchen starrte mit Augen voll Entzückens vor sich hin. Nahe bei dem Dorfe konnten alle nicht mehr auf dem Wagen bleiben; sie stiegen aus, um früher den Boden zu betreten, auf dem sie so glücklich gewesen waren. Sie begegneten einem Ein-

wohner von Eulenrode, und fragten ihn: wie heißt denn der hiesige Förster? — Rauch! — Was macht denn Herr Brand? fragte Hannchen mit fliegender Brust. — Der ist schon lange weggezogen. Das Gut aber gehört ihm noch. Er hat es verpachtet. Der junge Herr kommt alle Jahr einmal her, und wohnt da oben in dem Häuschen, bei der Linde. Das hat er — setzte der Mann mit einem schlauen Lächeln hinzu — der Jungfer Hannchen zu Ehren bauen lassen.

Nun waren Hannchens Träume erfüllt! Im frohesten Muthe ging sie mit ihren Eltern um das Dorf hin, dem Hügel zu. Als sie den kleinen Altar mit der Inschrift daran erblickte, fiel sie auf die Kniee, und weinte Thränen der Freude. Ja, sagte sie in einer schönen Begeisterung: ja, Wilhelm! du liebst mich! du bist mein! Und ich? O, um deinetwillen ertrug ich ja die harten Vorwürfe meiner Eltern. Leiden, sterben konnte ich für dich; doch nimmermehr dir treulos werden!

„Aber," hob der Vater mit sanfter Stimme

me an: „warum sagtest du denn nicht früher, daß es so mit euch Beiden steht? Dann hätten wir ihn gewiß schon lange wieder! . . . Ja, mein Kind, ich bin hart gegen dich gewesen. Aber ich wußte ja nicht, was ich jetzt weiß. Wer hätte das denken sollen! Dieses kleine Haus, und der Altar! Eine solche Liebe!" Die Mutter hatte jetzt Linde und Grab über Haus und Altar vergessen, und alle Drei umarmten einander, ohne zu bemerken, daß der Pächter von Brands Gute, und Theodore, die jetzige Försterin Rauch, nicht weit von ihnen standen und die Scene mit ansahen.

Theodore erkannte die Familie bald, und ging den Hügel hinan. Gott Lob! sagte sie, daß du endlich kommst! Wie hat er dich gesucht! Wie unglücklich war er, daß er dich nicht finden konnte! Er liebt dich ganz unaussprechlich.

Jetzt kam auch der Pächter, und bestätigte die frohe Nachricht von Wilhelms Liebe. Die Eltern gingen mit ihm in seine Wohnung; Theodore blieb mit ihrer Freun-

din bei dem Altare, und erzählte. „Aber," fiel Hannchen ein, „er liebte ja dich?" — Theodore erröthete. Nein, Hannchen, dich allein hat er geliebt. Mich warnte er nur, und nicht ohne Ursache. O, die Männer! die Männer!

„Aber es hieß ja, Wilhelm selber wäre ausschweifend?"

Es hieß so; doch er war unschuldig, und blieb dir immer treu. Hannchen, wie glücklich bist du! — Theodore erzählte alles, was ihr Mann ihr gestanden hatte. Hannchen war außer sich, und küßte ihre Freundin einmal über das andre.

Ich glaube aber, fuhr Theodore fort, du darfst keine Zeit versäumen, wenn du ihn nicht verlieren willst. Als er das letzte Mal hier war, sprach er so räthselhaft. Es kam mir beinahe so vor, als hätte er die Hoffnung dich wiederzufinden, ganz aufgegeben, und als wollte er sich nun nach einer andren Braut umsehen.

Hannchen erschrak und faßte zitternd Theodorens Hand. „Wo soll ich ihn finden?"

Er ist in Berlin. Der Pächter hat seine Adresse.

Hannchen ging sogleich zu dem Manne hinunter; aber — er hatte die Adresse verlegt, und suchte sie vergebens. Indeß erinnerte er sich an einige Nahmen und Umstände, so daß es doch möglich seyn mußte, den jungen Brand in Berlin zu finden. Hannchen bat ihren Vater, sogleich mit ihr dahin zu reisen. Er wollte sich erst nicht dazu entschließen; Theodore aber rieth ihm, ja keine Zeit zu versäumen. Sie sagte ihre Bedenklichkeiten, und der Pächter bestätigte diese durch die Aeußerung: ich glaube, das letzte Mal war es nicht mehr, wie sonst. Er könnte leicht auf ein andres Mädchen denken. —

Hannchens Angst, die immer größer wurde, bewog den Vater, ihren Wunsch zu erfüllen. Sie machte aus ihrer Kleidung ein kleines Päckchen. Theodore gab ihnen noch einige Wäsche mit, weil sie auf eine so weite Reise nicht eingerichtet waren. Der Pächter erbot sich, sie die ersten Meilen fahren zu lassen; und dann würden sie, meinte er, von

drei zu drei Meilen wohl wieder ein Fuhr-werk finden.

Am folgenden Morgen traten Vater und Tochter die Reise an; die Mutter blieb in Eulenrode, und wollte von da bald nach Hause zurückkehren, damit in der Wirthschaft nichts versäumt würde. Sie bekamen glücklicher Weise immer Pferde; nur zwei Meilen von Berlin waren schlechterdings keine mehr zu haben, weil gerade viele Extraposten durchgekommen waren, und alle vorhandne gebraucht hatten. Man sagte Rieben: er würde wenigstens vier Stunden warten müssen, ehe er weiter fahren könnte. Das war Hannchen zu lange; sie bat ihren Vater, er möchte doch den kurzen Weg mit ihr zu Fuße gehen. Als er einwilligte, zog sie ihre beste Kleidung an; und die Freude darüber, daß sie ihrem Geliebten nun so nahe war, färbte ihre Wangen mit der lieblichsten Röthe. Sie hängte ihr Päckchen in den Arm, schürzte den Rock ein wenig auf, und war nach einigen Stunden vor Berlin.

Hannchen erstaunte über die lange und

breite Straße, die sie vor sich hatte; doch die Schildwachen und der Officier nicht weniger über das schöne Mädchen vom Lande. Ihr Päckchen wurde visitirt; der Visitator sah aber mehr auf ihr schönes Gesicht, als auf die Kleider, die sie ihm erröthend zeigte. Riebe erkundigte sich unterdessen bei dem freundlichen Officier nach dem jungen Herrn Brand, und erzählte, was er von dem Pächter in Eulenrode erfahren hatte; doch der Officier wußte ihm keine Auskunft zu geben.

Nahe dabei stand ein Mann, der Hannchen mit brennenden Augen betrachtete, und dabei kein Wort von ihres Vaters Unterredung mit dem Officier verlor. So wie sie abgefertigt waren, und die lange Straße hinunter gingen, näherte sich der Mann ihrem Vater von der Seite, und grüßte ihn freundlich, wie einen Bekannten. Der Förster redete ihn an, und erkundigte sich bei ihm nach dem jungen Herrn Brand. Jener ließ sich erzählen, was sie denn bei Herrn Brand eigentlich wollten. Dann fragte er, ob sie schon in Berlin gewesen wären und Be-

kannte darin hätten. Er lächelte bei den Antworten, die er bekam, und meinte, daß es schwer seyn würde, den Herrn, den sie suchten, zu erfragen. Nach einer kleinen Weile unterbrach er sich auf einmal mitten in einer Erzählung: so eben fällt mir ein, daß ich einmal einen jungen Herrn Brand gesprochen habe. Er hatte vorher, wenn ich nicht irre, auf dem Lande bei einem Förster gewohnt. Das Dorf hieß, glaube ich, Ilenrode, oder Eulenrode. Recht genau habe ich nicht darauf Acht gegeben.

Das ist er gewiß! sagten Vater und Tochter. — Wohl möglich. Aber der wohnt ziemlich weit von hier. — Hannchen meinte: er sollte sie nur hinbringen; sie würde das Gehen wohl aushalten. Der dienstfertige Mann war dazu bereit, und unterhielt die Fremden so angenehm, daß sie gar nicht auf den Weg achteten, den er sie führte, und der in die Kreuz und Quer ging. Endlich sagte Hannchen, das Gehen auf den Steinen mache sie müde. Nun, so dächte ich, sagte der Unbekannte, wir ließen Ihre liebe Tochter irgend-

wo, und gingen weiter. Vielleicht wäre es ohnedies wohl gut, wenn Sie Herrn Brand erst allein sprächen. Man kann zuweilen nicht wissen . . .

„Ja, das ist wahr. Aber wo bleibt denn meine Tochter?" — Dafür lassen Sie mich sorgen. Hier in der Nähe wohnt eine gute Freundin von mir, eine brave Frau, bei der Ihre Tochter ein Paar Stunden bleiben kann. Hannchen nahm jetzt zwar das zurück, was sie von ihrer Müdigkeit gesagt hatte; der Vater fand es aber schicklich, Wilhelmen erst allein zu sprechen. Auf einmal sagte der Unbekannte: bis zu meiner guten Freundin ist es doch zu weit. Kommen Sie nur mit in dieses Haus. Er ließ sie auf der Flur stehen, ging in ein Zimmer, blieb fünf Minuten darin, und kam nun mit einer ältlichen Frau zum Vorschein, die den Vater und die Tochter einlud, herein zu reten.

Sie fanden da einige wohlgekleidete Mädchen, welche die Frau ihre Töchter nannte. Hannchen sollte eine Stunde hier bleiben; ihr Vater ging mit seinem Führer weiter,

fast immer durch Quergassen, und bald in dieser, bald in jener Richtung. Endlich sagte der Unbekannte: hier wohnt er; aber Niemand im Hause wußte etwas von einem Herrn Brand. Ja, sagte der unermüdliche Führer; hier in Berlin kennt man oft seinen Nachbar nicht. Lassen Sie uns nur nach dem Frankfurter Thore gehen. Nicht weit von da wohnt ein Freund von Herrn Brand; der wird uns zuverlässig sagen, wo wir ihn finden können.

„Das sind ja erschrecklich weite Wege!" sagte Riebe endlich. „Ich habe noch nicht einen Bissen genossen, und es ist beinahe Abend. Fast möchte ich . . ."

Je, Herr Förster, hier ist ein Wirthshaus. Gehen Sie nur hinein. Ich will unterdessen meinen Bekannten aufsuchen. Wir Berliner sind der weiten Wege gewohnt. Aber Sie müssen ja auf mich warten, daß ich Sie nicht verfehle!

„Ich gehe nicht von der Stelle," sagte Riebe, und schüttelte dem dienstfertigen Manne die Hand.

Der Förster ging hinein, und foderte sich Essen und Trinken. Er wartete eine Stunde, und noch eine; aber vergebens. Endlich wurde er besorgt, daß seinem Führer irgend ein Unglück begegnet seyn könnte, und er klagte dem Wirthe seine Unruhe.

Wie heißt denn Ihr Begleiter? und wer ist er?

„Das weiß ich nicht. Ein sehr guter, dienstfertiger Mann, dem ich für seine große Mühe gar nicht genug werde danken können. Aber mein armes Hannchen! wie mag die sich jetzt ängstigen, daß ich so lange ausbleibe!" — Es war neun Uhr Abends, und der Unbekannte ließ sich noch immer nicht sehen. Riebe wurde mit jeder Minute unruhiger, und nun erzählte er dem Wirthe alles, was ihm heute begegnet war.

In welchem Hause ist denn Ihre Tochter? oder in welcher Straße?

„Das weiß ich nicht. Berlin ist so groß, daß man sich wohl darin verirren kann."

Nun, so wird Ihr Begleiter wohl wiederkommen; er muß Sie ja zu ihrer Tochter bringen. —

Riebe legte sich endlich in großer Unruhe zu Bette. Am folgenden Morgen sagte der Wirth: wenn der Mensch Sie nur nicht angeführt hat!

„O nein! Er muß wohl wiederkommen; denn die Madame, bei der mein Hannchen ist, wird sich wohl hüten, sie zu behalten."

Wie war denn Ihr Begleiter gekleidet? (Riebe beschrieb ihn.) Hm! so scheint er freilich ein honetter, und sogar ein wohlhabender Mann zu seyn. Aber — ist denn Ihre Tochter hübsch? Ich meine, ganz vorzüglich. Verstehen Sie mich — so etwa ... wie soll ich sagen? — schön?

„Ihre Bildung ist, Gott sey Dank, gerade nicht häßlich. Wie ein junges Mädchen aussieht: roth und weiß. Schön eben nicht. Zur Schönheit gehört viel!"

Nun, so mag es der Himmel wissen. Denn sonst wäre ich auf einen bösen Gedanken gekommen. — Der Wirth fing nach einigen Stunden an, seinen Gast recht umständlich auszufragen. Nun erfuhr er, daß die Soldaten am Thore sich um Hannchen

her gestellt, und daß der Officier beim Weggehen gesagt hatte: das Mädchen ist ein wahrer Engel!

Wo lag denn das Haus, in das der Mann Ihre Tochter brachte? Ich möchte es nur so ungefähr wissen.

„Ja, wenn ich das sagen könnte!"

Wer wohnte denn darin?

„Eine Frau und ihre drei Töchter."

Wie sahen denn die Mädchen aus? waren sie etwa geschminkt? waren sie frech gekleidet?

„Ich habe nicht recht darauf Acht gegeben; denn der Fremde sprach in Einem fort mit mir. Es ist mir so dunkel, als hätten die Töchter sehr rothe Backen gehabt. Und daß sie den Hals so bloß trugen — nun, das mag in Berlin wohl Mode seyn."

Ja, es ist richtig!

„Was denn, lieber Herr Wirth?"

Der Unbekannte hat Ihre Tochter in ein schlechtes Haus gebracht.

„Wie? um Gottes willen! In ein . . . Großer Gott!"

Aber können Sie sich denn auf gar nichts mehr besinnen? auf keine Straße, keinen Platz? Es fällt einem doch, wenn man zum ersten Mal an einem Orte ist, dies oder jenes auf.

„O, der Bösewicht schleppte mich ja so die Kreuz und Quer, daß ich wie in einem Labyrinthe ging."

Der Schurke! Ihre Tochter ist verloren, das sage ich Ihnen. — Riebe war kalt und starr vor Schrecken. — Herr, Sie müssen keine Zeit verlieren. Ich kenne einige verdächtige Häuser, und will Ihnen suchen helfen.

Riebe schwankte nur, indem er ging. Sein Schmerz war so rührend, daß der Wirth ihm versprach, er wollte alles Mögliche anwenden, daß seine Tochter entdeckt würde. Doch es fand sich keine Spur von ihr, obgleich der Wirth beinahe zwei Tage lang suchte.

„Aber, was können sie mit dem armen Hannchen vorhaben?" fragte Riebe endlich.

Herr, Sie fragen seltsam! Man will sie verführen: sehen Sie das nicht?

„Das soll ihnen wohl nicht gelingen; dazu ist meine Tochter zu gut erzogen. Am Ende wird sie auch wohl Mittel finden, zu entkommen und die Obrigkeit um Hülfe zu bitten.“

Der Wirth sagte ihm nun, welche Mittel die Verführung habe, ein unerfahrnes, furchtsames Mädchen um ihre Unschuld zu bringen. Jetzt rang der Vater wieder die Hände: er sah sein Hannchen schon durch harte Behandlung, oder durch berauschende Getränke und andre Mittel, als eine Beute der Wollust. Ja, ja, sagte der Wirth; sie werden ihr auch Vergnügen genug zu machen suchen, daß sie darüber den Vater und alles vergessen soll. Gehen Sie doch hier unter den Linden ein Paar Stunden auf und nieder. Es wäre leicht möglich, daß Sie Ihrer Tochter, oder doch dem Schurken, der Sie betrogen hat, begegneten. —

Hier war es, wo Wilhelm den alten Riebe antraf. „Wo ist denn Hannchen?“ fragte dieser auf seinem Zimmer in großer Unruhe.

Mit herzzerschneidenden Tönen antwortete Riebe: in einem schlechten Hause! verführt! entehrt! — Wilhelm sprang mit rollenden Augen vom Stuhle auf, und sagte: „ist es möglich! dieses Mädchen konnte so tief sinken!"

O, hätte ich dich und deinen Vater nie gesehen! Ihr seyd Schuld an meinem Jammer! Ach, wie wird sie die Hände nach mir ausstrecken! mein gutes, unschuldiges Kind!

Es währte lange, ehe Wilhelm dem Vater das alles abfragte, was hier dem Leser im Zusammenhange erzählt worden ist. Als er dann endlich wußte, daß Hannchen unschuldig war, sagte er ruhiger: „wir werden sie wiederfinden; Ihre Noth soll bald geendigt seyn." Er fuhr sogleich zu dem Polizei-Präsidenten, bat ihn, ein unschuldiges Mädchen aus einem Hause der Schande und des Elendes zu retten, und erhielt das bestimmte Versprechen, daß alle verdächtige Häuser sogleich durchsucht werden sollten.

Riebe mußte die Nacht bei ihm bleiben, und hatte jetzt wieder einige Hoffnung. O,

sagte er endlich, Wilhelm, wenn du wüßtest, wie gut sie dir ist! Nein, du kannst nie so viel für sie thun, als sie für dich gethan hat. Und trügest du sie ihr ganzes Lebenlang auf den Händen, es wäre noch immer nicht genug; denn sieh nur . . . —

Wilhelm unterbrach ihn mit großer Unruhe: „aber wie kommen Sie denn nach Berlin?" — Er wollte den Vater aus seiner Begeisterung bringen, und brachte ihn nur noch tiefer hinein. Riebe erzählte ihm, wie treu ihm Hannchen gewesen sey, welche Anträge sie um seinetwillen ausgeschlagen habe. Wir glaubten, lieber Wilhelm, fuhr er fort, du hättest dich mit des Oberförsters Theodore eingelassen; und so quälten wir unser armes Kind. Ja, ich kann es nicht läugnen, wir waren hart gegen sie. Die Mutter sagte ihr Spöttereien, die ihr durch Mark und Bein gehen mußten; und ich war unfreundlich, verdrießlich. Du kennst ja ihr weiches Herz, das schon Ein rauhes Wort erschrecken kann. Und ich? ich sagte ihr wohl tausend. Aber sie ertrug das, und blieb dir

treu. Endlich reisten wir nach Eulenrode; und da kam alles an den Tag. Du warst meinem Hannchen eben so treu, wie sie dir. Theodore, die jetzige Rauch, erzählte uns, du hättest uns gesucht, und endlich sogar eine Auffoderung in die Zeitungen setzen lassen. Als wir nun das alles wußten, da sagte Hannchen: Vater, lassen Sie uns nach Berlin reisen! Ich muß ihn wiedersehen, oder sterben! — Habe ich doch in meinem Leben nicht geglaubt, daß ein Mensch einen andern so unaussprechlich lieben kann!

Riebe bemerkte nicht, daß Wilhelm sehr unruhig da saß, immer die Augen niederschlug, keine Sylbe sagte, und nur von Zeit zu Zeit einmal seufzte. „Es ist schon Mitternacht," sagte Wilhelm endlich; „und wir werden morgen Kräfte nöthig haben, das arme Hannchen aufzusuchen." Riebe schlief, von der Müdigkeit überwältigt, und von der neuen Hoffnung beruhigt, bald ein; doch in Wilhelms Auge kam der Schlaf nicht eine Minute. In einer Angst, die an Verzweiflung gränzte, konnte er keinen Gedanken

ken fest halten, und mußte sich den doppelten Wogen in seinem Herzen überlassen. Hannchen und Luise standen zugleich vor ihm — Beide unglücklich, Beide mit gleich gerechten Ansprüchen auf seine Hand.

Jetzt hörte er Hannchen mit ihrem weichen Herzen, voll Glaubens an seine Liebe, fragen: was that ich dir, daß du mich so täuschen konntest? Nur der Tod wird mich von meinem Gram befreien. Dann stand Luise mit stolzem Blicke vor ihm, und sagte: ich verachte dich! — Was er auch thun mochte: er mußte unglücklich werden.

Endlich brach der Morgen an. Wilhelm schrieb Luisen: er werde sie heute nicht sehen können, weil ihm der Zufall Gelegenheit gegeben habe, einen Menschen vom größten Unglück zu retten. Dann überlegte er mit Rieben, was zu thun wäre. Endlich ließ er seinen Wirth ersuchen, zu ihm zu kommen, erzählte ihm den Vorfall, und bat ihn um Rath.

Ich kenne einen Menschen, sagte der

Wirth, der, wenn das Mädchen anders noch zu retten ist, es gewiß rettet.

Wer ist denn der ehrliche Mann? fragte der Förster.

Ja, ein ehrlicher Mann ist er wohl eben nicht; vielmehr der ausgemachteste Spitzbube, der aber nach den strengsten Grundsätzen der Redlichkeit handelt. Ich weiß, Herr Brand, Sie lachen darüber; und doch ist es so, wie ich sage. Der Kerl läßt sich zu allen möglichen Schelmereien brauchen; doch meint er es immer ehrlich mit dem, der ihn bezahlt hat. Er ist der liederlichste, ausschweifendste Mensch von der Welt; aber hat er Jemanden sein Wort gegeben, so hält er es. Wie gesagt, Sie müssen nie einen Spitzbuben gesehen haben, der zugleich nach Grundsätzen so ehrlich ist.

Das müßte der Papa hören! sagte der Förster. —

Der ehrliche Spitzbube kam: ein Mensch mit dreisten Augen, dem die Ausschweifungen auf die Stirn geschrieben standen. Er ließ sich von dem Förster alle kleinen Um-

stände der Begebenheit erzählen, fragte dann nach der Figur der Frau, zu welcher Hannchen gebracht worden war, rieb sich die Stirn, und sagte lächelnd: die Sache ist ja aber nicht werth, daß man darum nur einen Fuß aus der Stelle setzt. In einem solchen Hause läßt es sich auch leben! — Indeß — wenn Sie das Mädchen denn doch wieder haben wollen: nun, für funfzig Thaler schaffe ich sie Ihnen, und wäre sie unter der Erde verborgen. (Das Geld wurde ihm versprochen, und Wilhelm gab ihm noch überdies einige Louisd'or zu seinen Streifereien.) — Sehen Sie, hob der Mensch jetzt wieder an, es wäre möglich gewesen, daß ich ihrem Gegenpart versprochen gehabt hätte, das Mädchen zu kapern. Dann dürften Sie nicht darauf rechnen, sie wieder zu bekommen. Hier in Berlin giebt es Leute, die sich für Geld zu allem brauchen lassen, und denen es der Teufel selbst nicht ansähe, wer sie sind. Ich aber heuchle nicht, und sage gerade heraus, was ich bin: ein ehrlicher Kerl, auf dessen Wort man sich verlassen kann. Genug, ich hoffe, Ihnen

Nachricht von der Mamsell zu geben. Aber in ein Paar Tagen kann schon viel geschehen seyn; und will sie nicht kommen, so kann ich nicht helfen. —

O Gott, sie ist so unschuldig! sagte der Vater. — Der Kerl grinsete. Unschuld hin, Unschuld her! Ein ganz weißes Kleid wird am leichtesten schmutzig. Ich war so unschuldig, wie einer; aber ich weiß, wie geschwind das anders wurde. Sie sollten nur die Welt kennen! Ich habe Großen und Kleinen gedient. Nun adieu, meine Herren. Ich will meine Reise anfangen.

Am Abend kam er wieder, um Bericht abzustatten. Er wußte, wie er sagte, so viel wie gar nichts. Hannchens Entführer kannte er, und beschrieb ihn auf das genaueste. Aber, setzte er hinzu, das ist einer meiner besten Kunden. Ich ließe mich eher in Stücken hauen, ehe ich ihn nennte. Doch das Mädchen soll er nicht behalten, schon darum nicht, weil er mir kein gutes Wort darum gegönnt hat. Morgen habe ich's heraus, oder es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen.

Der Wirth schlug ihm vor, von dem Entführer selbst herauszulocken, wo Hannchen wäre. — Betriegen? sagte der Kerl: wofür sehen Sie mich an? Von ihm mag ich es nicht wissen; ich will es schon ohne ihn erfahren.

Am folgenden Abend kam er wieder, und nannte das Haus, in welches Hannchen gebracht war. Aber, setzte er hinzu, da ist sie nicht mehr. Auch ist die Wirthin des Hauses an der Sache ganz unschuldig. Der Herr hat sie gleich am folgenden Morgen in einem Wagen abgeholt.

Riebe ging mit Wilhelm nach dem bezeichneten Hause, und erkannte es auf den ersten Blick. Also war der ehrliche Spitzbube wirklich auf der Spur; und nun fühlte Wilhelm sein Herz ein wenig erleichtert, so daß er sich vornahm, heute Abend Luisen zu besuchen. Das Hausmädchen sagte ihm: sie ist mit der Madame auf ein Paar Tage verreist. Auf den Fall, daß Sie nach ihr fragten, hat sie ein Billet hier gelassen. In dem Billet stand weiter nichts, als daß sie mit

ihrer Mutter ein Paar Tage auf dem Lande zubringen wollte. Er würde sie jetzt wohl eben nicht vermissen, da ihn gerade die Rettung eines Unglücklichen beschäftigte.

Wilhelm sah es nicht ungern, daß Luise nicht in Berlin war; denn er konnte doch nun erst abwarten, welche Wendung Hannchens Schicksal nehmen würde. Als er wieder zu Hause kam, brachte der ehrliche Spitzbube die Nachricht, daß er Hannchens Aufenthalt endlich ausgespürt hätte, und daß sie in einem Garten vor dem Thore wäre. Riebe und Wilhelm fuhren noch am späten Abend, in Begleitung eines Polizei-Commissairs, nach dem bezeichneten Garten. Man fragte den Wirth vom Hause nach dem jungen Frauenzimmer; und er antwortete unbefangen: eine Dame hat die Mamsell heute Nachmittag abgeholt. Man wollte ihm nicht glauben; er berief sich aber auf einen andern Polizei-Commissair, der Hannchen, auf eine Vollmacht, von ihm gefodert, und sie der Dame, die mit ihr verwandt sey, überliefert habe. Alle Personen im Hause bestätigten

dies; und man fand es wirklich wahr, als nun auch der von dem Wirthe genannte Polizei-Commissair um die Sache befragt wurde. Dieser beschrieb übrigens Hannchens Figur so richtig, daß auch nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben konnte, ob wirklich sie, und keine Andre, in dem Gartenhause gewesen wäre.

Und wer ist denn die Dame? fragte Wilhelm. — Das weiß ich nicht. Ich bekam den Befehl, ihr das schöne junge Mädchen zu übergeben. Nun fuhren sie Beide zusammen ab, ohne daß ich mich um sonst etwas zu bekümmern brauchte. Der Wirth erzählte noch: ein Herr, den er nicht kennte, hätte Hannchen bei ihm in die Kost verdungen. Sie wäre unbeschreiblich traurig gewesen, und hätte besonders über den Kummer ihres Vaters gejammert.

Man fuhr zurück, und mußte sich in Geduld ergeben bis zum folgenden Tage, wo man von dem Polizei-Präsidenten mehr zu erfahren hoffte. Dieser war, als Riebe und Wilhelm ihn sprachen, etwas zurückhaltend;

doch als der Vater unruhig wurde, sagte er bestimmt, daß Hannchen in Sicherheit wäre und nach einigen Tagen wieder bei ihm seyn würde. Jetzt befände sie sich bei einer sehr rechtschaffnen Dame, die es sich ausgebeten hätte, sie noch ein Paar Tage bei sich behalten zu dürfen. Das Zurückhalten konnte sich Wilhelm leicht erklären, als der ehrliche Spion sich entfallen ließ, daß der Entführer ein Mann von hohem Stande sey, den man nothwendig schonen müsse.

Wilhelms Hauswirth bestätigte diese Nachrichten, und nicht lange nachher bekam Riebe durch einen Unbekannten sogar ein Billet von seiner Tochter, worin sie ihm schrieb, daß eine engelgute Dame ihre Retterin wäre, und daß sie nach einigen Tagen wieder bei ihm seyn würde.

So näherte sich denn für Wilhelm der entscheidende Augenblick; denn auch Luise mußte in Kurzem von ihrer kleinen Reise zurückkommen. Noch wußte nicht einmal Hannchens Vater, daß sein Herz einer Andern gehörte. Wohl hundertmal nahm Wil-

helm sich vor, es ihm zu entdecken; doch nie konnte er sich entschließen, die Freude des alten Mannes über die Rettung seines geliebten Kindes zu stören. Aber nur noch zwei Tage konnte der schöne Traum des Vaters dauern; dann mußte Wilhelm selbst ihm einen neuen, eben so schweren Gram verursachen. Er liebte Luisen, und er mußte sich gestehen, daß ihr seine Hand gehörte. Aber in seinem Herzen sprach doch auch eine zärtliche Stimme für Hannchen: ihr und Luisens Bild flossen vor seiner Phantasie fast immer in Eins zusammen.

Riebe fing endlich an zu merken, daß seinem jungen Freunde etwas nicht recht war, und fragte ihn nach der Ursache seiner Unruhe. Jedes Wort des treuherzigen Alten vermehrte Wilhelms Leiden. Er schrieb an Luisen, an Hannchen, und zerriß die Briefe wieder. Einmal nahm er sich sogar vor, Berlin zu verlassen, und er gab den Gedanken nur darum auf, weil es ihm unmännlich, ungroßmüthig schien, den Schmerz der Unglücklichen nicht mit ihnen zu theilen.

Endlich war Luise wieder da, und ließ ihn bitten, er möchte zu ihr kommen. Zu gleicher Zeit schrieb Hannchen ihrem Vater: er möchte sie doch besuchen; sie wäre bei der Madame Gold, die sich ihrer wie eine gute Mutter angenommen hätte.

Wilhelm wußte nicht, welche von Beiden er zuerst besuchen sollte. Endlich beschloß er, sich der Madame Lange zu entdecken, und sie um Rath zu fragen, wie Hannchen am besten zu beruhigen seyn würde. Er bat Rieben, seine Tochter erst allein zu sprechen, weil es sie vielleicht zu sehr überraschen könnte, wenn er ganz unerwartet mit käme. Riebe fand das sehr vernünftig, und sagte, als er im Begriff stand zu gehen: wie wird sie sich freuen, wenn sie hört, daß du hier bist, und daß du sie noch liebst! Wilhelm seufzte, antwortete nicht, und eilte zu Luisen.

Sie saß schwermüthig da, und schien geweint zu haben. Wilhelm setzte sich zu ihr; doch auch er war heute in sich selbst vertieft. Auf einmal hob Luise an: Sie haben mir ja noch nicht ein Wort von dem Un-

glücklichen gesagt, den Sie retten wollten. — Wilhelm erröthete; doch erzählte er ihr ziemlich aufrichtig, was er gethan hatte, und was er wußte. — Sie haben Hannchen noch nicht gesehen? fragte sie langsam. Warum nicht?

Den wahren Grund wollte ihr Wilhelm nicht gestehen, und sie schien auch nicht sehr begierig, ihn zu wissen. Er verließ sie; denn sie sagte ihm, daß sie ein Paar Besuche zu machen hätte. Doch eigentlich wollte sie ihm nur die Thränen verbergen, die ihr in die Augen stiegen.

Sie hatte Ursache, zu weinen; denn — sie kannte Hannchen schon, und hatte sie retten helfen. Als Luise das Billet von Wilhelm bekam, worin er ihr schrieb, daß er einen Unglücklichen retten müßte, nahm sie es fast ein wenig übel, daß er ihr nicht sagte, wer der Unglückliche wäre. Sein Wirth hatte gerade bei ihrer Mutter zu thun. Natürlicher Weise fragte sie ihn nach Brand; und der Mann erzählte ihr nun alles sehr umständlich: er hatte nehmlich ein wenig ge-

horcht, und wußte also von Hannchens Liebe, und von den Aufopferungen, die sie für ihren Wilhelm gemacht hatte.

„Und was sagte denn Herr Brand dazu?" fragte die Mutter.

Gar nichts; wenigstens nichts, was wie Ja oder Nein klang. Der Förster mußte das Schweigen wohl als Ja nehmen; denn er sprach vom Heirathen, sobald seine Tochter wiedergefunden wäre.

„Und da sagte Brand?" fragte die Mutter, welche Luisen unvermerkt einen Wink gab, das Gespräch i h r zu überlassen.

Wieder gar nichts! — (In Luisens Gesicht war bei dieser Antwort einiger Unmuth.) Der Wirth erzählte von den Anstalten, die man getroffen hätte, um Hannchen aus den Händen ihres Entführers zu befreien, und fuhr dann fort: auf der Spur ist ihr mein ehrlicher Spitzbube. Er weiß den Entführer, will ihn aber nicht nennen. Vermuthlich fürchtet er die Hitze des Vaters, und eine Unvorsichtigkeit von Herrn Brand, der sogleich von dem Mini-

ster sprach. Und mein Spitzbube hat Recht; denn der lüsterne Herr ist ein Mann . . . Es läßt sich mit ihm nicht spaßen, und er mag auch wohl eine recht gute Kundschaft für meinen Spürhund seyn.

„Sie wissen ihn also?"

Nun ja. Aber — reinen Mund, Madame Lange! — Er flisterte ihr den Nahmen des Entführers in's Ohr.

Madame Lange erschrak ein wenig, und stand, als der Wirth sie wieder verlassen hatte, in tiefen Gedanken.

Nicht ein Wort hat er geantwortet! sagte Luise; das werde ich ihm so bald nicht vergessen!

„Willst du mir wohl sagen, was er dem Vater hätte antworten sollen, der mit seiner Tochter, in der festen Gewißheit, daß Brand sie noch liebe, nach Berlin gekommen war?"

Die Wahrheit, glaube ich, liebe Mutter: „meine Hand, mein Herz ist nicht mehr frei," oder so etwas; denn erfahren müssen sie es ja doch einmal.

„Aber jetzt? jetzt, in eben dem Augenblicke, da das Herz des Vaters ohnehin so schwer gedrückt ist?"

Jetzt aber erregt oder unterhält Brand Hoffnungen . . .

. . . „die er, wenn die Umstände es nöthig machen, auch erfüllen muß."

Erfüllen? — O Gott!

„Er hat Hannchen einmal geliebt. Wie denn, wenn er sie noch liebte? wenn seine Liebe zu dir nur die höchste Achtung gewesen wäre? Würdest du nicht gern der Hand eines Mannes entsagen, der eine Andre mehr liebte, als dich? würdest du das Glück zweier edlen Menschen stören wollen, wenn du auch völlig dazu berechtigt wärest?"

Was wäre denn Liebe und Treue, wenn man bei jeder neuen Leidenschaft seine Versprechungen zurücknehmen dürfte! Und duldete ich das jetzt so ruhig: müßte ich es dann nicht auch als Frau erdulden?

„Du hast Recht, und auch Unrecht, Luise. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache ansehen will. Nähme Brand sein

Wort zurück, so handelte er unedel, und die heftigste Leidenschaft würde ihn nicht entschuldigen. Aber trätest du zurück, um zwei Menschen glücklich zu machen, dann handeltest du deiner würdig. — Doch, was reden wir! Haben wir Hannchen gesehen? wissen wir schon, wie sie denkt und was sie hofft? Erst will ich sie retten: das ist jetzt das Wichtigste."

Retten? wie so?

Madame Lange lächelte, und ließ, anstatt zu antworten, einen Wagen kommen. Sie fuhr zu dem Oheim des Entführers, einem sehr bedeutenden Manne, den sie kannte, und von dem sie vorzüglich hochgeschätzt wurde. Als sie ihm alles erzählt hatte, machte sie ihn aufmerksam darauf, wie gefährlich die Sache werden könnte, und bat ihn um Erlaubniß, alles wieder in Ordnung zu bringen, sobald sein Neffe den Aufenthalt des Mädchens angezeigt hätte.

Der Neffe wurde sogleich gesucht, und, da er unter mancherlei Vorwänden nicht kam, beobachtet. Man entdeckte Hannchens Auf-

enthalt sehr leicht, und der Polizei-Präsident stellte nun einen Befehl aus, daß sie der Madame Gold (einer Freundin der Madame Lange) ausgeliefert werden sollte.

Madame Gold, Luise, und ihre Mutter fuhren nach dem Garten vor dem Thore, wo Hannchen war, und der Besitzer desselben gab ihnen, als er den Befehl des Polizei-Direktoriums sah, ohne Widerrede den Schlüssel zu Hannchens Zimmer. Das arme Mädchen stürzte vor Schrecken in einen Winkel; doch Madame Lange sagte: „Fürchten Sie nichts, mein liebes Kind. Sie sind frei. Ihr Vater ist bei dem jungen Herrn Brand, den er glücklich gefunden hat."

Als Hannchen diese Worte hörte, rief sie, ganz außer sich: o, mein Vater! Und auch Wilhelm? . . . O, bringen Sie mich von hier weg! . . . Ich bin sehr unglücklich gewesen!

Alle drei Frauenzimmer umarmten sie; doch Luise war nicht ganz frei von Neid, da sie sich gestehen mußte, daß sie nie ein schöneres Mädchen gesehen hätte, als dieses.

Wo sind Ihre Kleider? fragte Madame Lange, als sie Hannchens sehr freien Anzug bemerkte. Hannchen verbarg ihr vor Scham erröthendes Gesicht an Luisen, und sagte schluchzend: o, die abscheulichen Menschen! Diese häßliche Kleidung haben sie mir gegeben, und mir meine eigene mit Gewalt genommen! — Madame Lange zog ihren Ueberrock aus, und gab ihn ihr.

Hannchen erzählte, oft von schmerzlichen Thränen unterbrochen, was ihr begegnet war. Anfangs wußte sie nicht, in welch einem Hause sie sich befand. Man führte sie in ein andres Zimmer, und eins der Mädchen blieb bei ihr, um ihr Gesellschaft zu leisten, bis ihr Vater mit dem Fremden zurückkäme. Als dieser gegen Abend sich noch immer nicht wieder sehen ließ, fing sie an unruhig zu werden. Endlich, ganz spät, kam der Herr, der sie hieher gebracht hatte, und sagte: Brand wäre nicht zu finden gewesen; ihr Vater würde die Nacht bei ihm selbst zubringen, weil er vor Müdigkeit den weiten Weg durch die Stadt nicht noch einmal

machen könnte. Er hätte ihm aufgetragen, ihr zu bestellen, daß sie die Nacht nur hier im Hause bleiben möchte.

Man ließ ihn mit Hannchen allein, und er machte einige Versuche, wie weit es mit ihr wohl zu bringen wäre; doch er merkte bald, daß sie nichts weniger als eine leichte Beute war, und wollte es nun der weiblichen Gesellschaft im Hause überlassen, sie nach seinen Wünschen zu stimmen.

Am folgenden Morgen fand Hannchen vor ihrem Bette das Kleid, worin sie einige Tage später gerettet wurde. Man sagte ihr, dieser Schnitt sey in Berlin Mode, und sie fand das durch den Anzug der Mädchen, die sie noch immer nicht für das erkannte, was sie waren, bestätigt. Endlich aber sah sie augenscheinlich, in welch einem schändlichen Hause sie war, und nun drohete sie, aus dem Fenster um Hülfe zu rufen, wenn man sie nicht gehen ließe. Der Entführer kam wieder, und versprach ihr, sie sogleich zu ihrem Vater zu bringen. Sie eilte, ohne sich erst anders zu kleiden, mit ihm in den

Wagen, und er brachte sie, ohne sich von ihren Thränen rühren zu lassen, in ein Haus vor dem Thore, das nicht viel besser war, das aber mitten in einem Garten lag, und wo also ihr Geschrei nicht so leicht gehört werden konnte. Er versprach ihr, daß ihr Vater bald bei ihr seyn sollte, und entschuldigte sich, wegen des Hauses, in das er sie geführt hatte, damit, daß es ihm selbst nicht recht bekannt gewesen wäre. Als er Hannchen wieder ein wenig beruhigt sah, hielt er ihrer Tugend eine Lobrede, und sagte ihr, daß er sie sowohl darum, als wegen ihrer Schönheit, unaussprechlich liebte. Jetzt erst merkte Hannchen, daß sie in den Händen eines Bösewichtes war, der vom Anfange an den Plan gehabt hätte, sie unglücklich zu machen. Sie erblaßte, und zitterte: denn ein Blick aus dem Fenster zeigte ihr, daß niemand ihr Schreien hören würde; und daß sie in der Gewalt eines mächtigen Bösewichtes war, schloß sie aus der Ehrerbietung, mit der man ihm in diesem Hause, wie in dem vorigen, begegnete. Glücklicher Weise hatte sie noch

so viel Besinnung, daß sie ihre Zuflucht zur List nehmen konnte. Sie antwortete ihm: er möchte sie nur erst zu ihrem Vater bringen; der sollte ihr rathen, was sie zu antworten hätte.

Nein, schönes Kind, erwiederte er: erst muß ich wissen, was ich von Ihnen zu hoffen habe. Eher werden Sie Ihren Vater nicht wiedersehen. — Hannchen zwang sich zu einem Lächeln. „Wenn es Ihr Ernst ist, mich zu heirathen . . .”

Allerdings, unterbrach er sie, und überhäufte sie mit Schmeicheleien, mit den zärtlichsten Benennungen. Da sie sich nicht anders zu rathen wußte, so sagte sie: es wäre ihr, als ob sie ihn wohl lieben könnte; und wenn er sie zu ihrem Vater brächte . . .

Er ließ sie nicht ausreden, und wollte sie umarmen; doch sie riß sich von ihm los, und er entfernte sich endlich, in der Hoffnung, bei einem neuen Versuche glücklicher zu seyn.

Jetzt kam der Besitzer des Gartens, und sagte ihr: der Herr, der sie zu ihr gebracht

hätte, wäre ein sehr vornehmer Mann. Er könnte, wenn er wollte, sie und ihren Vater leicht sehr unglücklich machen; und gegen den hätte sie von niemand Schutz zu hoffen! Diese Vorstellungen machten Eindruck bei Hannchen: sie sah ihren Vater schon in Ketten und in einem Gefängniß unter der Erde. In der größten Angst beschwor sie den Wirth, ihr Nachricht von ihrem Vater zu bringen. Er bezeugte ihr sein Mitleiden, und versprach, recht gern zu thun, was er könne; nur sie gehen lassen, dürfe er nicht, weil er sich sonst der Rache des vornehmen Mannes aussetzen würde. Es gelang ihm, alle Leidenschaften bei ihr rege zu machen, die er wollte; aber nie konnte er ihren Abscheu vor dem Unmenschen, der sie von ihrem Vater getrennt hatte, nur eine Minute unterdrükken. So — unter Schmeicheleien und Drohungen — brachte sie die ängstlichsten Stunden hin, bis endlich Madame Gold sie abholte. Madame Lange hatte dieser ihrer Freundin die Hauptsache bei dem Geschäft übertragen, damit sie Hannchen und

den jungen Brand desto genauer beobachten könnte.

Sobald Hannchen in Sicherheit war, sank ihr Kopf auf Luisens Schulter, und der Schlaf überwältigte ihre Sinne; denn sie hatte zeither vor Angst fast keine Stunde geschlafen. Als sie erwachte, saß Luise an ihrem Bette. Hannchen fragte sogleich nach ihrem Vater; und Luise rieth ihr, ein Paar Zeilen an ihn zu schreiben, und ihn zu bitten, daß er zu ihr kommen möchte. Nun erkundigte sich Hannchen auch nach Herrn Brand. „In welchem Verhältnisse," fragte Luise, „stehen Sie denn mit dem? ist er ein Verwandter von Ihnen?"

Hannchen erzählte mit der zartesten weiblichen Verschämtheit, doch mit dem Feuer der Liebe, von ihrer Kinderjahren und ihrem Umgange mit Wilhelm. Jedes Wort verrieth ihre Begeisterung. Mit bebender Stimme beschrieb sie zuletzt ihre Trennung von Wilhelm, ihren Abschied, ach! nicht von ihm, nur von der Linde und von dem Grabe, den täglichen Zeugen ihrer Liebe. „Ich warf"

— sagte sie dann — „noch einen Blick auf den Garten, worin er lebte; dann war es, als wenn alles um mich her ganz finster würde. Jetzt erst, da ich ihn verloren hatte, wußte ich, wie sehr ich ihn liebte!" — Sie erwähnte der Opfer kaum, die sie ihm gebracht, und deutete nur fast unmerklich auf die Härte hin, womit ihre Eltern sie behandelt hatten. „Endlich" — so schloß sie — „endlich willigte mein Vater in eine Reise nach Eulenrode; und — o! wie soll ich Ihnen sagen, was ich empfand, als ich den kleinen Altar sah, den er unsrer Liebe errichtet hat! O, die schönen Worte daran! Ich hätte in dem Augenblicke sterben mögen; und doch war ich so unaussprechlich glücklich!"

Aber, liebes Kind, sagte Luise, furchtsam und schonend, wenn er Sie nun vergessen hätte!

„Vergessen? Nein, Sie kennen sein Herz nicht, wenn Sie das von ihm glauben!"

Er ist schon so lange in Berlin, und hat Sie vergebens aufgesucht. Einige Jahre sind ja hinlänglich, auch das treueste Herz, wenn

es alle Hoffnungen aufgeben muß, zu verändern.

„Gewiß nicht! Er hat mich ja gesucht, und noch ganz vor Kurzem meinen Vater in den Zeitungen aufgefodert. O, Sie kennen sein treues Herz nicht!" Luise mochte sagen, was sie wollte — Hannchen war nicht zu dem kleinsten Zweifel zu bringen.

Als Luise wieder zu Hause war, warf ihre Mutter einen forschenden Blick auf sie, und sagte: „mein Kind, glaubst du wirklich ganz ruhig seyn zu können, oder ist deine heitre Miene Verstellung?"

Ich würde gar keine Unruhe gehabt haben, liebe Mutter, wenn Sie mit Ihren Bedenklichkeiten mir keine gemacht hätten. Er hat Hannchen einmal geliebt, und sie liebt ihn noch. Ich bin aber seine Braut, und sie muß sich zu fassen suchen. Fand sie sich ein Paar Monate früher, so mußte ich mich in mein Schicksal ergeben; jetzt aber ist die Reihe an ihr.

„Würdest du nicht geklagt haben, wenn sie sich früher wieder gefunden hätte? Und

sie . . . Hat er sie nicht aufgefodert? nicht gesucht? . . . Aber das ist es nicht, was ich meine. Du sprichst so kalt von der Sache, als wäre die Rede von einem Kopfputze; und das thut mir leid. Es scheint mir, als hätte Hannchen mehr verdient, als die harten Worte: ich bin seine Braut, und sie muß sich zu fassen suchen."

Was soll ich denn thun? fragte Luise, und ließ heimlich eine Thräne auf ihre Arbeit fallen.

„Du sollst nicht die Großmüthige spielen, und sagen: da nimm ihn! Aber du sollst Hannchens Schmerz mit ihr theilen."

O, das thue ich; denn ich fühle, daß auch mein Schmerz unaussprechlich groß seyn würde, wenn ich ihm entsagen müßte.

„Ich fodre nichts von dir, mein Kind, als Menschlichkeit. Zwischen euch Beiden wird Brand entscheiden; und möge ihn der Himmel mit einer von euch glücklich machen! Oder — glaubst du etwa, er habe schon entschieden?"

Ja, liebe Mutter.

„Denkst du denn gar nicht daran, daß er sie geliebt hat, und daß alte Eindrücke wieder neu werden können? Hannchen ist schön, sehr schön. Oder findest du das nicht?"

Ja, liebe Mutter, das ist sie; aber mich liebt er.

„Nun, laß uns einmal den Fall annehmen, mein Kind, ihr Anblick machte in seinem Herzen ehemalige Empfindungen wieder rege; und das geschieht zuverlässig, da sie ihn noch so innig liebt. Wenn nun sein Herz dann zwischen euch Beiden schwankte?"

So wäre er keiner von uns Beiden werth.

„Keiner von euch Beiden werth? — Wie verstehe ich das? Hörte er nicht einmal auf, Hannchen zu lieben? War nicht ein Augenblick da, wo er zwischen euch Beiden schwankte? Warum verdiente er da noch das edelste Mädchen, meine Luise? Oder darf man die erste Veränderlichkeit eines Herzens verzeihen, und die folgenden nicht? Was that er denn Böses, als er nach und

nach anfing dich zu lieben und Hannchen zu vergessen? Er war ein Mensch. Soll ihn das nicht auch jetzt noch schützen? Nein, Luise, wenn er schwankte, dann Hannchens Gesellschaft aufsuchte, dann dich verließe, um seine Leidenschaft zu befriedigen: dann wäre er der Hand eines tugendhaften Mädchens nicht werth; aber nur dann!"

Das eben meinte ich, liebe Mutter. Wenn er mir sein Wort bräche, wenn er mich verließe, weil er Hannchen schöner fände, als mich.

Die Mutter lächelte. „Wenn nun aber sein Herz zwischen euch Beiden schwankte; wenn die alten Gefühle bei ihm mit neuer Stärke erwachten, und er dann mit seiner Liebe, mit seinem verlangenden Herzen kämpfte: — ich bin überzeugt, Luise, er würde sich auch in diesem Falle unsrer Achtung werth erhalten; denn er hat gezeigt, wie stark, wie edel er seyn kann."

O gewiß, liebe Mutter! Treulos wird er mir nicht seyn, ja, auch nicht einmal zwischen mir und Hannchen schwanken.

„Wahrscheinlich nicht; denn nicht deine Schönheit hat ihn gefesselt, auch nicht der Anblick einer so heißen Liebe, wie Hannchen sie zu ihm hat, (in beiden Stücken stehst du ihr nach): sondern . . .”

Wie! ich liebte ihn nicht eben so innig, eben so zärtlich, wie Hannchen?

„Gewiß nicht. Deine Liebe ist besonnener; aber wäre sie auch wirklich eben so heiß: sie wird ihm dennoch immer kälter scheinen, als Hannchens Leidenschaft, die sich in jedem Ausbruche ihres Herzens so mächtig zeigt. Ich habe ihre Unterredung mit dir gehört, und sie dabei durch eine Oeffnung in der Thüre auch gesehen. Nie in meinem Leben ist mir in jedem Ton der Worte und in jedem Blick ein lebhafterer Ausdruck der Liebe vorgekommen. Möchtest du, Luise, daß Brand bei dieser Unterredung zugegen gewesen wäre?”

Mit dieser Frage traf die Mutter das Herz ihrer Tochter. Während der Unterredung hatte Luise sehr oft gedacht: o, Gott! wenn Brand das schöne Mädchen so reden

hörte, und sie so sähe, wie ich! Sie selbst war von den innigen, bewegenden Tönen der heißen Liebe hingerissen worden. Mit niedergeschlagenen Augen sagte sie jetzt: Sie wollten eine Vergleichung zwischen meiner und Hannchens Liebe anstellen, liebe Mutter.

„Nun wohl. Nicht deine Schönheit fesselte ihn, auch nicht deine Liebe, sondern dein Geist. Liebe und Schönheit erregen leidenschaftlichere Liebe; doch der Geist schlingt die festesten Banden. Wahrscheinlich also wirst du ihn behalten." (Luise küßte ihr die Hand.) „Allein gesetzt, daß ich mich dennoch irrte — denn es fehlt Hannchen nur an Ausbildung; Charakter hat sie, und der findet sich nie ohne Geist — gesetzt, daß er dennoch anfinge zwischen euch Beiden zu schwanken, und am Ende Hannchen dir vorzöge: was würdest du dann thun, meine Tochter?"

Wenn er aufgehört hätte mich zu lieben? O Mutter, warum quälen Sie mich so! Aber wenn er mich nicht mehr liebte, so würde ich ohne allen Schmerz und sehr gleichgültig seine Hand jeder Andern überlassen.

„Wie gern," sagte die Mutter nach einer Pause, „hätte ich meine Tochter stolz an mein Herz gedrückt! Es thut mir weh, daß ich es nicht kann."

Soll ich noch mehr? fragte Luise, mit gesenktem Kopfe.

Die Mutter hob sanft ihr Gesicht auf. „Ohne Schmerz? sehr gleichgültig? Nun, dann hättest du ihn nie geliebt. Nein, ich hoffte, meine Luise würde den liebenden Mann der Liebenden abtreten, zwar mit tiefem Schmerz, mit Thränen, aber doch auch mit dem erhebenden Gefühle, zwei Herzen beglückt zu haben. Sie würde an der Brust ihrer Mutter den Trost suchen und finden, den ihr verwundetes Herz bedürfte und verdiente. Der Fall ist noch nicht da, Luise; aber er könnte doch kommen. Hannchens Erzählung hat mich wunderbar gerührt. Sie ist schön, und ihr leidenschaftlicher Zustand erhöhet ihre Schönheit noch. Jetzt, mein Kind, hast du deine ganze Besonnenheit, die ruhigste Ueberlegung nöthig, um dich nicht unglücklich zu machen. Dein

Schicksal muß in Kurzem entschieden seyn. Ueberlaß es nicht dem Zufalle, nicht der Leidenschaft deines oder eines andern Herzens, nicht dem Vertrauen auf die Gerechtigkeit eines Andern; sondern entscheide du es selbst durch eigne Klugheit. Oder — habe ich dein Zutrauen noch? . . . Ich will sonst nichts, als dein Glück, mein Kind. Er könnte dir seine Hand geben, und du wärest vielleicht dennoch unglücklich. Er würde ein Opfer seiner Tugend; und du ein Raub der fürchterlichsten Leidenschaft, des Mißtrauens gegen deinen Mann. Du kennst die Gefahren des Lebens. Ich hoffe, daß du ihnen besonnen ausweichen, und daß du dein Glück, ja selbst dein reines sittliches Gefühl, nicht auf das Spiel setzen wirst. Es kann so leicht verloren gehen!"

Luise weinte, und machte dann mit einer Art von Hitze allerlei Einwürfe; doch am Ende mußte sie zugeben, daß Trennung von dem Geliebten ihr leichter zu ertragen seyn würde, als die unauflösliche Verbindung mit einem Manne, dessen Herz ihr

nicht ungetheilt gehörte. Sie versprach ihrer Mutter Vorsicht und die besonnenste Aufmerksamkeit auf das Betragen ihres Geliebten. — —

In dieser Stimmung fand Wilhelm Luisen. Sie war mit seiner Aufrichtigkeit im Erzählen so ziemlich zufrieden; denn daß er ihr verschwieg, welche Hoffnungen den alten Riebe und Hannchen nach Berlin gebracht hatten, fand sie ganz natürlich. Eben das meinte auch die Mutter, die nun fast ungeduldig auf eine Unterredung mit der Madame Gold hoffte, um zu erfahren, wie sich Wilhelm bei der Zusammenkunft mit Hannchen betragen hätte.

Als Riebe zu seiner Tochter kam, sanken sie einander sprachlos in die Arme. Es war ein sehr rührendes Schauspiel, wie der Vater mit Thränen in den Augen Hannchens Erzählungen von ihrer Noth anhörte, ihr die Wangen streichelte, ihr durch die zärtlichsten Liebkosungen allen Schmerz zu vergüten suchte, zum Himmel aufblickte, als übertrüge er dem die Rache, und seine Tochter

ter hundertmal umarmte. Er hätte sich beinahe vor der Madame Gold auf die Kniee geworfen, als er erfuhr, daß sie die Retterin seines Kindes wäre. Endlich sagte er zu Hannchen: nun komm, mein Kind! wir wollen gehen. Jetzt fragte Madame Gold: „wo wohnen Sie denn, Herr Förster?"

Bei einem Herzensfreunde von mir und von Hannchen: bei dem jungen Herrn Brand, wenn Sie ihn kennen.

Hannchen unterbrach ihn schon bei den letzten Worten mit Leidenschaft: o, wo ist er? warum haben Sie ihn denn nicht mitgebracht? — Der Vater erzählte Hannchen, welche Mühe sich Wilhelm gegeben hätte, ihren Aufenthalt zu erforschen. Sie hörte ihm lächelnd zu; und wenn Madame Gold einmal eine Frage dazwischen thun wollte, bat sie durch eine zärtlich wehmüthige Miene, daß sie ihn nicht unterbrechen möchte. Der Vater lobte die Theilnahme, die Liebe, mit welcher Wilhelm ihn aufgenommen hätte, und sagte nun der Madame Gold sehr treuherzig, daß Hannchen und der junge

Mann, von dem er spräche, so gut wie mit einander verlobt wären.

Madame Gold erkundigte sich näher nach Herrn Brand, erinnerte sich auf einmal, daß sie einen jungen Mann des Nahmens kennte, und daß dieser, wenn von ihm gesprochen würde, in genauer Verbindung mit einem sehr achtungswerthen jungen Mädchen stände, von der es sogar hieße, daß sie mit ihm verlobt wäre.

Nein, es ist gewiß nicht derselbe! versicherten Vater und Tochter. Madame Gold ließ sich erzählen, fand, daß er es doch wohl seyn könnte, und erinnerte Hannchen, daß seit dem letzten Suchen nach ihr schon eine geraume Zeit verflossen wäre. Sie fragte den Vater, ob denn Herr Brand auf seine Aeußerung, daß Hannchen ihn liebe, bestimmt geantwortet hätte. Hannchen behauptete noch immer mit der fröhlichsten Zuversicht, es sey gewiß ein Anderer; doch ihr Vater fing an bedenklich zu werden, und schien über das, was Wilhelm ihm gesagt hatte, nachzusinnen.

Während er so da stand, trat Wilhelm in das Zimmer. Hannchen stürzte ihm mit einem lauten Freudengeschrei entgegen, schlang ihren Arm um seinen Nacken, und lag bald, wie leblos, an seinem Herzen. Wilhelm war tief erschüttert, und erblaßte selbst. Er küßte Hannchens bleiche Wangen, doch ohne ein Wort zu sagen. Man trug sie auf den Sofa, und leistete ihr Hülfe. Endlich schlug sie die schönen Augen auf, und ihre Wangen bekamen wieder Farbe. Sie breitete die Arme dem Geliebten entgegen, und Wilhelm faßte zitternd ihre beiden Hände.

So hatte er sich Hannchen nicht gedacht. In seiner Phantasie war das Bild eines hübschen, ohne Geschmack gekleideten Landmädchens, mit runden, glühenden Wangen. Und jetzt sah er ein schlankes, sehr elegant gekleidetes Mädchen vor sich, mit einem schönen ovalen Gesichte, und mit der lieblichsten sanften Röthe auf den Wangen. Hannchen war unbeschreiblich viel schöner, als ehemals, aber noch ganz das unschuldige, ungekünstelte Mädchen, das er verlassen hatte; denn sie

bat ihn, sich neben sie zu setzen, drückte seine Hand zwischen ihren Händen, und sagte freudig: nun bin ich wieder bei dir, lieber Wilhelm! — „Und gerettet!" erwiederte er mit unsichrer Stimme, und mit Verlegenheit in dem Gesichte.

Madame Gold hoffte jeden Augenblick, daß Hannchen von ihrer Liebe reden würde, und dann mußte Brand doch antworten. Hannchen erzählte ihm aber nur mit der Unschuld eines Kindes von Eulenrode, von seinem Altare, von dem Häuschen, von dem Garten und den Lauben darin. Wilhelm lächelte bei dem frohen Geschwätze, faßte ihre Hand, und sah mit Vergnügen auf ihre funkelnden Augen und ihre schönen Lippen. Hannchen plauderte fort, drückte ihm dabei die Hände, und nannte ihn Einmal über das andre: guter, lieber Wilhelm! Anfangs hatte Riebe ihn mit bedenklichen Mienen betrachtet; als er ihn aber bei Hannchen so freundlich sitzen sah, lächelte er, und sagte leise zu der Madame Gold: sehen Sie wohl? Ihr Brand ist doch ein andrer!

Madame Gold antwortete nicht. Sie that eine unbedeutende Frage an Wilhelm; und sobald dieser eine andre Stimme hörte, war er sogleich wieder in seiner unruhigen und ernsten Stimmung, aus der ihn indeß Hannchen bald zum zweiten Mal in eine gänzliche Vergessenheit plauderte. Riebe erinnerte nun an das Abschiednehmen. Hannchen sprang auf, und sagte freudig: o, nun bin ich einmal wieder den ganzen Tag bei dir, lieber, guter Wilhelm!

„Ich werde einmal wieder recht glücklich seyn!" sagte er, fast eben so freudig, und faßte Hannchens Hand. Madame Gold war der Meinung: es wäre doch wohl schicklicher, wenn Hannchen unter ihrer Aufsicht bliebe. — O nein, sagte Hannchen zärtlich: ich werde Sie, so lange ich lebe, als meine Mutter verehren; aber jetzt muß ich fort.

Riebe fand es nicht unschicklich, daß die Tochter bei ihrem Vater wäre. Wilhelm schwieg, und blickte zu Boden. Riebe stand zum Gehen bereit, und Hannchen sah sich nach ihren Handschuhen um. Jetzt mußte

Madame Gold zur Sache kommen, und sogar den Auftrag ihrer Freundin Lange überschreiten, wenn sie Hannchen noch bei sich behalten wollte. Liebes, gutes Kind, hob sie an, ich muß Sie noch einmal bitten, bei mir zu bleiben. Wenn Sie es auch nicht nöthig finden, so wünscht es doch wahrscheinlich Herr Brand selbst. Ein junger Herr ist nicht so eingerichtet, daß er Frauenzimmer bei sich aufnehmen könnte.

Was brauche ich denn? fiel Hannchen lebhaft ein. Sonst nichts, als einen Stuhl, auf dem ich neben ihm sitzen kann. Wir haben ja vor Zeiten fast immer bei einander gesessen.

Das hat nichts zu sagen, meinte der Vater; sie sind von Kindheit auf mit einander umgegangen. — Wilhelm schwieg.

Ich weiß in der That nicht, fuhr Madame Gold mit einem sanften Lächeln fort, ob es angeht, selbst wenn sie alle Drei damit zufrieden sind. Würde auch — so wendete sie sich an Wilhelm — Mamsell Lange damit zufrieden seyn?

Wilhelm wurde blaß. Hannchen fragte ängstlich: wer ist denn Mamsell Lange?

Wilhelm machte eine heftige Bewegung, kämpfte mit sich selbst, und sagte dann mit gemäßigtem Tone: „es ist in der That besser, liebe Schwester, daß du hier bleibst."

Aber, fragte Hannchen noch ängstlicher, wer ist denn Mamsell Lange?

„Hannchen," antwortete Wilhelm jetzt entschlossen: „ich suchte dich mehrere Male; doch du bliebst verschwunden. Ich foderte deinen Vater in den Zeitungen auf, und bekam keine Antwort. Endlich mußte ich glauben, du wärest für mich verloren, du wolltest mich nicht wiedersehen, du hättest noch immer . . ." —

Aber, unterbrach ihn Hannchen, bleich und zitternd, sag mir doch endlich: wer ist denn Mamsell Lange?

„Es ist meine Braut." Sie schrak zusammen, und blieb dann wie eine Bildsäule stehen. Der Vater wendete das bleiche Gesicht ab, ohne eine Sylbe zu sagen.

Hannchen blickte langsam wieder auf,

seufzte tief, und sagte dann leise: lassen Sie uns nach Hause reisen, lieber Vater. Die Mutter wird auf uns hoffen.

Riebe beugte sein Gesicht auf die Stirn seiner unglücklichen Tochter; und so standen Beide in stummen Schmerze. In Wilhelms verstörtem Gesichte war die äußerste Angst unverkennbar. Kommen Sie, lieber Vater! sagte Hannchen noch einmal ganz leise. Sie reichte Wilhelmen mit halb abgewendetem Gesichte die Hand, und sagte mit zitternder Stimme: leb wohl, Wilhelm! — Der Vater wollte gehen; Madame Gold sagte aber: Sie müssen doch erst einige Anstalten zu der Reise machen, einen Wagen bestellen, und dergleichen.

Ach nein! sagte Hannchen ängstlich; zu Fuß! gleich jetzt! Sie glauben nicht, wie mir zu Muthe ist! Ich muß fort! ich muß! Mir ist so angst. O, lassen Sie mich; sonst sterbe ich hier vor seinen Augen: und das wollte ich doch nicht gern! — Sie schwankte und rief: es wird mir so schwarz vor den Augen! Gott ist barmherzig! Wilhelm, leb

wohl! Mit diesen Worten sank sie ihrem Vater und der Madame Gold in die Arme. Wilhelm stand da, wie versteinert. Sein Auge war erstarrt, und von der Stirn rollten große Tropfen, welche die Angst ihm auspreßte. Madame Gold sagte ihm leise: Sie thäten, glaube ich, wohl daran, wenn Sie weggingen, ehe Hannchen sich wieder erholt.

Er sah ihr so befremdet und so starr in's Gesicht, daß sie erschrak. Doch hatte er sie verstanden; denn er ging leise, wie ein Verbrecher, aus dem Zimmer.

Bald nachher kam Luise mit ihrer Mutter. Madame Gold zeigte auf Hannchen, und sagte Französisch: sie weiß alles. So eben ist er weggegangen. Luise empfand eine unbeschreibliche Angst, als sie das unglückliche Mädchen bleich und mit erloschenen Augen da liegen sah.

Endlich erholte sich Hannchen. Sie sah um sich her, als ob sie Jemanden suchte, faltete dann die Hände, und legte das blasse Gesicht auf ein Sofaküssen. Der Vater re-

dete sie bittend an. Sie zwang sich zu einem Lächeln; doch fast in demselben Augenblick stieß sie ein Angstgeschrei aus. Madame Gold redete ihr mit der höchsten Zärtlichkeit zu, sich zu fassen. Das habe ich ja gethan, erwiederte Hannchen leise. Ach, ich bin nur so matt! Die Brust ist mir so voll, so ängstlich! — Es ging ihm sehr nahe! hob sie nach einer Pause wieder an. Wo ist er? Sie faßte ihres Vaters Hand, und flisterte ihm zu: wenn ich todt bin, so sagen Sie ihm, ich wäre nicht böse auf ihn gewesen, und hätte ihn noch im Sterben geliebt!

Mein Kind, mein armes Kind! jammerte der Vater. Alle schluchzten; niemand konnte dem stillen Schmerze der Unglücklichen widerstehen. — Luise warf sich an dem Sofa nieder, und benetzte Hannchens Hände mit heißen Thränen. Hannchen sah und hörte nichts; sie starrte mit den erloschenen Augen vor sich hin, und legte von Zeit zu Zeit die Hand auf die Brust, als ob sie da Schmerzen fühlte. Auf einmal blickte sie Luisen an, und sagte leise: ich bin sehr unglücklich! Aber er ist unschuldig.

Als sie sich ein wenig erholt hatte, bat sie ihren Vater: er möchte die Abreise beschleunigen. Madame Gold rieth davon ab; der Vater sagte aber, ohne daß Hannchen es hörte: nein, wir dürfen nicht länger bleiben! Er liebt mein armes Kind, das sah ich, und das haben auch Sie gesehen, Madame. Aber ich kenne ihn. Ist er schon versprochen, so hilft alles nichts. Sagen Sie mir: ist er wirklich versprochen? — Ja, Herr Förster; und mit einem Mädchen, das Sie selbst lieben würden, wenn Sie es kennten. — Nun, so gebe Gott ihnen Beiden Glück! Ich will mit meinem Kinde reisen.

Er bat Madame Gold: lassen Sie doch die wenigen Sachen holen, die ich noch bei ihm habe. Ich möchte ihm das Herz nicht gern noch einmal schwer machen. Sie sah nun Luisens Mutter an; und da diese schwieg, so schickte sie zu Wilhelm. Riebe ging nun weg, um Pferde zu bestellen. Hannchen, die an allem fast keinen Theil mehr zu nehmen schien, richtete sich endlich auf, und sagte, als sie Luisen weinen sah: kennen Sie sei-

ne Braut, so sagen Sie ihr, daß Wilhelm unschuldig ist, und daß sie mit ihm sehr glücklich seyn wird. Luise beugte sich auf Hannchen nieder, und küßte sie, in der That mit einer heiligen Ehrfurcht. Es war eine unbeschreiblich rührende Scene. —

Riebe hatte Pferde bestellt, und kam wieder. Hannchen stand auf; sie tappte aber wie im Dunkeln umher, und mußte sich wieder setzen. Nicht lange, so redete sie zuweilen irre; und nun erklärte Madame Gold: die Reise müsse nothwendig noch aufgeschoben werden; Hannchen sey krank. — Luise bewog das arme Mädchen endlich, noch zu warten; sie sagte nehmlich: vielleicht ist ja noch eine Aenderung möglich. Die Mutter umarmte ihre edle Tochter, die aber in der That kaum wußte, was sie gesagt hatte. Es war schon nach einem Arzte geschickt. Er erklärte die Krankheit für ein gefährliches Fieber, und setzte hinzu, daß die sorgfältigste Wartung nöthig seyn würde. Luise erbot sich sogleich, die Nacht bei Hannchen zu wachen, und der Vater ging nun zu Wilhelm.

Dieser saß in tiefem Nachdenken. Riebe setzte sich schweigend neben ihn. Sie ist krank, hob er endlich an; sehr krank! — Wilhelm schwieg, und blieb unverändert in seiner Stellung. Der Tod, fuhr Riebe nach einer Pause fort, wäre das Beste, für sie und für mich! — Wilhelm ergriff mit Heftigkeit seine Hand, und drückte sie, als wollte er sagen: auch für mich!

Man denke sich Wilhelms Zustand! Er liebte Luisen wirklich; aber niemals hatte er anders als mit der zärtlichsten Freundschaft an Hannchen denken können. Jetzt sah er sie wieder in der vollen Blüthe ihrer Schönheit, in der Begeisterung der heißesten Liebe, und dabei mit dem rührenden Vertrauen der kindlichsten Unschuld. Die Tage seiner Kindheit voll der schönsten Freuden standen wieder vor seiner Seele. So liebte ihn die ruhige, besonnene Luise nicht, wie ihn Hannchen liebte. Und ein Mädchen mit diesem Herzen hatte er verlassen! Konnte er hoffen, daß Luise jemals ein so inniges Vertrauen zu ihm haben würde, wie Hannchen?

In diesen Empfindungen und Gedanken saß er da, als er die Worte hörte: sie ist sehr krank. – Er wollte noch diesen Abend zu Hannchen hin; Riebe fragte ihn aber: Wilhelm, kannst du deine Braut verlassen? kannst du meine Tochter heirathen?

„Nein!"

Nun so bleib, und sieh sie nicht wieder! Neue Hoffnung ist bei einem unvermeidlichen Unglück das Schlimmste, was einem begegnen kann. – Wilhelm erzählte jetzt die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Luisen. Riebe hob seufzend an: zwar könnte ich sagen, du hättest es so machen können, oder so. Aber bei welchem Unglück kann man das nicht! Es hat so seyn sollen, und du bist unschuldig. Vorhin dachte ich wohl, du könntest deine Braut zu Hannchen hinführen, und ihr sagen: hier ist das unglückliche Mädchen, das in der Welt kein Glück und keine Hoffnung hat, als meine Liebe. Aber ich hatte vergessen, daß du deine Luise liebst, und daß mein armes Kind nicht glücklich werden kann. — Du hättest wohl noch war-

ten können! sagte er nach einer langen Pause wieder; er setzte aber sogleich hinzu: doch freilich, wir konnten ja noch ein Jahr länger wegbleiben. Und im Grunde bin ich mit meiner Unversöhnlichkeit an allem Schuld. — Beide wurden, je länger sie bei einander saßen, nur noch trauriger, als sie ohnedies schon waren.

Luise wachte unterdessen bei Hannchen, und fühlte die tiefste Wehmuth. Sie wußte nicht, wann Hannchen phantasierte, und wann der Paroxysmus vorüber war. In beiden Zuständen sprach die Kranke gleich sanft und gleich rührend. Luise brachte das Gespräch auf Wilhelms Braut. Hannchen versank in ein tiefes Nachdenken, und endlich sagte sie: ich stelle mir das glückliche Mädchen vor. Ach, ehe ich sterbe — aber jetzt noch nicht; erst kurz vorher! — ehe ich sterbe, möchte ich sie wohl einmal sehen. Ich wollte ihre Hand auf mein Herz legen, und sie da fest halten, bis es aufhörte zu schlagen. Dabei würde ich sie lächelnd ansehen, ja, gewiß lächelnd, und betend. Und ihre Hand sollte sie dann

Wilhelmen in meinem Namen zum Abschiede von mir geben. Das würde sie doch thun, wenn ich sie recht freundlich ansähe, bis mir die Augen brächen? Ich selbst darf ihm wohl die Hand nicht noch einmal geben; denn ich liebe ihn gar zu sehr!

Luise beugte sich laut weinend auf Hannchen nieder, und sagte: engelgutes Mädchen, warum mußt du unglücklich seyn! Deine Güte wird mir noch das Herz brechen, und dann ... — Sie ging in das Nebenzimmer, und rang die Hände. „Aber," sagte sie leise; „ich liebe ihn ja eben so zärtlich, eben so innig!"

Hannchen erzählte nun wieder von ihrer Kindheit, und von den so glücklichen Tagen ihrer Jugend. Damals, sagte sie, liebte er noch niemand anders, als mich; und — setzte sie geheimnißvoll hinzu — auch wurde er von niemand geliebt, als von mir: denn meine Eltern und sein Vater — o, ich mußte zuweilen lächeln, wenn sie sagten, sie liebten ihn. Eine Blume, die er berührt, ein Buch, worin er gelesen, ein Busch, unter

dem er gesessen hatte, waren mir mehr, als alle Freuden der Welt. Ich liebte ihn, ich ganz allein!

Luise zitterte vor dem Augenblicke, da Hannchen endlich erfahren würde, daß Wilhelms Braut keine andre wäre, als sie selbst. Mit Bewilligung ihrer Mutter brachte sie der Kranken ein Opfer; sie schrieb an Wilhelm: eine Familien-Angelegenheit riefe sie und ihre Mutter auf einige Tage von Berlin weg; sobald sie zurückkäme, würde sie es ihn wissen lassen. Es war in ihren Augen unrecht, jetzt Versicherungen einer Liebe anzuhören, welche Hannchen so unglücklich machte; und überdies konnte sie nun ihre ganze Zeit der armen Kranken widmen. Riebe hatte nehmlich gesagt, daß Wilhelm nicht kommen würde; und im Hause der Madame Gold war befohlen worden, daß man ihn, wenn er ja käme, auf einige Minuten in ein andres Zimmer führen sollte, bis Luise und ihre Mutter sich entfernt hätten. — —

In einer vertraulichen Unterredung über Hannchen, die Luisen und ihrer Mutter sehr

werth geworden war, fragte die letztere: „und wenn er sie nun liebte, mein Kind?"

Dann, Mutter, erwiederte Luise, dann wollte ich ihn zu ihr führen, und sagen: da nimm ihn, er ist dein! Ich war seine Braut; aber er liebt dich!

„Meine edle Tochter! . . . Und was meinst du denn von ihrer ersten Zusammenkunft, Luise? Die Gold hat mir gesagt, Brand hätte so ziemlich das Ansehen eines zärtlichen Liebhabers gehabt. Oft wenigstens, sagt sie bestimmt, dürfte er sie nicht wiedersehen."

Sie kennen jetzt die Wirkungen einer unglücklichen Liebe. Sind Sie ganz fest überzeugt, daß ich seinen Verlust mit mehr Ruhe ertragen würde?

„Nein, Luise; du würdest ihn tief und schmerzlich fühlen: aber — du hättest ein gebrochenes Herz geheilt. Und würde nicht Hannchens Entzücken — denke dir die Freude des glücklichen Mädchens! du hast ihren Schmerz gesehen! — würde nicht ihr Entzücken deine Seele beruhigen? Wie viel steht

dir zu Gebote, deinen Schmerz zu mildern!"

Wenn er sie aber nicht liebte, Mutter? sagte Luise ängstlich.

„Dann hättest du den Triumph, das Gute gewollt zu haben, und das große Glück, der Liebe deines Mannes sicher zu seyn."

Hieße es nicht, von neuem Hannchens Leben aufs Spiel setzen, wenn er sie wiedersähe? Denn das scheinen Sie, nach dieser Unterredung mit mir, doch wohl zu wünschen.

Die Mutter schwieg. Luise war ängstlich geworden. Sie fragte Madame Gold nun selbst; und diese äußerte: wenn ich nicht gewußt hätte, daß Brand mit Ihnen verlobt ist, so würde ich aus seinem Betragen gegen Hannchen auf die zärtlichste Liebe zu ihr geschlossen haben.

So oft Luise allein war, wünschte sie, daß Wilhelm Hannchen nicht wiedersehen möchte; denn sie wurde sehr besorgt, da

auch Riebe erzählte, welchen innigen Antheil Brand an Hannchens Krankheit nähme. Aber war sie wieder bei Hannchen, und hörte die sanften Klagen der Unglücklichen, so schämte sie sich dieses Wunsches. Sie überhäufte das Herz, das sie verwunden mußte, mit zärtlicher Liebe, und Hannchen hängte sich nun mit so großer Innigkeit an sie, wie es noch keine von allen ihren Freundinnen gethan hatte.

In einer Nacht, als Luise wieder am Krankenbette saß, nahm Hannchen ihre Hand, und sagte mit einem sanften Lächeln: Ihnen will ich den einzigen Wunsch meines Herzens gestehen. Aber — er ist vergeblich, das weiß ich wohl. Sie schwieg, und sah Luisen zärtlich an.

Luise verstand den Blick. „Welchen Wunsch, meine Liebe? Sagen Sie ihn mir; vielleicht ist er zu erfüllen."

Ich möchte ihn nur noch Einmal wiedersehen. — Luisens Thränen brachen bei diesen Worten hervor. — Nun, sehen Sie

wohl? hob Hannchen sogleich mit sanfter Geduld wieder an: es ist unmöglich. Auch will ich es nicht mehr wünschen.

„Sie sollen ihn wiedersehen, Hannchen! Sie sollen! Was auch der Preis seyn mag!" — Luisens Busen flog höher: sie fühlte darin einen glühenden Schmerz, aber auch eine stolze, nie empfundne Zufriedenheit.

Am folgenden Morgen sagte sie ihrer Mutter ruhig: Brand muß Hannchen wiedersehen. — Die Mutter erstaunte. — Was auch die Folge seyn mag — ich habe es ihr versprochen.

Madame Gold wurde gebeten, Wilhelm einladen zu lassen. Luise und ihre Mutter nahmen von Hannchen auf einige Tage Abschied. Sie reis'ten wirklich auf das Land, wo sie acht Tage bleiben wollten.

„Weißt du auch ganz," fragte die Mutter, „was du thust? Weißt du, daß du sein Herz aufs Spiel setzest?"

Vielleicht! antwortete das edle Mädchen; vielleicht auch nicht. Und wenn ich es ver-

liere — ich habe dann einen großen Schmerz, aber auch eine unendliche Freude. — Die Mutter sagte gerührt: „in dieser Minute vergiltst du meine Sorgen um dich!" — Mit edlem Stolze überließ es Luise jetzt einem fremden Herzen, über ihr Glück zu gebieten; denn ihre Tugend war gerettet.

5.

Die Entwickelung.

Eben, als Wilhelm nach einem langen Kampfe mit sich selbst endlich entschlossen war, Hannchen wieder zu sehen, hielt ein Wagen vor der Thür; und nicht lange, so hörte er die Stimme seines Vaters. Er flog ihm freudig entgegen; denn nun war doch ein Mensch da, dem er seine Sorgen vertrauen konnte. Schon vor mehreren Wochen hatte er seinem Vater geschrieben, daß Madame Lange — er wisse nicht, aus welchen Ursachen — die Heirath noch verzögere. Der Vater hatte ihm versprochen, so bald er könnte, nach Berlin zu kommen und die Sache zu beendigen. Sie umarmten einander; aber der Vater schien jetzt eben so unruhig zu seyn, wie der Sohn, und wirklich suchten Beide einen Anfang zu dem, was sie sagen wollten. Vater, hob Wilhelm endlich an; ich bin in der peinlichsten Unruhe. Hannchen hat sich wiedergefunden.

Mein Herz ist ganz zerrissen! . . . Sie scheinen mich nicht zu hören, lieber Vater. Ich habe Hannchen wiedergefunden; aber zu spät, zu meinem Unglück!

„Auch ich habe jemand wiedergefunden, mein Sohn; und auch zu spät! . . . Deine Mutter!"

Meine Mutter? fragte Wilhelm erstaunt, da er bisher geglaubt hatte, sie wäre bald nach seiner Geburt gestorben.

„Ja, deine Mutter! Sie lebt; und eben bin ich im Begriff zu ihr zu reisen. Sind wir allein? Kann uns niemand stören? . . . Ich heiße nicht Brand, sondern bin ein Baron von Bergedorf. Du bist mein einziger Sohn, und mein Erbe." — Er erzählte nun seine ganze Lebensgeschichte, in so weit sie Wilhelms Mutter anging. „Mein Sohn!" — so schloß er zuletzt — „ich habe sie immer geliebt; und jetzt kann ich sie wiedersehen: sie ist in Dresden. Lies diesen Brief von deiner Tante, der Frau von Graben. Jetzt, da sich mein Schicksal der Entscheidung nähert, mußtest du erfahren, wer du

bist. Ich komme, um deine Braut nur einige Minuten zu sehen, und dann will ich sogleich nach Dresden. Du kannst mich nicht begleiten; denn erst will ich überzeugt seyn, ob deine Mutter es werth ist, ihren Sohn zu umarmen." Das alles sagte der Baron in der größten Unruhe, die, bei seiner gewöhnlichen Besonnenheit, um so stärker auffiel.

Wilhelm wußte nicht, ob er seine Mutter achten sollte oder nicht: denn bald sprach sein Vater mit Unwillen von ihr; dann aber äußerte er wieder Vermuthungen, die ihre Schuld sehr merklich verringerten.

„Nun, führe mich zu deiner Braut; ich habe Eil!" sagte der Vater.

Sie ist zum Unglück auf einige Tage verreist. Aber, lieber Vater, haben Sie vielleicht überhört, daß der alte Riebe und Hannchen hier sind? — Jetzt wurde der Baron aufmerksam, und sein Sohn konnte ihm die Ereignisse der letzten Tage erzählen. Noch ehe er geendigt hatte, kam Riebe selbst von seiner Tochter zurück. Die beiden alten Freunde fielen einander in die Arme; sie

dachten nicht mehr an die vorgefallenen Beleidigungen, nur an die ehemalige Freundschaft, und an ihre Lieblingsbeschäftigung, die Botanik, welche auch Riebe nie ganz vernachlässigt hatte, In Beider Gesichte war die herzlichste Freude: Riebe schien in dieser Minute seine Tochter, und der Baron seine Gattin vergessen zu haben. Sie fühlten jetzt, was sie an einander entbehrt hatten: die ganze Freude, den ganzen Genuß ihres Lebens. „Gott Lob, lieber Riebe, daß ich Sie endlich wieder habe!" sagte der Baron; „und nun — das hoffe ich zu Gott — soll uns auch nichts wieder trennen, alter Freund! Wir ziehen entweder nach Eulenrode, wenn Ihre Frau die Linde noch nicht vergessen hat; oder Sie gehen mit mir auf mein Gut. Da wollen wir einen botanischen Garten anlegen, wie einen Park, und Linné soll ein Denkmahl bekommen, das ihm Ehre macht. Ich denke, einen Kranz von Tulpenbäumen."

Darunter ein schönes Blumenstück, und hinten eine Pflanzung von lauter Auslän-

dern: nicht wahr? O, wie glücklich könnten wir seyn, wenn uns der da nicht einen bösen Streich gespielt hätte! Mein armes Hannchen ist darüber sterbenskrank.

„Sterbenskrank? Hannchen? Wie so denn?" — Riebe erzählte; und der Baron würde seinen Wilhelm gern zu einer Untreue an Luisen beredet haben, wenn er sich nicht geschämt hätte, gegen seine Grundsätze zu handeln. „Freilich," sagte er, „wenn wir das alles so beisammen haben könnten, was uns lieb und werth ist . . ."

Das geht nun einmal nicht, unterbrach ihn Riebe, und trocknete sich schnell die Augen. Wort muß er halten, das sehe ich ein, und sollte es dem armen Hannchen auch das Leben kosten.

„Alter ehrlicher Riebe!" sagte der Baron; „das nenne ich Grundsätze!"

Was Grundsätze! Man muß Wort halten; und Mädchen foppen, ist ein schlechter Streich: das ist alles.

„Nun, bringt mich nur zu Hannchen. Ich muß das Herzensmädchen doch sehen!"

— Sie ließen sich melden. Hannchen erwartete Wilhelms Vater mit Zittern, und streckte ihm, als er hereintrat, die Arme entgegen. Der Baron küßte sie zärtlich, und nannte sie einmal über das andere seine Goldtochter, sein gutes, schönes Mädchen. Durch die herzlichen Liebkosungen des Vaters wurde Hannchen etwas dreister, und blickte endlich auch den Sohn an, der in einiger Entfernung stehen geblieben war. Sie reichte ihm matt die Hand hin, und er näherte sich ihr langsam. — So fremd ist er mir geworden! sagte sie zu dem Baron mit zurückgehaltenen Thränen. Der Baron runzelte die Stirn. „Aber, Wilhelm, so tritt doch heran! Du stehst ja da, als wärest du an den Boden geheftet. Deine Freundin, deine Schwester bleibt Hannchen ja doch in Ewigkeit."

Der Baron faßte ihren Arm, und legte ihn um Wilhelms Rücken. „So, mein schönes Hannchen! sey du großmüthiger, als er!" Wilhelm hatte noch immer sehr verlegen da gestanden; doch jetzt beugte er sich über Hannchen hin, und umarmte sie lange.

„So ist es recht!" sagte der Baron lächelnd. „Aber hast du denn mit deiner Braut schon alles ganz in Richtigkeit gebracht? Läßt sich denn gar nicht mehr helfen? Daß du mein schönes Mädchen hier liebst, das seh' ich an deinen Augen, an deiner trübseligen Miene." Wilhelm verlor alle seine Gedanken. Konnte er seinem Vater widersprechen, da Hannchen so matt, so krank war? Er setzte sich schweigend an ihrem Bette nieder, und hielt ihre zitternde Hand in der seinigen. Sie richtete sich auf, lächelte ihm zu, und sagte: sieh mich nicht so mitleidig an. Ich bin stärker, als du glaubst. Es ist mein Wunsch gewesen, dich noch einmal zu sehen, ehe ich mit meinem Vater wieder nach Hause reise.

„Nach Hause?" sagte der Baron. „Nein, mein gutes Hannchen! Dein Vater, ich und du, wir verlassen einander nicht wieder. Erst mache ich nur noch eine kleine Reise; und dann — dann bleibt Ihr bei mir bis an meinen Tod. Jetzt leb wohl, liebes Mädchen. Ich wollte — ja, trotz

allen Grundsätzen wollte ich, daß ich sagen könnte: liebe Tochter! . . . Da, der Ungetreue soll noch bei dir bleiben. Er thäte mir einen Gefallen, wenn er seine . . . Nun, lebt wohl." — Wilhelm stand finster da. — „Mein Sohn, dein Gesicht prophezeiet nichts Gutes. Auf allen Fall . . . Madame, geben Sie mir doch Tinte. Eine Feder und eine Karte habe ich in meinem Taschenbuche." — Er schrieb ein Paar artige Worte an Madame Lange, worin er sagte, daß er gern in die Verbindung seines Sohnes mit ihrer Tochter willigte. „Hier, mein Sohn," sagte der Vater leise: „wenn es nicht anders seyn kann. Ich wünschte aber, du brauchtest diese Karte nie. Und ich glaube, wenn du einen Blick auf das Bett da würfest, und an die Jahre deiner Jugend dächtest, dann . . ."

. . . dann dürfte ich mein heilig gegebenes Wort brechen? Nein, mein Vater! nimmermehr!

Der Vater küßte ihn, küßte Hannchen, und ging nun, von Rieben begleitet.

Wilhelm setzte sich wieder mit blutendem Herzen an Hannchens Bett. Ich habe eine Bitte an dich, sagte sie freundlich: du sollst mir erzählen, wie es zugegangen ist, daß du mich vergessen hast. Aber, verschweig mir ja nichts! Versprich mir das, guter Wilhelm!

Madame Gold stand auf, um hinaus zu gehen. Nein, sagte Hannchen sanft; ich bitte Sie, bei mir zu bleiben. Es ist ja wohl nicht unrecht, daß ich ihn noch einmal zu sehen gewünscht habe; doch allein sehen darf ich ihn nicht! . . . Wilhelm wird nichts erzählen, was nicht alle gute Menschen hören dürften. Nun, ich bitte dich noch einmal: sag mir alles.

„Gewiß, liebes Hannchen."

Versprich es mir bei meinem Grabe!

„Bei deinem Leben! so wahr ich wünsche, daß du glücklich werden sollst: ich will dir alles sagen." Er erzählte, wie er Hannchen geliebt, wie er sie aufgesucht, wie er Luisen kennen gelernt und nach und nach die größte Hochachtung für sie bekommen, wie er end-

lich alle Hoffnung, Hannchen wiederzusehen, aufgegeben, und auch sogar gehört hätte, daß sie verheirathet wäre. „Hannchen," fuhr er fort, „nun trauerte ich um dich, wie um eine Geliebte, oder eine Schwester. Luise ist ein vortreffliches Mädchen. O, du solltest sie kennen, gutes Hannchen! Ich liebte sie, ja, ich darf es dir nicht verhehlen; aber dich hatte ich deswegen nicht vergessen. Endlich gestand ich ihr meine Liebe; ich erzählte ihr aber auch von dir. Sie wußte, daß ihre Mutter mir sagte: ich möchte dich noch einmal aufsuchen, und sie so lange nicht sehen!"

Das wußte sie? sagte Hannchen, und legte ein Tuch über das Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen. Nach einer langen Stille bat sie: nun, erzähle weiter, lieber Wilhelm.

„Ich suchte nach dir, ließ deinen Vater in vielen Zeitungen auffodern, und durchstreifte die ganze Gegend, worin ich dich zu finden hoffen konnte; doch alles vergebens: du warst und bliebst verschwunden. Was

mußte ich jetzt denken? Was konnte ich noch hoffen? Ich liebte Luisen, sie liebte mich, und wir wurden verlobt." —

Hannchen bedeckte ihr Gesicht aufs neue, und blieb lange so liegen. Und du weißt, fragte sie endlich mit bebender Stimme, daß du mit deiner Braut glücklich seyn wirst? — Er zögerte mit der Antwort; und sie wiederholte ihre Frage. „Ja, Hannchen," sagte er sanft, aber fest: „das weiß ich gewiß. Ich würde mit ihr glücklich seyn, wenn du glücklich wärest. Ja, ich liebe sie: aber ich liebe auch dich, wie eine gute Schwester; und so lange du noch weinst, werde ich mein Glück nicht fühlen!"

Hannchen schwieg. Nach einer langen Pause sagte sie: du wirst gewiß bald glücklich seyn, und auch ich! Wieder nach einer Pause reichte sie ihm die Hand: nun! nun! — Wilhelm stand auf. — Noch Einmal sehe ich dich wieder. Ich werde es dir sagen lassen, wenn es Zeit ist. (Sie dachte an die Todesstunde, wie Madame Gold-

nachher aus ihren Aeußerungen schließen konnte.).

Wilhelm ging sehr traurig zu Hause. Hannchens stille, sanfte Ergebung hatte ihn tief gerührt. Sie war jetzt in seinen Augen eine Heldin, die muthig und stark mit ihrer Liebe kämpfte. Er fühlte, daß sein Herz zwischen ihr und Luisen getheilt war; doch eben deshalb nahm er sich vor, keinen zweideutigen Schritt zu thun, und Hannchen nicht eher wiederzusehen, als bis er seines Herzens sicher wäre. Und diese Sicherheit sollte ihm Luisens Gesellschaft geben.

Sobald Luise von Madame Gold erfahren hatte, daß Wilhelm Hannchen nicht wieder besuchen sollte, kehrte sie mit ihrer Mutter nach Berlin zurück. Wilhelm brachte der Mutter sogleich die Karte seines Vaters, und erklärte seinen Wunsch, daß die Verbindung beschleunigt werden möchte, so bestimmt, daß Luise sich jetzt höchst glücklich fühlte. Die Mutter war hinausgegangen, sobald sie die Karte bekommen hatte; und Wilhelm erzählte nun Luisen, die nach der Kranken

fragte, alles wieder ganz aufrichtig, doch mit einer zarten Schonung gegen Hannchen. Luise wünschte Hannchen selbst zu sprechen, und sie veranlaßte daher Wilhelmen, bald nach Hause zu gehen.

Sie wollte ihre Mutter bitten, sie zu begleiten; die Mutter war aber mit alten Briefen und andern Papieren beschäftigt, und bat sie, den Besuch allein zu machen. Ich habe mich, sagte sie, erst vorhin an ein sehr dringendes Geschäft erinnert, und würde es gern sehen, wenn du diese Nacht bei Hannchen bliebest. Sobald Luise weggegangen war, ließ die Mutter Wilhelmen bitten, sie auf eine Viertelstunde zu besuchen. Er kam noch den Abend spät. Madame Lange ging ihm sehr freundlich entgegen, und sprach von allerlei Gegenständen ohne große Bedeutung. Wilhelm, der auf etwas Wichtiges gerechnet hatte, wußte nicht zu begreifen, wie sie nach solchen Kleinigkeiten, als sein Alter, die Länge seines Aufenthaltes in Eulenrode, und mehr dergleichen, so eifrig fragen konnte. Doch sie hörte nicht auf

zu examiniren, bis er endlich sagte: „mein Vater hat Ursachen gehabt, seinen Nahmen zu verändern, liebe Mutter. Aber es ist ja beinahe, als ob sie das schon erfahren hätten. Ich weiß indeß nicht, ob ich meines Vaters Geheimniß verrathen darf."

Diese Worte thaten eine sichtbare Wirkung auf Luisens Mutter; sie war in einer heftigen Bewegung, deren sie durchaus nicht mächtig werden konnte. — „Was fehlt Ihnen?" fragte Wilhelm unruhig. „Ist Ihnen vielleicht etwas bekannt?" — Sie faßte sich ein wenig. Es wäre möglich, sagte sie, noch immer mit bebender Stimme, daß dieses Verschweigen Ihres wahren Nahmens wieder ein Hinderniß Ihrer Verbindung mit meiner Luise werden könnte. Wenn Sie mir doch Ihren wahren Nahmen sagten!

„Das will ich," antwortete Wilhelm lächelnd; und in diesem Augenblick ging Madame Lange an ein Fenster, um da etwas zu suchen. „Ich heiße Bergedorf."

Madame Lange klingelte, ging hinaus,

kam erst nach einer Viertelstunde wieder, und entschuldigte sich mit einem nöthigen Geschäfte, an das sie auf einmal gedacht hätte. Sie war heiterer, als vorher, und nicht mehr ängstlich. Jetzt sprach sie von Hannchen, und sagte Wilhelmen auf den Kopf zu, daß er das Mädchen noch immer halb und halb liebe. Er mußte ihr alle seine Unterredungen mit Hannchen und ihrem Vater beinahe Wort für Wort wiederholen. Dann hörte sie ihn über die Empfindungen seines Herzens ab, und endlich sagte sie lächelnd: Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß Sie Hannchen heirathen würden, wenn Sie Luisen nicht kennten?

„Das gestehe ich zu; doch dürfen Sie daraus keine Folgerung herleiten.“

Nur die Eine, mein guter Brand, daß Ihr Herz getheilt ist.

„Nein!“ sagte Wilhelm eifrig.

Ja! erwiederte Madame Lange lächelnd. Wenn Sie mir nicht Recht geben wollen — soll meine Tochter unsern Streit entscheiden?

Das wollte Wilhelm nicht; und Madame Lange versprach ihm, Luisen kein Wort davon zu sagen. Denn, setzte sie hinzu, wenn Luise Ihre Frau wird, so darf sie es nicht wissen, weil jede junge Frau ein wenig eitel ist. Und würde Hannchen Ihre Frau . . . — Wilhelm wollte sie unterbrechen; sie fuhr aber fort: so dürfte die nicht wissen, daß Ihr Herz getheilt war.

Wilhelm widersprach ihr lebhaft. Nun denn, sagte Madame Lange lächelnd: um so besser für Luisen, wenn Sie Sich dessen nicht einmal bewußt sind! Aber — lassen Sie ja Ihre Braut nicht merken, daß Sie im Stande wären, ein anderes Mädchen zu heirathen! Denn eine Liebende will, daß ihr Geliebter in der ganzen Natur nichts lieben soll, als sie! Und Sie, mein guter Brand — oder Bergedorf —: ich hätte sogar rechte große Lust, Ihnen auf den Kopf zuzusagen, daß Sie Hannchen mehr lieben, als Luisen.

„Hören Sie auf, Madame Lange, ich bitte Sie.“

Und daran ist Luise eben so viel Schuld,

als der Zufall. Ihre Liebe zu meiner Tochter ist so besonnen gewesen, hat so wenig Romantisches bekommen, ist so ruhig fortgegangen — Freilich habe ich durch meinen Rath dazu beigetragen; denn ich liebe die Ehen eben nicht, die auf einem brennenden Boden ruhen. — Wenigstens ist Ihre Phantasie nicht von Luisen gefesselt, wenn auch Ihr Herz. Sie werden mir doch aber zugeben, daß die Liebe ihre jugendliche Stärke, ihre hinreißende Allgewalt vorzüglich durch die Phantasie bekommt? . . . Ihre Liebe zu Hannchen entstand in der Werkstätte der Natur, und erhielt daher auch die ganze Allmacht der Natur. Sie war der erste gewaltsame Ausbruch aller Ihrer Empfindungen, die vereinigte Wirkung von tausend, zum Theil ganz unbekannten, Ursachen. Ihre Liebe zu Luisen ist das Kind des Nachdenkens, der Hochachtung und sittlicher Gefühle; Ihre Liebe zu Hannchen ein Kind des heißen Herzens, der Jugend, des innersten Vertrauens.

„Sie gestehen also selbst, daß meine

jetzige Liebe weit edler ist, als meine ehemalige."

Edler, ja! auch dauernder, tugendhafter, beglückender; aber nicht so stark, nicht so gewaltig, so an sich reißend. Gegen Luisens Verlust würde sich ihr Kopf auflehnen; gegen Hannchens Verlust sträubt sich Ihr Herz. Sie werden mit Luisen gewiß glücklich seyn; aber das Glück, das sich Ihre Phantasie in Hannchens Besitze geträumt hat (obschon vielleicht nicht gefunden hätte), wird Ihnen unermeßlich, unersetzlich vorkommen.

„Ich muß nur gehen," sagte er jetzt unmuthig; „sonst beweisen Sie mir noch, daß ich Luisen, Hannchen und mich selber hasse." —

Auf dem Wege nach Hause gestand er sich, daß Madame Lange in manchen Stükken nicht ganz Unrecht hätte, und daß es wohl nicht rathsam seyn würde, wenn Luise erführe, welche laute Stimmen noch in seinem Herzen für Hannchen sprächen. „Aber," dachte er, „was will sie mit dem allen? Es

scheint ja beinahe, als hätte sie nicht mehr recht Lust, mir Luisens Hand zu geben.“ —

„Wie findest du Hannchen?“ fragte die Mutter, als Luise mit verweinten Augen von ihrer Nachtwache zurückkam.

O, ich werde nie glücklich seyn, ob ich gleich recht große Ursache habe, mich glücklich zu fühlen.

„Das klingt seltsam genug. Laß doch hören!“

Ach, Mutter! so viel Sie auch von der Vergänglichkeit der Liebe gesagt haben: es giebt Herzen, deren innerstes Wesen nur Liebe ist. Hannchen und ich, wir haben unglücklicher Weise solche Herzen; und so muß eine von uns die andre unglücklich machen. Wir lieben uns; aber das Schicksal hat uns so nahe zusammengebracht, daß wir einander verderben müssen.

„Müssen? . . . Luise! so spricht nur ein böser Wille, oder verzweifelnde Muthlosigkeit, oder die gränzenloseste Leidenschaft; und keins von allen dreien sollte je aus deinem Herzen sprechen. Wie! du hättest nicht einmal

eben so viel Muth, wie Hannchen? Ein Mädchen, das von der Gewalt der Vernunft und eines festen Entschlusses gar keinen Begriff hat, das einer übermächtigen, in ihren Augen unbesiegbaren Leidenschaft hingegeben ist, kämpft dennoch, und siegt, bloß darum, weil sie gut ist. Und meine Luise, die sehr wohl weiß, wie das Gefühl wirkt, und die in ihrer Vernunft die stärksten Waffen dagegen findet — die hört auf zu kämpfen, weil sie glaubt, sie werde nicht siegen können? Ich habe hier ein Billet von der Gold, das die ganze Unterredung zwischen Brand und Hannchen Wort für Wort enthält. Sieh, Brands Vater macht ihr wieder Hoffnung: aber die Hand ihres Geliebten ist fremdes Eigenthum; und edelmüthig giebt sie alle Ansprüche ihrer heißen Liebe auf. Sie will ihn nicht wiedersehen; da sie nicht glücklich seyn kann, so will sie glücklich machen. Und du, Luise, wolltest verderben?"

Muß ich nicht? Ach, sie stirbt! Und mich wird der Gram um sie tödten! Ich

habe zwei Herzen: eins, das sie haßt, und ein andres, das sie zärtlich liebt.

„Und Er? . . . Du sagtest ja, daß du Ursache hättest, dich für glücklich zu halten."

Ja, Er! Ich weiß, daß er mich liebt, und daß sein Herz mir ungetheilt gehört.

„Doch wohl aus Unterredungen mit ihm? Ich sehe in seinen Versicherungen, daß er dich liebt, ein Opfer, welches er der Redlichkeit bringt. Er ist entschlossen, dir seine Hand zu geben, was es seinem Herzen auch kosten mag. Nun kündigt er Hannchen an, daß er dich liebt. So nimmt er ihr, und auch sich, alle Hoffnung, daß es noch anders werden könnte. Mich dünkt, bei einer völlig entschiedenen Gewißheit seiner Liebe zu dir, würden seine Worte weniger entscheidend gewesen seyn."

O Mutter, was ist Ihre Absicht! Wozu wollen Sie mich bringen!

„Zu nichts, mein Kind. Du sollst nur eine freie Ansicht haben; und dann magst du dir wählen: den Besitz des Geliebten, und dabei Gram über den tödtlichen Schmerz

des lieben Mädchens; oder, wenn du stark genug zu einem Opfer bist, das Glück zweier andren Herzen, und eignen Schmerz, den aber die Zeit besiegen wird."

Zweier Herzen? Wird er denn glücklich seyn, wenn er meine Hand nicht bekommt? — O Mutter, er wäre ja ein Bösewicht, wenn . . .

. . . „wenn er dir ungetreu würde. Du hast ja gehört, daß er dir treu bleibt, sogar mit der Gefahr, Hannchens Herz zu brechen. Er hat sein Opfer gebracht, und Hannchen das ihrige."

Und ich? O, ich weiß, was Sie fodern! Ich soll ihm, ich soll dem Glücke meines ganzen Lebens entsagen.

„Sieh hier, was mir die Gold geschrieben hat. Als du weggegangen warst, ließ ich ihn rufen. Er liebt dich, das ist gewiß; allein er würde mit Hannchen nicht unglücklich seyn, das ist eben so gewiß. Zum Verderben führte die Natur euch nicht zusammen, Luise. Mit Wohlgefallen sieht der Himmel auf den edlen Kampf dreier Her-

zen. Gewiß, du kannst nicht edler seyn, als er und Hannchen es sind; wohl aber glücklicher: denn du weißt, daß der Tugendhafte auch dem Schmerz eine Gränze setzen kann." — Hier stand sie auf, und ließ ihre Tochter allein.

Bei Luisen war die Stimme des verlangenden Herzens noch zu laut, und betäubte die sanftere Stimme des Mitleidens mit Hannchen. Endlich entschloß sie sich, alles auf Wilhelms Entscheidung ankommen zu lassen. Sie schrieb ihm; aber doch wagte sie es nicht, das Billet wegzuschicken, ohne es ihrer Mutter gezeigt zu haben.

Die Mutter schüttelte beim Lesen den Kopf. „Ich wünschte," sagte sie lächelnd, „daß ich das Billet nicht gesehen hätte — nur, um zu erfahren, ob du wirklich den Muth gehabt haben würdest, es wegzuschikken. Liebes Kind, halbe Maßregeln sind fast nichts als eine stille Heuchelei gegen sich selbst; und möchtest du, daß man dir einen solchen Vorwurf machen könnte?"

Luise zerriß den Brief, anstatt etwas zu

sagen; denn sie sah in diesem Augenblicke, daß Brand keine andre Antwort geben konnte, als die einzige, die er schon gegeben hatte. Sie verachten mich, Mutter! sagte sie betrübt.

„Nein, meine edle Luise. Ich an deiner Stelle hätte den Brief vielleicht nicht so entschlossen vernichtet, wie du. Aber — was du thust, sollst du mit Besonnenheit thun. Ich weiß, daß du auch das größte Opfer bringen kannst; doch das könnte in der Stunde einer seltenen Begeisterung selbst der Schwache. Leidenschaft, auch die tugendhafteste, ist nicht Tugend. Laß uns heute nicht mehr darüber reden." — —

Sie gingen zu Hannchen, und Luise blieb noch eine Stunde allein bei ihr. Das bleiche Gesicht, die erloschenen Augen der Kranken, und die geduldigen Thränen, womit sie nur in stillen Seufzern, in sanften Worten ihr Schicksal beklagte, machten auf Luisen den tiefsten Eindruck. „Aber," sagte sie auf einmal sehr schnell, „wenn er nun am Ende doch der Ihrige würde!" — Sie erschrak vor ihrer eigenen Frage.

Hannchen wendete funkelnd die Augen auf Luisen, breitete die Arme nach ihr aus, und fragte eilig: „wie! darf ich noch hoffen? O, um des Himmels willen, reden Sie!"

Luise suchte einzulenken, so gut sie konnte; aber Hannchen bat sie mit sanftem Tone: „sagen Sie ja so etwas nie wieder! Fühlen Sie nur, wie mein Herz schlägt, und wie ich glühe! . . . Ach, nun werde ich wieder so matt!" — Luise empfand das wehmüthigste Mitleiden, und schlug die Blicke wieder zu Boden. Ihre Augen brannten, ihre Wangen glüheten, ihr Busen flog von dem heftigen Kampf in ihrem Innern. Sie mußte sich entfernen, weil sie sonst gesagt haben würde: er soll dein seyn!

Als sie wieder zu Hause war, kam Wilhelm, und sie bat ihn, einen Spaziergang mit ihr zu machen. „Ich habe Hannchen gesehen," sagte sie nach einer Weile ruhig. (Er erschrak.) „Sie haben mir viel zu wenig von ihr gesagt. Sie ist schön wie ein Engel, und hat auch ein Herz, wie ein Engel.

(Er antwortete nicht.) Nun erzählte sie ihm Hannchens rührende Gespräche mit der Madame Gold. „Hannchen," sagte sie dann, „liebt Sie mit unbeschreiblicher Innigkeit." (Er schwieg noch immer.) „Sagen Sie," fuhr Luise unruhiger fort: „was konnte Hannchen dafür, daß sie einige Monate später zum Vorschein kam, als sie sollte? Einige Monate früher; und sie hätte Ihre Hand bekommen: nicht wahr?"

Wilhelm zuckte die Achseln.

„Und Sie hätten Hannchen geliebt: nicht wahr?"

Ich würde mir Mühe gegeben haben, Luisen zu vergessen.

„Und Sie würden mich vergessen haben, wie Sie Hannchen einmal vergaßen."

Nein, nein! niemals!

„Antworten Sie mir aufrichtig! Als Sie Eulenrode verließen — wenn Ihr Vater da zu Ihnen gesagt hätte: du wirst Hannchen vergessen; was würden Sie ihm geantwortet haben? . . . Ganz gewiß dasselbe, was Sie

so

so eben mir antworteten. Hannchen liebt Sie; und ich fürchte, der Gram über Ihren Verlust wird sie tödten. Ich wollte, Sie sagten mir: ich liebe Hannchen, oder ich werde sie lieben. Auch wollte ich, mein Freund, daß ich Sie weniger liebte! . . . Wenn wir doch Beide einmal eine Stunde lang vergäßen, daß wir auf dieser Erde sind, wo die Sitte auch über die reinste Freundschaft den Schleier einer höflichen Zurückhaltung hängt! Wie, wenn wir einander den Grund unsrer Herzen eröffneten?"

Er schwieg. Sie hob wieder an: „auch Ihr Schweigen ist eine sehr bedeutende Antwort, Brand. Wir lieben einander, und können hoffen, daß wir glücklich seyn würden; aber soll Hannchen darum sterben, oder, so lange sie lebt, unglücklich seyn?"

Wird nicht auch sie vergessen?

„Vielleicht, sage ich. Gewiß, sagt meine Mutter: vorausgesetzt, daß sie lange genug lebt. Doch ich habe tausend Wege, wohin ich fliehen kann, wenn Sie mich

verlassen, wenn wir einander nicht mehr sehen. Ich würde Sie sogar fortlieben können, sagt meine Mutter, ohne unglücklich zu seyn. — Und Sie? Sie haben schon gezeigt, daß Sie vergessen können. Hannchen aber hat nichts als ihre Liebe: die ist der einzige Grund, auf dem sie gedeihen, auf dem sie seyn kann. . . . Sie schweigen?"

Ich finde, daß Sie mich sehr wenig lieben. — Er blickte ihr in's Gesicht, sah, daß ihr Thränen in den Augen standen, und war darüber sehr betroffen.

„Das war ein harter Vorwurf! Nehmen Sie ihn zurück! Ich möchte Ihnen sonst dasselbe sagen; und doch wünschte ich, daß, wenn wir uns trennen müssen, unsre Trennung ein Opfer der Menschlichkeit wäre. Ich liebe Sie, und weiß noch nicht, wie ich mein Opfer werde vollenden können. Ihnen würde das Mitleiden mit Hannchen zur Liebe werden. . . . Wollen Sie meiner Mutter die Entscheidung überlassen?"

Nein! denn ich weiß, wie sie entschei-

den würde. Sie hält die Liebe für ein Spiel, und jeden Schmerz für eine bald verschwundne trübe Minute.

„Ja sie; aber nicht ich! . . . Sie fodert, ich soll Ihre Hand ganz ruhig aufgeben; ich soll das Opfer der Tugend mit der Kälte bringen, womit ich etwa eine schwere Rechnung mache. Wenn ich das könnte, so hätte ich Sie nie geliebt. Ich hasse die Grundsätze, die mich zwingen wollen, zu lächeln, wenn mein Herz bricht. Aber Mitleiden mit Hannchen — ihre Thränen, ihre stillen Klagen zerreißen mir das Herz. Ich muß thun, was ich thue. O, wüßte ich, daß Hannchen, und daß Sie, Sie glücklich seyn würden . . . Wüßte ich das . . .“ — Sie brach ab, und weinte sanft. Auf einmal blieb sie stehen. „Antworten Sie mir aufrichtig! Würden Sie mit Hannchen glücklich leben?“

Luise!

„Ja, oder nein!“

Er riß sich los, und fragte heftig: können Sie ohne mich glücklich werden?

„Ja! Und nun antworten Sie offen!“

Ja! sagte er, und schlug die nassen Augen zu Boden.

„So lassen Sie uns gehen!“ — —

Beide gingen, wie betäubt, neben einander her. Als sie zu Hause kamen, sah die Mutter auf den ersten Blick, daß etwas Wichtiges vorgefallen war. „Wir trennen uns von einander,“ sagte Luise mit sanfter Wehmuth: „Brand gehört Hannchen; und ich — ich habe seine Freundschaft und das Herz meiner Mutter.“

Nein, sagte Wilhelm, und warf sich vor ihr nieder. Nein! hören Sie mich erst, Luise, und dann entscheiden Sie!

„Die schwerste Minute,“ erwiederte Luise, „ist überstanden: die Minute des Entschlusses. Wir sind Beide frei. Soll Hannchen jetzt noch länger leiden?“

Die Mutter nahm mit Entzücken Luisen in die Arme, und fragte dann feierlich: „bist du fest entschlossen, Luise?“

Fest! unwiderruflich!

„Nun denn," hob die Mutter mit bebender Stimme an: „so höre!" — Sie zögerte. „Er ist . . . er ist dein Bruder. Ich bin seine Mutter!" — Sie sank ohnmächtig in Luisens Arme.

Bruder! Mutter! riefen Luise und Wilhelm, bleich und zitternd. — Als die Mutter sich erholt hatte, sagte sie mit ausgebreiteten Armen: „ja, ich bin deine Mutter! du bist mein Sohn!" Luise flog entzückt auf ihn zu; er aber stand da, wie erstarrt. Die Mutter holte ein Paket Briefe hervor. Wilhelm erkannte die Handschrift seines Vaters, und war nun überzeugt, aber deshalb nicht ruhiger. Mein Vater, sagte er, hat mir erzählt . . .

„Ich weiß, er hält mich für schuldig; aber ich war es viel weniger, als er glaubt." Sie erzählte ihre Geschichte, zu der wir nur noch hinzusetzen dürfen, daß sie, nach dem Tode ihres Vaters, des Kapitains, und nach der Geburt ihrer Tochter, Berlin zum Aufenthalte wählte, um ihre Tochter durch eine

sehr gute Erziehung mitten in der Welt vor den Gefahren der Verführung zu sichern. Wilhelm knieete vor seiner Mutter nieder, und sank dann in die Arme der geliebten Schwester.

Die Mutter fuhr, als die erste Heftigkeit des Entzückens vorüber war, zu Hannchen, und brachte ihr allmählich bei: es wäre Hoffnung da, daß Wilhelm von seiner Braut loskommen könnte. Dann gab sie ihr endlich die frohe Nachricht, daß Wilhelm sie liebe, daß sie sein werden solle, und daß sie ihn mit jedem Augenblick erwarten dürfe. Endlich kam er, und sank an Hannchens Bette nieder. Jetzt erst, da sie unaussprechlich glücklich war, gestand sie ihm die Gefühle ihres Herzens. Die entzückende Freude goß einen neuen Strom von Lebenskraft in ihre Brust; sie blühete wieder auf wie eine Rose, und war beständig wie in einem frohen Taumel.

Endlich bekam Wilhelm einen Brief von seinem Vater, der ihm schrieb, daß er seine

Gattin nicht gefunden hätte, und daß sie unschuldig gewesen sey. — Daß er sie in Dresden zu finden gehofft, hatte ein Irrthum der Frau von Graven veranlaßt. Bergner war verheirathet nach Dresden zurückgekommen, und lebte da ganz in häuslicher Stille. Die Frau von Graven erfuhr seine Anwesenheit, sah einmal von fern seine Frau, glaubte an dieser große Aehnlichkeit mit ihrer ehemaligen Schwägerin zu bemerken, und schrieb, was nur Vermuthung war, ihrem Bruder als Gewißheit. Der Baron besuchte Bergnern bald nach seiner Ankunft in Dresden. Dieser hatte lange in Wien gelebt, war ein glücklicher Gatte, hatte schon mehrere Kinder, und wußte von Hannchens Schicksal nicht das Mindeste. Er erzählte dem Baron seine Trennung von ihr, woraus ihre Unschuld ganz offenbar erhellte. Nun war es Bergedorfs sehnlichster Wunsch, seine Gattin wiederzusehen; und in Kurzem wurde dieser Wunsch erfüllt.

Die Glücklichen in Berlin eilten zusam-

men nach Dresden. Wilhelm führte seine Mutter unvermuthet zu seinem Vater, wo auch Bergner gerade war. Beide erkannten Hannchen auf den ersten Blick, und der Baron warf sich in ihre Arme. Sie führte lächelnd Luisen zu ihm hin; und es konnte kein neuer Zweifel bei ihm entstehen, da Luise das sprechendste Ebenbild der Frau von Graven war. Er drückte mit steigender Freude seine Tochter an die Brust; und endlich stellte Wilhelm ihm Hannchen als seine Braut vor. — „Und deine andre Braut?" fragte der Baron.

War meine Schwester!

„Und wie erfuhrt Ihr denn das?"

Durch die Karte, die du mir schicktest. Ich erkannte deine Hand, und dein Sohn mußte mir deinen Nahmen sagen.

Alle setzten sich nun um den Baron her, und erzählten ihm jede auch noch so geringe Kleinigkeit. „Ich wünschte," sagte er endlich, „mein Schwiegervater, der Kapitain, lebte noch! Lauter gute, edle Menschen, und

alle ihre Handlungen sehr edel; doch nicht Einer aus Grundsätzen tugendhaft: nur aus Mitleiden, aus Dankbarkeit, aus Klugheit, aus Liebe, um eines Porteepées willen. Am Ende muß ich freilich wohl noch zugeben, daß eine tugendhafte Erziehung, daß Beispiele von Menschlichkeit, Güte, Geduld und Großmuth, beinahe so viel werth seyn können, wie die besten Grundsätze! . . . Warum sollte ich es nicht gestehen? Ich selbst war mit meinen Grundsätzen ein Paarmal eben nicht sehr taktfest. Und weswegen? weil ich die Botanik liebe. Schwach sind wir Alle gewesen (seine Frau gab ihm hier die Hand), und Grundsätze sind nöthig. Ich glaube auch, daß eine Zeit kommen wird, wo sie allein die Quellen unsrer Tugenden, wie unseres Glückes, seyn werden; noch ist aber diese Zeit nicht da. Daß ich davon ging, und einen falschen Nahmen annahm: machte das nicht auch die Leidenschaft? . . . Jetzt denke ich erst daran! Das hätte mir können theuer zu stehen kommen. Wenn der da der Ehe-

mann seiner Schwester geworden wäre! Aber heirathen soll er, je eher, je lieber, und zwar dich, mein liebes, gutes Hannchen."

Wilhelm und Hannchen wurden nach einigen Wochen ein Paar. Zu Luisen drängten sich, wegen ihrer Liebenswürdigkeit, auch in Dresden viele Freier; und nicht lange, so fand sich ein edler Mann, der ihr Herz und ihre Hand verdiente. Der Baron verlebte nun mit seiner Familie und der Botanik sehr glückliche Tage, im Genusse stiller häuslicher Tugenden und eines ungestörten Friedens.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

So geht es in der Welt

Bd.: 1

Berlin 1803

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149i(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090225-4